



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



BP 362.2.3

**Harvard College Library**

FROM THE BEQUEST OF

**GEORGE FRANCIS PARKMAN**

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of \$25,000, established in 1909, the income  
of which is used

"For the purchase of books for the Library"







Briefe,  
die  
Neueste Literatur  
betreffend.

---

XVI<sup>ter</sup> Theil.

---

Berlin, 1763.  
bey Friedrich Nicolai.

BP 362.2.3



G. F. Parkman Fund

---

## Inhalt der Briefe des sechzehnten Theils.

Zwey hundert und fünf und funfzigster Brief. Erzählung der im Journal de Trévoux 1760 recensirten Deutschen Bücher. S. 1.

Zwey hundert und sechs und funfzigster Brief. Auszug aus eben diesem Journal vom Jahre 1761. S. 35.

Zwey hundert und sieben und funfzigster Brief. Zwey kritische Abhandlungen von mehr als gewöhnlichem Schroot und Korn, in den Abhandlungen der Duisburgischen Gesellschaft, werden in ihrer Abgeschmacktheit gezeigt. S. 53.

Zwey hundert und acht und funfzigster Brief. Das treuherzige Schreiben eines Layenbruders im Reiche wird mitgetheilt. S. 67.

Zwey hundert und neun und funfzigster Brief. Vertheidigung der Beurtheilung des Hrn. Lindners Beytrag zu Schulhandlungen gegen einen in Lhorn herausgekommenen Briefwechsel und fünf sogenannte Hirtenbriefe. S. 87.

Zwey hundert und sechzigster Brief. Fortsetzung und Beschluß des vorigen. S. 110.

Zwey hundert und ein und sechzigster Brief. Anzeige des Hrn von Justi Vergleichungen der Europäischen und Asiatischen Regierungen. Desselben Gedanken von den Strafen werden angeführt. S. 117.

Zwey



---

Zweyhundert und zwey und sechzigster Brief.  
Entwurf eines kurzen Lehrgebäudes von den Stras-  
sen. In der Nachschrift wird die neue Preisanz-  
kündigung der Patriotischen Gesellschaft zu Bern  
eingerückt. S. 12

Zwey hundert und drey und sechzigster Brief. Be-  
urtheilung der *Ridicula litteraria* des Hrn. Klog.  
S. 141.

Zwey hundert und vier und sechzigster Brief.  
Uebersetzungen eines schönen Stücks aus diesen *Ri-  
diculo*. S. 153.

Zwey hundert und fünf und sechzigster Brief.  
Anzeige des Hrn. Winkelmanns Sendschreibe: von  
Herkulanischen Entdeckungen. Ein Schreiben des-  
selben, worin seine Lebensumstände enthalten wird,  
mitgetheilet. S. 159.

---

**Briefe,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Sechszehnter Theil.**



# B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

I. Den 6. Jenner 1763.

---

## Zweyhundert und fünf und fünfzigster Brief.

Es kann uns nicht ganz gleichgültig seyn, was unsere Nachbarn von unserer Litteratur denken. Hat es unsere Vordältern verdrossen, daß ein Franzose uns allen Muth absprechen wollte, so muß es uns angenehm seyn, daß unsere Nachbarn ihr billiger von uns urtheilen. Noch angenehmer muß es uns seyn, wenn wir hören, daß unsere besten Werke bey unsern Nachbarn mit Vergnügen gelesen werden; denn vor einiger Zeit waren wir gleichsam in unsere eigene Grängen eingeschränkt, und man verachtete uns, ohne uns zu kennen. Wir sind daher denjenigen Dank schuldig, welche es unternommen haben, die besten Werke der Deutschen, den Ausländern bekannt zu machen.

Sechszehnter Theil.

11 a

Jm

Im April 1754 kam zu Paris das erste Stük des Journal étranger heraus, worin man den Franzosen, die Litteratur der Ausländer bekannt machen wolte. Weil aber die damaligen Verfasser theils in der auswärtigen Litteratur sehr unwissend waren, theils dem ohnerachtet, so viel französische Presomption hatten, daß sie alles was in den Schriften der Ausländer nicht genau nach dem französischen Leisten zugeschnitten war, mit äußerster Verachtung ansahen, so fand ihr Unternehmen nirgends sonderlichen Beyfall, und sie sahen sich genöthiget mit dem Ende des Jahres 1758 aufzuhören.

Inzwischen haben sich andere Verfasser gefunden, an deren Spitze der Herr Abt Arnaud ist, welche dis Unternehmen mit weit mehrerer Geschicklichkeit, und auch mit weit mehrerem Glücke angefangen, als ihre Vorgänger. Es ist also mit Anfang des 1760ten Jahres das neue Journal étranger herausgekommen, welches sich von dem alten auf eine sehr vorzügliche Art unterscheidet. Die Verfasser haben sich große Mühe gegeben, sich von der Litteratur eines jeden Landes genau zu unter-



unterrichten und urtheilen mit einer Bescheidenheit, die ihnen wirklich Ehre macht. Insbesondere sind sie von dem was Deutschland angehet, gar genau unterrichtet, und haben an deutschen Schriften einen so grossen Geschmack gefunden, der fast alle Vermuthung zu übertreffen scheint, sie kennen alle unsere besten Schriftsteller, und ehren sie so sehr, daß sie sie beynähe den Alten an die Seite setzen. Zugleich fängt auch unsere Sprache und Litteratur an, in Frankreich mehrere Liebhaber zu bekommen; der Hof hat aus politischen Ursachen angeordnet, daß die Officiers von der Armee die deutsche Sprache lernen sollen. Man hat zu diesem Behufe bey der Ecole Militaire vier Professores der deutschen Sprache angeordnet, unter denen Herr Zuber der Uebersetzer der Schriften unsers Gegners der oberste ist.

Unsere beste Schriften sind zugleich durch das Journal étranger in Paris rühmlich bekannt worden, und was davon besonders ins französische übersetzt worden, hat so ungemeinen Beyfall erhalten, daß z. E. des Herrn Gegners Marc

Abel in wenigen Wochen einigemahl gedruckt worden. Dies hat vielen Lust gemacht unsere Sprache zu erlernen, um unsere beste Schriften im Original lesen zu können; und es giebt ists zu Paris mehrere Personen, welche außerlesene deutsche Bibliotheken haben.

Da nun das Journal étranger in unsern Gegenden sehr selten, oder vielmehr ganz unbekannt ist, so glaube ich keine unnütze Arbeit zu thun, wenn ich Ihnen daraus dasjenige ausziehe, was Deutschland angehet. Sie werden daraus sehen, daß man dort auf alle Schriften die in Deutschland einiges Aufsehen machen, aufmerksam ist, und auch überhaupt zu reden richtig darüber urtheilet; obgleich freylich, weil die Verfasser unsere Sitten, Philosophie und Art zu studiren nicht vollkommen inne haben, auch manches nicht völlig aus dem rechten Augpunkte angesehen wird.

Ich habe also die Jahre 1760 und 1761 des Journal étranger vor mir. Um Ihnen bey der grossen Anzahl deutscher Bücher, welche darin recensiret werden, von der Art der Verfasser solches zu beurtheilen einigen Begriff machen zu können, werde

werde ich bey manchem, was nicht so sehr erheblich scheint, ganz kurz seyn müssen, um mich bey demjenigen, was für Sie interessant seyn kan, etwas länger aufzuhalten. Ja ich werde sogar einige Anzeigen die nicht viel bedeuten, ganz übergehen. Es versteht sich auch, daß ich von den Artikeln, welche andere Nationen angehen, nicht anders als beiläufig etwas erwähnen werde. Ich fange also mit dem Jahre 1760 an.

Dem Januar ist ein Prospectus oder allgemeine Einleitung vorgefetzt. Nachdem darin von der Nützlichkeit der Journale überhaupt, etwas gesagt worden, folgen einige Betrachtungen über die alten und neuern Sprachen, dabey, wie Sie leicht vermuthen könnten, behauptet wird, daß die französische zur allgemeinen gelehrten Sprache am allerbequemsten sey. Inzwischen erkennet der Herr Abt Arnaud auch die Schwächen seiner Muttersprache, und verschweigt nicht die Vortheile den übrigen Sprachen. Einige seiner Urtheile von der deutschen Sprache zeigen gleichwohl, wie sehr schwer sich ein Ausländer, von der Litteratur eines fremden Volks, und einer

Sprache, die er nicht vollkommen inne hat; einen vollkommen richtigen Begriff machen kan, und wie behutsam er deshalb in seinen Urtheilen verfahren sollte. Der Herr Abt sagt z. B. die deutsche Sprache wäre nicht geschickt, das Lächerliche auszudrücken. Noch sonderbarer ist es, wenn er sagt: „Daß die Inversionen in der deutschen Sprache weniger gebraucht würden, seitdem sie von Gelehrten bearbeitet würde, die die Philosophie und die französische Sprache studiret hätten.“ Je mehr ich mich besinne, je weniger kann ich finden, daß in dem Gebrauch der Inversionen in unserer Sprache einige Veränderung vorgegangen wäre. Und die französische Sprache würde allenfalls wohl am unschuldigsten daran gewesen seyn.

Sie erinnern sich ohnfehlbar noch, daß ein deutscher Schriftsteller den Verfassern des alten Journal étranger vielleicht nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hatte, daß Sie bey dem Worte Etranger eben das dächten, was die Griechen bey dem Worte Barbar gedacht haben. Der Herr Abt erklärt sich hierüber sehr billig, er versichert,

schert, daß er *cette idée insultante* keinesweges mit dem Worte *Etranger* verbinde, er betrachte alle Gelehrten als Mitglieder einer einzigen Republik, deren sämtliche Mitglieder unter sich gleich sind, und wo niemand sich einer Tyranney anmassen darf. Eben so vernünftig erklärt er sich über die Art wie die W. die Werke der Ausländer beurtheilen wollen. Er sagt, sie würden sich wohl hüten, die ausländischen Werke, nach der Weise der französischen zu beurtheilen; noch mehr würden sie sich hüten über die Werke der Ausländer solche übereilte Urtheile zu fällen, die schon vorher das *Journal étranger* in Mißcredit gebracht hätten. u. s. w.

Am Ende nennet der Herr Abt noch einige seiner Mitarbeiter, sie sind der Herr v. Montücla, der Herr v. Querlon, Herr Suard, Herr Baer, (Gesandtschaftsprediger des Schwedischen Gesandten;) Herr Stannton ein Engländer, der Herr v. Tscharner, (der Uebersetzer der Gedichte des Hrn. v. Haller;) und Herr Schmidt, beyde in Bern. Gegen das Ende dieses Jahres sind noch hinzu gekommen, der Herr Abt Bailly,



Herr Abt Konbaud, und Herr Zuber, ein  
Schweizer von Geburt.

Uebrigens kommt in diesem Monate ausser ei-  
nigen kurzen Anzeigen noch nichts aus Deutschland  
vor. Den Herrn Prof. Halle verwechseln hier  
die B. mit den Herrn v. Haller, bey Gelegenheit  
der Anzeige von des Ersten Naturgeschichte der  
Thiere.

Im Februar und März wird von des H.  
Boscovich Philosophiae naturalis Theoria  
ausführlich Nachricht gegeben. Sie kennen die-  
ses Buch schon aus dem zweyten Theile unserer  
Briefe, also sage ich hier nichts weiter davon.  
Am Ende der Recension wird ein Verzeichniß der  
sämtlichen Schriften des Vaters beygefüget.

Ein Schreiben eines Gelehrten aus Ro-  
stock, (welches aber ohne Zweifel erdichtet ist,)  
streitet wider Herrn le Cat zu Rouen, der die  
ausgerechnete Erscheinung des Cometen von 1759  
mit dem System der Cartesischen Wirbel, welches  
doch dadurch beynahe unwidersprechlich widerlegt  
wird, hatte vereinigen wollen.

Des Herrn Suesli Leben Rupegi und Kungendas wird mit dem verdienten Lobe recensirt.

Der Madame Klopstockin hinterlassene Schriften, müssen ihrer ganzen Anlage, und dem darin herrschenden Geschmacke nach, allerdings einem Franzosen etwas ganz neues und sonderbares gewesen seyn. Inzwischen urtheilen die B. wirklich davon mit der Zurückhaltung, die sie sich in Ansehung der Werke der Ausländer vorgeschrieben haben. Sie sagen: „Ein Gemälde der „ehelichen Liebe ist nur für diejenigen rührend, „die im Stande sind, sie zu empfinden, doch hat „man bemerkt, daß es jederzeit seine Wirkung „thut, wenn es von einer geschickten Hand her- „kommt, und mit natürlichen Farben gemahlt „ist.“ Sie fahren fort, die Schriften der Madame K. aus diesem Angpunte zu betrachten, übersetzen eine schöne Stelle daraus, und auch eine Stelle aus dem Trostschreiben eines Freundes des des Herrn K. Bey Gelegenheit der Todtenbriefe der beiden Eheleute, woraus auch einiges zur Probe übersetzt wird; merken Sie, wie mich dünkt, sehr richtig an: „Sie werden zeigen, „wie

„wie sehr, ohngeachtet man gewohnt wäre, lebhaft zu empfinden, dennoch, die Sprache der Einbildungskraft und eines erdichteten Schmerzes, von der Sprache des wirklichen Schmerzes unterschieden sey.“

Eine kurze Nachricht von der neuerrichteten Churfürstlichen Akademie zu München, imgleichen von der zu Inspach herausgekommenen Oden-Sammlung (wobey ein Lied des sel. Herrn von Chronegk übersetzt wird,) macht den Beschluß des Märzmonats.

Im April wird des Herrn von Kleist Frühling nach der 1766 gedruckten Ausgabe, übersetzt geliefert. Die B. sagen bey dieser Gelegenheit:  
 „Als der Poet Eupolis im Schiffsbruch umkam,  
 „da er seinem Vaterlande Athen gegen die Lacedämonier dienen wolte, gaben die Athenienser  
 „ein Gesetz, wodurch den Poeten verboten ward,  
 „künftig die Waffen zu führen. Wenn es unsern  
 „ihigen Sitten, Gebräuchen und Regierungsformen gemäß wäre, die Poesie eben so wichtig zu finden, und für diejenigen die sich darin hervor-  
 „thun, eben die Sorgfalt zu haben, so würde  
 „Deutsch,

„Deutschland nicht den Verfasser dieses Werks,  
 „einen der größten Dichter und der tapfersten  
 „Krieger seiner Nation, bedauern dürfen..

Die Uebersetzung dieses vortreflichen Gedichtes, scheint, soweit es die französische Sprache erlaubt, sehr gut gerathen zu seyn; ich sage erlaubt, denn bey einer solchen Uebersetzung merkt man es recht deutlich, wie sehr in der einen Sprache Richtigkeit, aber auch Zwang; in der andern Sprache hingegen Freiheit, aber auch Unregelmäßigkeit herrschen. Ich will nur eine kleine Stelle anführen, welche zum Beispiel seyn mag, wie eine jede von diesen Eigenschaften, wechselsweise Vortheil und Schaden bringen könne.

In überirdischer Höle

Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blumen  
 der Geishirt

Bläst auf der hellen Schalmen, hält ein, und häret  
 die Lieder

Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach, und  
 endlich verloren

Bläst, und hält wiederum ein. Tief unter ihm  
 klettern die Ziegen,

An jähen Wänden von Stein, und reißen an bitterm  
 Gesträuche.

Dieses

Dieses wird in der Uebersetzung folgendermaßen gegeben:

„Assi au milieu des fleurs dans un berceau  
 „formé de buissons touffus, le Berger enfile  
 „son chalumeau sonore; il s'interrompt de  
 „tems en tems pour entendre ses airs à tra-  
 „vers les hêtres, ou ses sons se perdent enfin  
 „par gradation. Autour de Lui les chèvres  
 „grimpent sur des Rochers escarpés & brou-  
 „tent la feuille amère sur le bord des pre-  
 „cipices.“

Wenn man diese Stellen, so kurz sie sind, ge-  
 nau mit einander vergleicht, so wird man em-  
 pfinden, was ich oben angemerkt habe. Der  
 Uebersetzer selbst, ist hievon vollkommen überzeugt,  
 und füget am Ende einige Anmerkungen hinzu,  
 die ich ihrer Gründlichkeit und Wichtigkeit wegen,  
 sehr gern ganz hieher setzen möchte, wenn es nur  
 der Platz erlaubte. Er sagt: „Jede Ueber-  
 „setzung ist ein Schleier, und wir möchten diesen  
 „Schleier gern so durchscheinend machen, wie  
 „jene Gewänder auf der Insel Cos, von denen  
 „Anakreon redete, nach denen sich die griechi-  
 „schen



„schen Bildhauer richteten, um das Nackende  
 „hinter dem Gewande, erscheinen und gleichsam  
 „fühlen zu lassen „ Er entschuldigt sich wegen  
 der vielen Beiwörter, die in der französischen  
 Sprache ungewöhnlich scheinen, in der That aber  
 in der Dichtkunst vielfältigen Nutzen haben; Er  
 preiset den Franzosen die in der deutschen Dicht-  
 kunst gewöhnliche Art, kleine Umstände zu be-  
 schreiben, an. Er entwickelt einige Schönheiten  
 des Frühlings, und schließt endlich folgender-  
 massen: „Der Herr v. Kleist kennete die Alten,  
 „und betrachtete die Natur. Unsere Poeten mö-  
 „gen sich ja nicht betragen; bloß auf diese Art,  
 „werden Sie uns Sachen vorlegen können, die  
 „zugleich neu und wahr sind. Die Natur, deren  
 „Erscheinungen, Eigenschaften, Wirkungen und  
 „Verhältnisse unendlich, und folglich unerschöpf-  
 „lich sind, wird ihnen allemahl, wenn sie darauf  
 „Acht haben, neue Ideen und neue Gemälde  
 „darbieten; aber bloß von den Alten werden sie  
 „lernen, diese neue Ideen gehörig auszubilden,  
 „das heißt, den feinen Punkt zu kennen und zu  
 „treffen, wo die Kunst und Natur sich unter-

„finden

„einander vereinigen, mildern, dienen, und verschönern.“

Der folgende Artikel handelt von D. Störks Abhandlung vom Schierling, welches Werk das gebührende Lob erhält.

Des fünften Bandes erstes Stück, der Bibliothek der schönen Wissenschaften wird angezeigt, und des Herrn Winkelmanns Betrachtungen über die Werke der Kunst, daraus übersetzt. „Herr Winkelmann sagen die B. redet von den Alten wie ein Alter selbst, seine Gedanken sind eben so gründlich, so edel, so simpel.“

In diesem Monate wird auch noch eine Nachricht von der engländischen Uebersetzung der Zeumannischen Chymie gegeben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# B r i e f e,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

II. Den 13. Jenner 1763.

---

### Beschluß des zweyhundert und fünf und funfzigsten Briefes.

**I**m Maimonat liest man einen Brief aus Wien, worin von dem Zustande der dortigen Litteratur Nachricht gegeben werden soll. Man sieht wohl, daß der B. die übrigen Theile von Deutschland gar nicht kennet, und überhaupt sehr leicht urtheilet. Ich will nur eine einzige Stelle anführen. „Man findet in Deutschland  
„wenig Meisterstücke, noch weniger wahre Kenn-  
„ner, selten einen Liebhaber. Der Deutsche ist  
„inzwischen doch Musikus und sogar Maler.  
„Man sieht in diesem grossen Theile von Europa  
„ganze Städte, deren Häuser mit Bildern be-  
„schmieret sind. (barbouillés); und in allen Dör-  
„fern findet man Hirten die auf einigen Instru-  
Sechszehnter Theil. B menten

„menten spielen.“ Welch ein Urtheil über eine Nation, die in der Malerey und sonderlich in der Musik, die größten Meister hervorgebracht hat! Zum Beweis, daß diese Künste den Deutschen nicht ganz unbekannt wären, versichert der B. Häuseranstreicher und Dudelsackspieler in Deutschland gesehen zu haben! —

Den größten Theil dieses Briefs macht eine weitläufige Nachricht von der französischen Komödie und Italiänischen Oper in Wien aus. Diese Schauspiele interessieren aber meines Bedünkens nicht allein die deutsche Litteratur ganz und gar nicht, sondern sind auch nicht einmal für die Franzosen besonders anmerkungswürdig, denn es ist ja Weltbekannt, daß an den meisten grossen und kleinen deutschen Höfen französische Komödien und italiänische Opern zu finden sind.

Des Herrn Weisse, Beytrag zum deutschen Theater wird recensirt; aus dem Trauerspiele Eduard III. wird ein weitläufiger Auszug geliefert, und dasselbe mit dem gebührenden Lobe belegt.

Des

Des Herrn Winckelmann Nachricht von dem berühmten Torso, nebst noch einigen andern Nachrichten, sind aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersezt.

Man erwähnt auch noch einiger Dissertationen und mittelmäßigen Gedichte, die aber weder für einen Deutschen noch Franzosen interessant sind.

Weit interessanter müssen einem jeden deutschen Leser im Brachmonate, die Betrachtungen über den Mechanismus der italiänischen engländischen und deutschen Versification seyn. Der Verfasser dieser Abhandlung ist ein geborner Franzose, nemlich der Herr Chevalier von Castelus, Oberster des Regiments la Marche Province. Dieses ist ohnefehlbar das erstemahl, daß, wenigstens ein Ausländer die deutsche Dichtkunst, auch nur in einige Vergleichung mit der Dichtkunst unserer Nachbarn gesezt hat. Man muß es also dem Verfasser Dank wissen, daß er sich hat erinnern wollen, daß auch die Deutschen eine Versification haben; und es ist an einem gebornen Franzosen allerdings zu bewundern, daß er Kenntniß genug von der deutschen

Sprache und ihren innern Eigenschaften hat, um über ihre Versification, einige im Ganzen betrachtet, nicht ungegründete Urtheile zu fällen.

In dieser Abhandlung wird zuvörderst die italienische und engländische Versification miteinander verglichen, und in beiden ungemein viel einstimmißes gefunden; und darauf kommt der V. auf die deutsche Sprache. Er fällt im Anfange ein etwas ungütiges Urtheil darüber. Er meint, die besten deutschen Köpfe würden nicht in Abrede seyn können, „daß ihre Sprache etwas barbarisches an sich habe, sowohl wegen der vielen „Consonanten, mit denen sie überhaupt ist, als „wegen der sonderbaren (bizarre) Construction „ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keineswegs mehr Freyheit oder mehr Hülfsmittel „giebt, sondern nur ohne Noth die metaphysische Ordnung der Wörter störet.“ Ich zweifle sehr, daß unsere beste Köpfe hierinn der Meynung des Herrn Verfasser seyn werden; Sie werden ohnfehlbar gar nicht finden, daß die vielen Consonanten so gar fürchterlich sind, als es manchem Franzosen vorkommt, und im Gegentheil werden sie

ste, wie mich dünkt, ganz ausdrücklich behaupten, daß die verschiedenen Constructionen deren verschiedene Redensarten unserer Sprache fähig sind, dem Schriftsteller allerdings mehr Freyheit, mehr Hülfsmittel gebe. Und wie könnte es auch anders seyn, Haller, Klopstock, Kleist, Zacharia, Geyner, die der Verfasser unter unsern besten Köpfen insbesondere nennet, haben sich dieser Freyheit und der daraus entspringenden Hülfsmittel alzuoft bedienet, als daß sie nicht der deutschen Sprache dafür danken sollten.

Der Verfasser giebt ein gar seltsames Beispiel davon, daß die deutsche Constructionen die metaphysischen Ordnung der Wörter verändern sollen. Er sagt, „Gestern Abend langte der Feldmarschall Graf von Daun, alhier an“ Mäntze eben so als wenn man schreiben wolte. „Hier au soir vint le Feldmarchal Comte de Daun ici par.“ Wenn doch der Herr Verfasser bedacht hätte, daß eine jede Sprache ihre eigene Art hätte, und daß man wenn man alle Partikelgen in eben der Ordnung in eine andere Sprache übertragen wolte, es allemahl lächerlich werden müßte. Der

Herr Verfasser sagt auf eben dieser Seite: „Aussi  
 „la plupart des anciens Auteurs allemands se  
 „font-ils bornés à chercher &c.“ Würde er  
 wohl glauben daß diese Redensart deswegen un-  
 natürlich sey, weil sie der Ordnung der Wörter  
 nach im Deutschen lautet: „Auch der meiste  
 „Theil der alten Schriftsteller deutschen sich haben  
 „sie eingeschränkt zu suchen u. s. w.“ In wie  
 fern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß  
 gewiß aus ganz andern Gründen, als durch solche  
 wörtliche Uebersetzungen erörtert werden; und  
 was diesen Fall betrifft, wenn der Herr Verfasser  
 bedacht hätte, daß hier an ein Adverbium motus  
 ad locum sey \* und daß es hier auf den Begriff,  
 welchen das Fam schon zu erregen angefangen  
 hatte, gleichsam das Siegel setze, welches sein  
 französisches *par* ganz und gar nicht thun kan,  
 so würde er zu vermuthen anfangen, daß die  
 Ursach, warum dergleichen Partikeln in der deut-  
 schen Sprache, so, und nicht anders gesetzt wer-  
 den

\* S. Wachteri Proleg. ad Glossar. Gertr. Sect. V.  
 verglichen mit Frisch. Th. 1. S. 26.



den sich dennoch wohl philosophisch könne erklären lassen.

Doch dieses auszuführen würde freilich mehr Raum erfordern als ich übrig habe. Ich halte mich also nicht weiter dabey auf, zumahl da der Herr Verfasser gestehet, daß diese vermeinte Fehler der deutschen Sprache, durch andere Schönheiten ersetzt werden. Er kommt nun auf unsere Versarten, und findet mit Recht daß die Jambischen und Trochäischen die vornehmsten sind; von diesen kommt er auf die Hexameter. Mich wundert daß er nichts von unsern daktylischen, anapästischen und choriambischen Versarten redet, die doch gemein genug, und wirklich der deutschen Sprache beynahе noch angemessener sind als der Hexameter.

Von diesem unsern deutschen Hexameter, redet er freylich nicht mit dem Enthusiasmus, mit dem die Herren Schweizer davon reden; Er läugnet kurzweg daß er der Hexameter der Alten sey. Und er hat Recht! — Wie kann auch wohl ein Ausländer der die Alten kenne, anders

Denken wenn er unsere Hexameter z. E. folgendermassen bezeichnet siehet:

Kein Reid ver | suchet kein | Stolz. Dein |

Leben ! fließet ver | borgen

Und was muß er vollends denken, wenn er so viele Deutsche Hexamenter ließt, welche, man mag die Aussprache oder die Ordnung der Wörter betrachten, gar keinen Schein von Wohlklang haben. — Muß er nicht denken es sey mit dem ganzen Deutschen Hexameter eine Chimäre? — Könnte man ihm aber nur begreiflich machen, daß wir lange und kurze Silben haben, die von so verschiedener Art sind, daß man um diesen Mäßen richtig zu bezeichnen außer dem gewöhnlichen — und — wenigstens noch drey verschiedene Zeichen haben müste, so würde er finden, daß ob zwar der deutsche Hexameter nie der Hexameter der Alten werden wird, derselbe dennoch durch die Kraft eines Genies, dem Hexameter der Alten ungemein sich nähern könne.

Doch der Herr Verfasser erkläret sich auch hierüber sehr billig, er gestehet, „daß es einem Ausländer nicht zukomme über einen Punkt, der  
„eine

„eine so tiefe und feine Kenntniß der deutschen Spra-  
 „che erfordere, zu urtheilen, daß aber aus den  
 „poetischen Schönheiten, womit die Werke der  
 „deutschen Dichter angefüllet sind, zu vermuthen  
 „sey, daß sie wol was die Schreibart und den Wohl-  
 „klang betrifft, nicht weniger vortreflich seyn müs-  
 „sen.“

Ich will nur noch mit einem Exempel bestätig-  
 gen, wie leicht ein Ausländer irren könne, wenn  
 er von dem Eigenthümlichen einer Sprache nicht  
 genug unterrichtet ist. Der Herr Verf. giebt zu  
 verstehen, daßjenige was Herr Kamler in seinem  
 erläuterten Bateau (Th. 1. S. 169.) von der  
 Cäsur sagt, nicht hinlänglich sey. — Ich kann  
 dis leicht erklären, Herr K. konte bey seinen deut-  
 schen Lesern gewisse Kenntnisse voraussetzen, die  
 vielleicht bey einem Ausländer sich eben nicht tref-  
 fen; daher sind wir Deutschen auch mit seinem  
 Vortrage zufrieden, unser B. hingegen versteht  
 Herrn Kamler ganz unrecht, und will aus des-  
 selben Vortrag schliessen, daß wenn die Cäsur  
 auf ein einsylbiges Wort fiele, dieses einsylbige  
 Wort die Stelle eines spondaischen Fußes ver-  
 träte.

trate. Er will diese Meynung durch folgenden Vers bestätigen.

Ein̄g er | wälet̄ | Fürst | un̄über | windlicher |

Helt

Ich kan nicht begreifen, daß der B. nicht gemerkt hat, daß dieser Vers kein Hexameter, sondern offenbar ein Pentameter ist.

Ich habe von dieser Abhandlung deswegen etwas weitläufiger geredet, weil sie beweiset, daß sich die Ausländer ist wirklich Mühe geben, unsre Sprache und Dichtkunst, sich genauer bekannt zu machen als jemals geschehen ist.

In diesem Stücke wird noch Obidah und der Einsiedler, eine Erzählung, aus der Wuchenschrift der Bienenstock übersezt, imgleichen ist darin ein Brief aus Wien befindlich, der ein Fest, so der venetianische Botschafter, auf der Donau gegeben hat, beschreibet.

Im Heumonat steht die Uebersetzung des Ehrengedächtnisses des Herrn von Kleist, nebst desselben nachgestochenen Kupferbilde. Die Verfasser haben in der Einleitung zu ihrem Journal  
nale

nale S. 35. versprochen: „die Urkunden die sie  
 „übersehen würden, mit aller möglichen Treue  
 „darzustellen.“ Ich wünschte daß dem Uebersetzer des Ehrengedächtnisses dieses Versprechen beigefallen wäre. Er ist wirklich mit seiner Urkunde so frey umgegangen als möglich. Er hat sie durchaus abgekürzt, und die wolte ich ihm am leichtesten vergeben, denn viele kleine Umstände, die in Deutschland interessant waren, würden für einen Franzosen uninteressant gewesen seyn. Aber daß der Uebersetzer, das Werk zuweilen mit seitenlangen moralischen und andern Betrachtungen, wieder verlängert, ist ihm meines Erachtens nicht zu vergeben, denn die eingeschaltete Stellen, passen sich mehrentheils sehr schlecht in den Zusammenhang und zu dem Ganzen überhaupt. Z. E. S. 86 nachdem erzählt worden, daß der Herr von Kleist in Dänemark den Soldatenstand ergriffen habe, setzt der französische Uebersetzer folgendes hinzu: „da er seine Pflichten  
 „kennete, so urtheilte er, daß es für einen Offi-  
 „cier nicht genug sey, wenn er bereit wäre sein Blut  
 „für sein Vaterland zu vergießen, sondern daß

er auch sein und der Soldaten Leben an rechten  
 „Orte in Gefahr zu setzen und zu schonen wissen  
 „müsse.“ Ich weiß überhaupt gar nicht wie  
 diese Aumerkung hieher kommt, und sie schickt  
 sich insbesondere am allerm wenigsten in das Leben  
 eines Kriegers, der leider! nur allzuwenig daran  
 dachte, sein Leben zu schonen. Bey Gelegenheit  
 des Frühlings, beweiset der Uebersetzer auf mehr  
 als zwey Seiten, daß ein Poet die Natur be-  
 schauen müsse, und, sie nicht beschreiben könnte,  
 wenn er sie nur aus seinem Cabinete kenne. Bei  
 der Erzählung daß gutherzige russische Husaren  
 dem verwundeten Kleist Gutthaten erzeugten,  
 merkt der Franzose S. 92 an: „Daß ein un-  
 „natürlicher Geiz freylich die Cosaken angetrieben  
 „habe, den Herrn von Kleist aufs neue zu beräu-  
 „ben, daß ihm aber die Husaren Hilfsleistung  
 „erzeiget hätten, dazu könnten sie keinen andern  
 „Bewegungsgrund gehabt haben. — Si ce n'est  
 „ce penchant secret, qui, malgré nous nous  
 „interesse au bonheur de nos semblables; pen-  
 „chant imprimé par la nature, qui ne se perd  
 „que trop souvent, & qui ne s'acquiert jamais.“

Ich

Ich weiß nicht ob man in Frankreich dergleichen Einschüßel für schön hält. In Deutschland hält man es für unnütz, kalte Anmerkungen niederzuschreiben, die dem mittelmäßigsten Leser von selbst einfallen müssen.

Wenn man dergleichen eingeschobene Stellen ausnimmt, kann man mit der Uebersetzung ziemlich zufrieden seyn. Am Ende werden noch einige Strophen, eines auf den Herrn von Kleist verfertigen Trauergedichts mitgetheilet.

Des Herrn Winkelmann, Betrachtungen über die Grazie, werden aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften übersezt.

Sagedorns Werke werden angepriesen und einige Fabeln daraus übersezt.

Noch wird ein deutsches Gedicht: Gedanken bey dem Beschlusse des Jahres 1759 übersezt. Ich habe das Original davon nicht gesehen, kan also von der Uebersetzung weiter nicht urtheilen, aus welcher aber doch so viel erhellet, daß dieses Gedicht nicht schlecht ist.

Im Augustmonat, kommen die Verfasser auf das erhabenste Werk, das Deutschland jemals hervor

hervorgebracht hat, nämlich auf das Helden-  
gedicht der Messias. Sie liefern nach der Co-  
penhagenschen Ausgabe, von den bisher heraus-  
gekommenen Gesängen einen weitläufigen Auszug,  
der im September und October dieses Jahres  
fortgesetzt, und im October und November  
des 1761ten Jahres geendigt wird. Die schönsten  
Stellen werden übersezt, imgleichen die beiden Ab-  
handlungen des Hrn. Klopstocks und die Ode an  
den König von Dännemark. Die Verfasser ur-  
theilen von dem Hrn. Klopstock ungemein rühm-  
lich, und lassen seinem poetischen Genie alle mögliche  
Gerechtigkeit wiederfahren. Von seinen Nachah-  
mern sagen sie mit grossem Rechte. „Da Herr  
„Klopstock in den Tempel des Geschmacks hin-  
„eingebrungen ist, hat er die Thüren mit eben so  
„viel Kraft sogleich hinter sich zugezogen, als  
„er angewendet hatte sie aufzustossen. Seine  
„Nachahmer zeigen in ihren Werken nichts als die  
„heftige aber vergebliche Gewalt, die sie sich an-  
„gethan haben, um ihm gleich zu kommen.“

Der Tobak, ein Gedicht, wird aus den Pros-  
aischen Gedichten des Herrn von Gerstenberg  
übersezt.



übersetzt. Mich wundert daß die Verfasser gerade dieses Gedicht gewählt haben.

Die vier ersten Theile der Briefe die neueste Litteratur betreffend, werden recensirt, und daraus die Nachricht die wir im 3ten Briefe von den Ländeleien gegeben haben, übersetzt.

Gebauers portugisische Geschichte wird recensirt. Diese Recension hat mit dem 5ten Briefe über die n. L. viel ähnliches.

Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Cabinets und Geyners Idyllen werden kürzlich angezeigt.

Im September, wird des Herrn Schlegels Uebersetzung des Battenx, und sonderlich dessen eigene Abhandlungen mit dem verdienten Lobe belegt.

Im October ist außer dem obengedachten Auszuge aus Hrn. Klopstocks Abhandlung von der heiligen Poesie nichts besonders enthalten.

Im November finde ich eine Abhandlung von dem sonst in Deutschland üblichen Faustrecht. Sie ist vermuthlich aus dem Deutschen übersetzt, mir ist aber der Verfasser unbekant.

Des

---

Des Herrn de Saen Schrift wider die Einpropfung der Pocken wird recensirt; die Verfasser wenden alle Mühe an, die Einpropfung wider den Herrn de Saen zu vertheidigen.

Der Beschluß folgt künftig.

---

# B r i e f e,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

III. Den 20. Jenner. 1763.

---

Beschluß des zweyhundert und fünf  
und funfzigsten Briefes.

Meiers Auslegungskunst, und noch ein  
Paar kurze Anzeigen, machen den Beschluß  
dieses Stücks.

Im December wird D. Langhans, Anwei-  
sung zum Gebrauch der Panacea Helvetica  
wider die Wassersucht, ganz übersetzt.

Ferner, finde ich eine Abhandlung von den  
Dythramben, welche ursprünglich französisch  
geschrieben zu seyn scheint, als ein Beyspiel wird  
das Gedicht Cypern betitelt, aus dem Prosai-  
schen Gedichten übersetzt, welches viel von einer  
Dythrambe an sich hat.

Es werden auch aus Herrn Schmidts poeti-  
schen Gemälden zwey Idyllen übersetzt, welche  
Sechzehnter Theil. E mir

---

mir wirklich in dieser Uebersetzung besser gefallen  
als im Original.

Noch folgen einige kurze Anzeigen von Büchern,  
unter andern, von des Herrn B. von Creuz  
Gedichte die Gräber.

In einem künftigen Briefe werde ich Ihnen  
Nachricht von den deutschen Büchern geben, wel-  
che im Journal étranger vom Jahre 1761 recen-  
siret werden.

Re.

---

Zwey.

## Zweyhundert und sechs und funfzigster Brief.

Die Verfasser des *journal étranger*, fahren im Jahre 1761 fort, ihre Landesleute mit den besten deutschen Werken bekannt zu machen. Sie zeigen zugleich, daß ihre Correspondenz nach Deutschland immer vollkommener geworden, und ihnen nichts verborgen geblieben, was in Deutschland einigermaßen merkwürdig ist. Sollten deutsche Leser gleich nicht alle ihre Urtheile gänzlich unterschreiben, so weiß man schon, wie viel man auf den Unterschied der Erziehung, der Denkart, der Sitten und der Sprache rechnen muß; — und überhaupt sind ja auch in Deutschland selbst, über verschiedene Stücke unserer Litteratur, die Meinungen getheilt.

Im Januar, wird der erste Theil der Schriften, des Herrn von Chronegk angezeigt und desselben Leben übersetzt geliefert.

Im Februar, wird die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Wissenschaften und Künste, aus dem ersten Bande

der Bibliothek der schönen Wissenschaften  
 ganz übersetzt geliefert. Aus dem Urtheil, welches  
 die Verfasser über diese Abhandlung fällen, erhel-  
 let sehr deutlich, wie schwer es einem Ausländer  
 fallen müsse, von fremden Schriften vollkommen  
 richtig zu urtheilen, wenn er nicht die dortige  
 Art zu studiren, und dem allen Lesern bekannten  
 Lehrbegriffe gemäß sich auszudrücken, vollkommen  
 inne hat. Bloß weil den Verfassern dieses gefehlet  
 hat, ist ihnen in manchen deutschen Schriften man-  
 ches nicht so verständlich gewesen, als es deut-  
 schen Lesern ist. Sie sagen z. E. von dieser Ab-  
 handlung: „Wir sind versichert, daß diejenigen  
 „von unsern Lesern, welche Lesen können, und sich  
 „nicht fürchten zu denken, in dieser kleinen Schrift,  
 „tiefe, neue, wahre, zuweilen sogar erhabene  
 „Aussichten bemerken werden. Es herrscht in  
 „dem Original freilich nicht der Grad von Deut-  
 „lichkeit, auf den man sich billig in solchen  
 „Schriften befleißigen sollte, doch wir haben ge-  
 „sucht dis in der Uebersetzung zu ersetzen. Ausser-  
 „dem, wenn man nach der flüchtigen Art, mit der  
 „der Verfasser seine Ideen hinwirft, und der  
 „wenigen

„wenigen Mühe die er sich giebt sie zu entwickeln,  
 „und ihre Beziehungen anzudeuten, urtheilen soll;  
 „so siehet er ohnfehlbar diese Anmerkungen, als  
 „den Entwurf eines grössern Werkes an.“ So  
 urtheilet ein französischer Gelehrter. In Deutsch-  
 land aber hat man diese Abhandlung mit ganz an-  
 dern Augen angesehen. Man hat eben nicht  
 gewünscht, daß der Verfasser derselben ein gan-  
 zes Werk über die Grundsätze der schönen Wis-  
 senschaften schreiben mögte, den an Aesthetiken  
 haben wir keinen Mangel. Man war es sehr  
 wohl zufrieden, daß der Verfasser uns den Eckel  
 erspart, die so verschiedentlich aufgewärmte Grund-  
 sätze der Aesthetik, von neuem auftragen zu sehen,  
 daß er sich nur bey denjenigen Gedanken aufgehal-  
 ten, die wenigstens das Verdienst der Neuheit  
 haben, und das unter uns bekante, als bekant  
 vorausgeschickt hat. Daher scheinen den Deutschen  
 die Gedanken in diesem Aufsatze von der einen  
 Seite nicht so ausserordentlich, aber auch von der  
 andern Seite nicht so dunkel und übel zusammen-  
 hängend als den französischen Kunstrichtern. Die  
 Uebergänge, die der Verf. ausgelassen, die beson-  
 dern Materien, die er nur gleichsam berührt, um

ihre Stelle zu bezeichnen, können von einem Deutschen, der sich seines Systems erinnert, gar leicht hinzugesetzt und ausgeführt werden, da ein Ausländer, der mit unsrer Schulphilosophie so bekannt nicht ist, alles neu, aber auch verwirrt finden muß.

Ein ähnliches Urtheil fällen dieselbe Kunststrichter über die philosophischen Briefe über die Empfindungen, die sie in ihren Journale übersetzt liefern. \*

In Deutschland wird man weder das Lob, noch den Tadel, ohne Einschränkung unterschreiben, mit welchem sie diese Schrift belegen. Da sie wenig von unsern metaphysischen Schriften gelesen; so scheint ihnen in diesen Briefen alles neu und außerordentlich, und sie glauben der Verfasser habe ein neues System vortragen wollen, da man in Deutschland sehr genau anzeigen kan, wie vieles er seinen Vorgängern zu verdanken, und was er von dem Seinigen hinzugethan hat. Daher finden die französischen Kunststrichter freylich neue und erhabene Ideen, wo ein Deutscher vielleicht

\* Im May, Junius, Augustus, November und December 1761.



leicht die Grundsätze seines Schulsystems wieder finden wird, und klagen auch hingegen über Kürze und Dunkelheit, wo uns alles weitläufig genug auseinander gesetzt scheinen muß. Ueberhaupt müssen auswärtige Leser, die mit unserer Philosophie nicht bekannt sind in allen unsern Schriften Lücken finden, die sie nicht ausfüllen können. Der philosophische Geist hat sich bey uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Tincture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit, beschuldiget werden, so lange sie noch mit unserer Litteratur nicht bekannt genug sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären; so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation uns gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Litteratur widerfahren, da bey uns die

Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen, und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Metaphysik genommen haben. — Noch ein Umstand, Der Ihnen die verschiedene Denkart der Deutschen und Franzosen zu erkennen geben wird! der siebente Brief über die Empfindungen ist in Deutschland unter allen übrigen mit dem größten Beyfall aufgenommen worden, weil dieser vielleicht der einzige Brief ist, in welchen der Verf. sich am meisten von seinen Vorgängern entfernt, und eine Idee wagt, die zwar subtil ist, aber grosse Aussichten verspricht. Dieser Brief ziehet den Verf. von den französischen Kunstrichter gerade den stärcksten Vorwurf zu, und sie machen tausend Entschuldigungen bevor sie ihn übersetzen. Sie sagen (Aout S. 37.) „*Quelque ingenieux, que soit le systeme, que M. Moses a suivi dans sa Theorie des Sensations nous n'aurions jamais entrepris de traduire en entier son ouvrage, si toutes les Lettres qui le composent ressembloient a la premiere des trois que nous allons faire connoître.* Lorsque  
„*nous*“

„nous reclaimerons toute l'attention du Lecteur — ce sera sur des objets profonds & non sur des idées creuses.“ — Es ist wahr, die Herrn Verfasser sind viel zu höflich, als daß sie diesen Tadel nicht ein Fuß hehfügen sollten, daß aber manchem Deutschen eben so unverdient scheinen wird, als der Tadel: „D'ailleurs si l'on accuse M. Moses d'être souvent obscur par combien de vues sublimes profondes & lumineuses ce vice n'est il pas racheté? Avec quel art ou plutôt avec quel bonheur, aux reflexions les plus abstraites il suit unir les sentimens les plus affectueux! u. f. w.“

Uebrigens ist die Uebersetzung grösstentheils sehr gut gerathen, einige wenige Stellen ausgenommen, wo philosophische Kunstwörter den Uebersetzer etwas irre gemacht zu haben scheinen.

Ich kehre nun von meiner Ausschweifung zurück. Im Februar ist noch, ausser einigen kurzen Anzeigen, des Herrn Prof. Sambergers Geschichte des Glases, aus den Commentariis Gotting. übersetzt.

Im März werden des Herrn Lichtwehrs Fabeln nach der Ausgabe vom Jahre 1758 recensirt, und mit dem verdientem Lobe belegt. Einige der besten Fabeln werden daraus übersetzt. Ich höre das seitdem die sämtlichen Fabeln des Herrn Lichtwehr ins französische übersetzt worden, und besonders herausgekommen sind.

Eine aus dem Deutschen übersetzte Ode an das Glück, wird auch in diesem Monate geliefert. Die Urkunde dieses Stücks ist mir nicht bekannt.

Aus den poetischen Empfindungen und Gemälden aus der heiligen Geschichte, werden wieder einige Stücke übersetzt. Die Verfasser halten von diesen Gedichten mehr als einige deutsche Kunsttrichter. Herr Zuber hat sie auch kürzlich sämtlich ins französische übersetzt. Ein Urtheil, daß bey dieser Gelegenheit über die deutsche und französische Poesie gefällt wird, ist für die Deutschen beynahe alzu schmeichelhaft: inzwischen kan es doch zeigen, aus was für einem Augpunkte man ikt in Frankreich unsere Dichtkunst anseheth. „Unterdessen sagen die Verfasser S. „126. daß bey uns die Dichtkunst von Philosophie,  
„Wiß

„Witz und Affectation verborben wird; so bleibt  
 „sie bey dem Deutschen beständig simpel, edel  
 „natürlich und wahr. Wir mahlen nur unsere  
 „Ideen und unsere Capricen, sie mahlen die  
 „Natur. Wir denken nur darauf, uns sehen  
 „und bemerken zu lassen, sie vergessen sich ganz,  
 „und zeigen nur die Sache die sie nachahmen.  
 „Wir laufen nach Sentenzen, und sie bringen alles  
 „in Empfindung. Wir amüsiren aufs höchste  
 „einige Menschen, und auf wenige Augenblicke:  
 „sie aber werden auf immer das Vergnügen aller  
 „empfindlichen Seelen ausmachen.“ Dies sagt  
 ein Franzose und — Bouhours wo bist du!

Noch finde ich in diesem Monate, eine Ab-  
 handlung von dem Landfrieden im deutschen  
 Reiche. Dieses sehr wohl geschriebene Stück ist  
 von dem Verfasser der in meinem vorigen Briefe  
 angeführten Abhandlung vom Faustrechte. Ich  
 kenne den Verfasser nicht, ich wünsche aber, daß  
 er ein Deutscher ist; und daß er die Geschichte,  
 in seiner Muttersprache bearbeiten wolte; denn er  
 scheint ein Mann zu seyn, der geschickt ist,

zu Füllung dieser grossen Lücke in der deutschen Litteratur nicht unglückliche Versuche zu thun.

Im April wird des D. *Auenbrugger* in Wien bekannte Dissertationen de percussione Thoracis recensirt.

Aus Uzens lyrischen Gedichten, werden die beiden Oden, die Wollust und die Grotte der Nacht übersetzt.

Im Brachmonat erscheint der Brief des Hrn. Professor Sulzers übersetzt, worin er sein unter den Händen habendes Wörterbuch mit des Hrn. Professor Gottscheds Handbuche vergleicht. Die Urkunde steht im 5ten Theile der Briefe die n. L. betreffent S. 33. und folgd.

Herrn Müllers Nachricht von der vermeintlich beseßenen Lohmannin, wird auch in diesem Stücke recensirt, und wie man sich leicht vorstellen kan, mit demjenigen Befremden, das jedermann darüber empfinden muß, daß man in unserm erleuchtetem Jahrhunderte, der Welt solche Fragen hat vorlegen dürfen.

Der erste Theil von des Herrn Zacharia Milton wird auch angezeigt.

Im

Im Junimonat: des Herrn von Kleist sämtliche Werke werden nach der neuen Ausgabe in gr. 8. angezeigt; das Gedicht *Cisides und Paches*, wird daraus übersetzt.

Das Buch *Instruction militaire du Roi de Prusse pour ses Generaux*, wird sehr weitläufig und mit grossem Lobe recensirt.

Im Augustmonat wird des Herrn Wieland *Clementina*, ein Paar Trauerspiele von Herrn Bodmern u. s. w. angezeigt. Man merkt in diesen und in einigen andern Urtheilen, daß ein Schweizer (Herr Zuber) ein Mitarbeiter an dem *Journal étranger* geworden ist. In Deutschland urtheilet die allgemeine Stimme der denkenden Leser nicht völlig so vortheilhaft von einigen neuern Schriften.

Einen neuen Beweis dieses Sazes finde ich im September, wo des Herrn Klopstocks *Eod Adams* recensirt wird. Wenn das darüber gefällte Urtheil wahr ist, so ist Herr Klopstock, für einige Kritiken die in Deutschland über sein Trauerspiel ergangen sind, genugsam schadlos gehalten. Der Recensent redet von diesem Stücke mit

mit dem größten Enthusiasmus. Das alte und neue Theater hat seiner Meynung nach kein Sujet geliefert, was diesem Trauerspiele an Einfalt, Größe und Interesse gleicht. Gleichwohl gestehet er, daß dieses Stük auf keinem Theater kan aufgeführt werden. — Dis widerspricht sich ja meines Erachtens — warum ist denn des Sophokles Oedipus auf Colone, der in der That mit diesem Stükke viel ähnliches hat, auf dem alten Theater aufgeführt worden, und ist den neuern so oft ein wichtiges Hülfsmittel zu tragischen Erfindungen gewesen.

In eben diesem Monate stehet ein Versuch über die deutsche Dichtkunst. Der Verfasser zeigt, daß er von der neuesten deutschen Litteratur sehr wohl unterrichtet ist. Er beschreibt sehr genau wie weit die Deutschen in jedem Theile der schönen Wissenschaften gekommen sind. Er führt alle unsere besten Köpfe namentlich nach alphabetischer Ordnung an, und urtheilet von den Verdiensten eines jeden mehrentheils mit sehr vieler Einsicht. Da unsere Dichter und Kunstichter unter uns bekannt genug sind, so wird es nicht  
nötig



nöthig seyn etwas von des Verfassers Nachrichten zu wiederholen. Doch will ich nur eine kleine Probe von seiner Art zu urtheilen geben. Er sagt, man sollte eine Waage der deutschen Poeten verfertigen, so wie de Piles den Entwurf zu einer Waage der Maler gemacht hat. Z. E. sagt er, Kleist würde erreicht haben:

In der Kunst zu Malen den	18	Grad.
In der Harmonie des Hexameters	17	
Im jambischen Verse	7	
Im lyrischen Verse	15	
In der heroischen Einfalt	17	
In der tragischen Kunst	8	
Im Epigramma	17	

Doch ist dis eigentlich nur ein flüchtiger Einfall, denn der Verfasser bemerkt selbst, daß eine solche Waage das Verdienst der Dichter nicht genau bestimmen könne, und daß es sogar üble Folgen haben könne, wenn man es allzugenaу bestimmen wolte.

Die Gedanken von dem Ursprunge, Wachsthum und Verfall der Verzierungen in den schönen Künsten, werden recensirt. Am Ende dieser

dieser Recension sagen die Verfasser: „wenn die „Vollkommenheit der Kunst darin besteht die „Natur wohl zu sehen, so dürfen wir den deut- „schen Künstler wünschen, daß sie sie mit den „Augen der deutschen Poeten ansehen mögen.“

Im October ist ein übersehter Auszug aus eines gewissen Kempius Dissertation de Osculis befindlich. Ingleichen ist des Herrn von Gerstenberg Hochzeit der Venus und des Bacchus überseht.

Die vier Briefe Herrn Gellerts und Rabeners, welche wider ihren Willen vor einigen Jahren gedruckt worden, sind hier gleichfalls überseht. Die Verfasser, welche freilich die Ursachen nicht so lebhaft haben einsehen können, warum die Bekanntmachung dieser Briefe ihren Verfassern empfindlich gewesen, behaupten dieselben sollten sich damit beruhigen, daß ihnen diese Briefe viel Ehre machen. Den Beschluß dieses Stückes macht die Uebersetzung einer von Herrn Gessners Idyllen.

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

IV. Den 27. Jenner 1763.

---

### Beschluß des zweyhundert und sechs und funfzigsten Briefes.

**I**m November ist befindlich: Ankündigung einer deutschen Gesellschaft in Wien von Joseph Edeln von Sonnenfels. Es ist sonderbar, daß wir in Deutschland von dieser Gesellschaft noch nichts gewußt haben, und erst über Paris die Nachricht davon vernehmen. Inzwischen scheint es, daß Oesterreich, wo die deutsche Litteratur so zu sagen noch in ihrer Kindheit ist, sich viel Gutes von dieser Gesellschaft zu versprechen hat. Die gegenwärtige Rede ist ein treffliches Stück, und wenn alle Mitglieder der Gesellschaft so viel Geschmac haben als der Herr v. Sonnenfels, so wird sie bald alle unsere übrige deutsche Gesellschaften beschämen.

Sechzehnter Theil.

D

Die

Die Kriegslieder des Preussischen Grenadiers, werden mit grossem Lobe belegt. Man sieht daraus, daß sich die Verfasser weder durch die politischen Umstände, noch durch den einmahl eingeführten Geschmack ihrer Nation, abhalten lassen, das wahre Schöne allenthalben aufzusuchen. Die meisten von diesen Liedern, werden ganz übersetzt, und zwar mehrentheils sehr glücklich, so schwer es auch ist, die einfältige und zugleich fornierte Verse des Grenadiers in Prose über zu tragen. Ich will eine kleine Probe an dem Herausforderungsliede vor der Schlacht bey Rosbach geben.

Heraus aus deiner Wolfesgruft  
Fruchtbare Heldenheer u. s. w.

„Sors de ta taniere, armée redoutable, fors  
„viens au combat en rase campagne, avec  
„courage & avec tes armes de Bataille.“

„Nous, petit troupeau: nous sommes déjà  
„debout, nous chantons déjà le chant de ba-  
„taille. Nous t'éveillons par notre bruit  
„guerrier & par le cliquetis de nos armes.“

„Pourquoi

„Pourquoi sommeilles-tu? Ce repos convient-il à des héros? Si ta cause est juste pourquoi n'oses-tu te montrer?

Herrn Lessings Fabeln werden nunmehr vorgenommen; mit dessen neuer Theorie von den Fabeln, sind die Verfasser nicht zu frieden, sie sagen, doch ohne weitere Gründe anzuführen, sie sey plus ingénieuse que vraie. Den Fabeln selbst entziehen sie aber keinesweges das gebührende Lob, und übersetzen auch eine gute Anzahl davon.

Im December wird aus Herrn Lessings Miß Sara Sampson ein ausführlicher Auszug geliefert, und die schönsten Auftritte ganz übersetzt. Es werden auch verschiedene Einwürfe wider einzelne Scenen gemacht, die wohl einer näheren Beleuchtung werth wären. Da man aber so zu sagen immer das Buch bei der Hand haben mußte, so würde mich dieses hier allzuweit führen. Im ganzen lassen die Verfasser diesem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Ich weiß von guter Hand, daß dieses Trauerspiel vielleicht noch diesen Winter auf dem französischen Theater zu Paris wird aufgeführt werden;

---

Eine Ehre, die vielleicht noch keinem Stülke, das nicht ursprünglich französisch ist, wiederfahren seyn mag. Herr Diderot wird auch nächstens die Uebersetzung dieses Trauerspiels und des engländischen Sptelers, mit vielen Anmerkungen herausgeben.

Noch wird in diesem Monat die Uebersetzung eines kleinen Gedichts mitgetheilet, welches die Fortsetzung der bekanten Geschichte von Inkle und Yariko enthält. Dis Stül soll von Herrn Gefner seyn, inzwischen erinnere ich mich nicht, es in seinen Werken gelesen zuhaben.

Re,

---

Zwey=

## Zweyhundert und sieben und funfzigster Brief.

Ich laß neulich Dalembersts Lebensbeschreibung des unssterblichen Montesquieu, und fand darin eine Anmerkung über die vervielfältigten kleinen Gesellschaften der schönen Wissenschaften, die mir ungemein richtig schien, und die auch in Deutschland vortreflich könnte angewendet werden. Der junge Montesquieu ward in die Akademie zu Bourdeaux aufgenommen. Diese Gesellschaft war bisher eine sogenannte wißige Akademie gewesen; Montesquieu aber mußte die Mitglieder dahin zu bereden, daß sie sich nicht mehr mit den schönen Wissenschaften, sondern vielmehr mit physischen Untersuchungen beschäftigten. „Er war überzeugt, sagt Dalembert, daß die Natur, die so würdig ist, beobachtet zu werden, auch allenthalben Augen findet, die würdig sind, sie zu beschauen; hingegen da man in den Werken des Geschmacks durchaus nicht mittelmäßig seyn darf, und die Hauptstadt doch allemahl der Mittelpunkt aller Kenntnisse und Hülfsmittel,

„die zum Geschmack dienen, bleiben wird, so  
 „würde es allzuschwer seyn, weit von derselben,  
 „eine hinlängliche Anzahl vorzüglicher Schrift-  
 „steller zu finden. Er betrachtete die wißige Ge-  
 „sellschaften, die in unsern Provinzen immer ins  
 „unendliche vermehret werden, als eine Art, oder  
 „vielmehr als einen Schatten von gelehrtem  
 „Lurus, der dem wahren Reichthum schadet,  
 „ohne einmahl den Anschein der Wohlhabenheit  
 „darzubieten. — Man fand hernach, daß eine  
 „richtige Erfahrung, einer matten Rede, oder  
 „einem schlechten Gedichte weit vorzuziehen sey,  
 „und es ward zu Bourdeaux eine Akademie der  
 „Wissenschaften errichtet.,,

Welch eine nöthige Pectien ist dis nicht, für  
 unsere viele kleine deutsche Gesellschaften, und der-  
 gleichen, die sich jede in ihrem Städtgen nichts  
 gewisser einbilden, als daß sie auf den Geschmack  
 der Deutschen den wichtigsten Einfluß haben.  
 Die Anzahl derselben vermehret sich täglich; kaum  
 hat ein Magister auf seiner Universität sich einiges  
 Ansehen verschaffet, als er einige seiner Zuhörer  
 in eine Gesellschaft zusammen bringt, allentfalls  
 wenn



wenn schon eine deutsche Gesellschaft im Orte ist, einen neuen pomphaften Namen erdenkt; und hernach unter Beistand zehn unbärtiger Mitglieder, das eilfte mit mehrerer Ernsthaftigkeit, und mit eben so viel Feyerlichkeit aufnimmt, als wenn ein Herzog und Pair, der eben Director der französischen Akademie ist, den größten Schriftsteller der Nation aufnimmt. Nachdem diese Complimente geendiget sind, läßt er sich auch wieder als einen andern Richelieu, als einen Stifter einer Gesellschaft, die einer ganzen Nation nicht gleichgültig ist, becomplimentiren, und zieht diesen Weihrauch mit vornehmermäßigem Anstande in sich:

Comme un Curé faisant la ronde  
Encense à Vêpres tout le monde,  
Puis se tient droit, aiant cessé,  
Pour être à son tour encensé.

Daß die Mitglieder kleiner deutscher Gesellschaften, in ihren Thorheiten noch weiter gehen, als die Mitglieder kleiner Französischen, geschieht von Rechts wegen, denn die Mitglieder jener, kennen gemeiniglich die Welt weniger, und sind pedantischer als die Mitglieder dieser. Es wäre

also schon ein patriotischer Dienst, wenn man solche deutsche Gesellschaften anweisen könnte, anstatt langweiliger Reden, und noch schlechterer Verse, physikalische Versuche zu machen, welche doch wenigstens einigen Nutzen haben würden.

Eine in Duisburg errichtete gelehrte Gesellschaft, muß diese Wahrheit eingesehen haben, indem sie sich anstatt deutscher Reden und Gedichte lieber mit den Wissenschaften, beschäftigen will. Zwar hat sie sich nicht sowohl auf physikalische Versuche, als vielmehr auf dasjenige eingelassen, was man vor dreißig Jahren im eigentlichen Verstande Gelehrsamkeit nannte. Inzwischen ist die Gesellschaft nicht zu verachten; sie hat zwar ihre Mitglieder nicht genauer zu erkennen gegeben, aber, was sie von denselben rühmet, klingt schon merkwürdig genug. Es sind, heist es in der Vorrede zu dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft: „Es sind unter den Gottesgelehrten keine neumodische Propheten, unter den Rechtsgelehrten keine Regulisten und römische Schnurrenträger, unter den Arzneygelehrten  
„weder

\* Duisburg bey Hofmann, 1761. in groß Qu.

„weder Markt, noch Stubenschreier, unter den  
 „Weltweisen keine Wolfische oder Newtonische  
 „Nachtreter, Kunstrichter von gewöhnlichen  
 „Ehrnot und Korn, die im Sylbenstechen die  
 „Wissenschaften suchen, sind unter ihnen unbe-  
 „kannt, und in der Geschichtskunde, in den  
 „Kameral- und Polizeywissenschaften, kön-  
 „nen sie sich rühmen, rechte Muster in ihrem  
 „Mittel zu haben.“

Sie können sich leicht vorstellen, daß die Mu-  
 ster der Geschichtskunde zuerst meine Neugierig-  
 keit auf sich gezogen haben, da ich es immer so  
 sehr beklaget habe, daß dieses wichtige Stück der  
 schönen Wissenschaften bisher in Deutschland bei-  
 nahe ganz unbearbeitet geblieben ist. Ich schlug  
 in dem ersten Theile der Schriften der Gesellschaft  
 nach, und fand — Eine Abhandlung von  
 R. Otto III. wahrem Geburtsjahre — Zach-  
 lese ungedruckter Urkunden — Diplomati-  
 sche Historie eines Bisthums, das nicht  
 mehr existirt — und schämte mich für mir sel-  
 ber, daß ich mich nicht sogleich besonnen habe,  
 daß unter der Geschichtskunde und unter der

Geschichte selbst ein so grosser Unterschied ist.

Nachdem mir nun diese Hofnung fehlgeschlagen war, und das übrige meist in juristischen Abhandlungen bestand, die mich, ohne daß ich dadurch ihrem innern Werthe etwas absprechen will, nicht sehr interessirten, so konnte für mich wohl nichts natürlicher seyn, als nach Kunstrichtern von mehr, als gewöhnlichem Schroot und Korne zu suchen, und da fand ich denn in diesem Fache zwei Abhandlungen, die wirklich so ungewöhnlich so original sind, daß ich Ihnen einige Nachricht davon geben muß.

Die erste Herrn M. Georg Lizens Erklärung eines Jüdischen Grabsteins zu Speyer. Im Jahre 1741 wurde zu Speier bey Pflasterung eines Hofes ein Jüdischer Grabstein gefunden, den der Eigenthümer des Hauses hernach in seine Gartenmauer einmauern ließ. Nunmehr nach zwanzig Jahren hat es Herr L. noch der Mühe werth gehalten, einen weitläufigen Commentarius über diesen Grabstein zu machen, und Sie werden kaum glauben, mit wie vieler Ernsthaftigkeit

Hastigkeit und Eifer er sich angelegen seyn läßt,  
 dieses herrliche Denkmahl des ehemaligen Juden-  
 Kirchhofes zu Speier, vermessen aufzuklären, daß  
 auch für den Einfältigsten nichts dunkels mehr  
 daran bleiben kan. Er führet, nachdem er aller-  
 ley Jüdische Gelehrsamkeit vorangeschickt hat, die-  
 se wichtige Aufschrift, nach dem Hebräischen  
 Grundtext an, und übersetzt sie noch dazu einmahl  
 ins Deutsche und zweimahl ins Lateinische. Hier ist  
 die deutsche Uebersetzung:

Dieser Haupte sey Zeuge, und dieses Mahl sey  
 auch Zeuge,

Welches aufgerichtet worden zum Haupte,  
 Frauen

Richelin, einer Tochter Rabbi Isaacs des Le-  
 viten,

Die allhier ist begraben worden den 8 des  
 Monats

Thammus im Jahr von Erschaffung der Welt  
 5135.

Ihre Seele ruhe im Paradies, Amen, Amenn  
 Amen, ewiglich.

Und bis ist denn der Text, worüber Herr L.  
 weit gelehrtere und sinreichere Anmerkungen  
 macht,

macht, als man wohl erwarten sollte. Er gehet jedes Wort insbesondere durch, und erkläret weitläufigst alles, was nur zu erklären ist. Ich muß Ihnen nur ein Paar solche Anmerkungen zur Probe hersehen, daraus Sie sich ohngefähr einen Begriff von der ganzen gelehrten Abhandlung werden machen können:

„Richelin, das ist der Name der verstorbenen  
 „Frau auf unserm Grabsteine. Man muß aber  
 „nicht glauben, als ob ihr Mann Richel, und  
 „sie von ihm Richelin geheissen. Nein, bei den  
 „Juden ist es nicht wie bei uns Christen u. s. w. —  
 „Was besonders den Namen Richlin anbetrifft,  
 „so ist derselbe nach der Polnischen Juden Aus-  
 „sprache. Die Deutschen sagen Rächlin oder  
 „Rächlin, d. i. Rachel oder Rahel, öder aus  
 „Liebfosung im Nominativo Rachelchen oder Ra-  
 „helgen, wenn schon das liebe Kind endlich eine  
 „Frau wird, wie ein grosser Karrengaul.“

„Po. alhier. Es wird hoffentlich niemand  
 „glauben, daß, obgleich der Stein in besagte  
 „Gartenmauer eingesetzt ist, die Richlin daselbst  
 „begraben liege.“

Ich

Ich habe große Lust gehabt, diese Abhandlung meinem Rabbi zu zeigen, der mir einige Anmerkungen über die Rabesche Uebersetzung des Talmuds mitgetheilt hat; er würde sich ohnfehlbar sehr über den Umfang unserer Gelehrsamkeit gewundert haben, da ich aber weiß, daß er auch deutsche Schriften liest, so möchte ihm vielleicht aus Sinfmars von Repfo Loten ohne Text, der zweite Grab eingefallen seyn, „welcher unter  
 „dem Schutte einer Stadt in Deutschland so viel  
 „Weisheit hervorziehet, als kaum in eilf Folianten Raum hat, und welchen die glückliche Ergänzung einer verloschenen Grabschrift,  
 „der Himmel weis von welcher Schneiders-  
 „frau in seinem Vaterlande unsterblich macht.“

Die zweite Abhandlung ist betitelt: P. D. L. Zuchs Beweis, daß der erste Psalm die 22te Ode in Horazens ersten Buche an Schönheit weit übertreffe. Sollten Sie sich wohl einfallen lassen, daß jemand Oden nach dem Subject, dem Prädikat, dem Beweise und der Folge beurtheilen würde. Gleichwohl ist dieses die Weise, die der gelehrte Herr B. erwähnt. Ich muß

muß Ihnen doch der Seltenheit wegen, den ganzen Inhalt seines Beweises, so wie er ihn S. 72. selbst angiebet, mittheilen:

„Der erste Psalm übertrifft Horazens Lied in Ansehung des

„I. Subjects, welches David

„a) sinnlicher vorstellet §. 1. 5.

„b) tugendhafter bildet. §. 6.,

„II. Prädikata, welches der geistliche Dichter

„a) nachdrücklicher beschreibt §. 7. 13.

„b) genauer bestimmt. §. 14. 15.,

„III. Beweises, womit der König

„a) die innerliche Glückseligkeit der From-

„men darthut. Diesen Beweis fasset er

„1) viel schärfer ab §. 16. 18. kleidet ihn

„2) in ein Gleichniß ein §. 18. 19. er-

„läutert ihn 3) durch das Gegentheil.

„§. 20. 21.,

„b) Die äußerliche Glückseligkeit der From-

„men erhärtet. Auch diesen Beweis

„richtet David 1) viel strenger ein.

„§. 22. 31. trägt ihn 2) in einem

„Gleichnisse vor. §. 23. 24. klärt ihn

„3) durch



„3) durch den Gegensatz auf. § 25,

„30 „

„IV. Der moralischen Folge, welche David

„aus seinem Beweise ziehet. Diese ist in

„Absicht der Tugend viel reiner. §. 32. „

Da haben sie den Inhalt. Wollen sie eine Probe der Abhandlung selbst haben, so will ich Ihnen aus diesen 32. §. §. nur den §. 5. hersetzen, und sie werden nicht mehr verlangen. Der Herr Verfasser, nachdem er angemerkt hat, daß im Anfang beider Oden ein Tugendhafter beschreiben wird, fährt fort.

#### §. 5

„Ehe wir einmal den Inhalt beider Beschreibungen eines Tugendhaften betrachten; so müssen wir schon behaupten, daß David die Regeln der schönen Wissenschaften mehr beobachtet als Horaz. Es sind die Vollkommenheiten eines Menschen, der nicht im Rathe der Gottlosen wandelt, noch auf den Weg der Sünder tritt, noch sitzen da die Spötter sitzen ic. (§. 4.) so beschaffen, daß sie viel mehr in die Sinne fallen,

„len, als die abstrakte und philosophische Be-  
 „schreibung eines vollkommenen und lasterfreien  
 „Mannes (§. 3.) Horaz hat also wider fol-  
 „gende Regel des Herrn Professor Meiers  
 „gehandelt, welche David, hingegen sehr  
 „wohl beobachtet hat, nämlich:

„Man muß alle abstrakte, und allgemeine Be-  
 „griffe und Wahrheiten es mögen nun höhere  
 „oder niedrigere Gattungen oder Arten seyn,  
 „nicht in abstracto, sondern in Concreto  
 „denken. Man sehe dieses berühmten Lehrers  
 „ersten Theil der Anfangsgründe aller schönen  
 „Wissenschaften im 128. §. auf der 275ten  
 „Seite.“

Nicht wahr sie haben genug! Der arme Ho-  
 raz — daß er doch den 128. §. in Meiers  
 Aesthetik nicht gelesen hat!

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

V. Den 4. Februar. 1763.

---

Beschluß, des zwey hundert und sieben  
und funfzigsten Briefes.

**U**nd die waren Kunstrichter, von mehr als  
gewöhnlichem Schroot und Korn? —  
O gebt uns lieber Silbenstecher her! — Wirk-  
lich, die wichtigste und gemeinnützigste Abhand-  
lung in diesem ganzen Bande ist vielleicht dieje-  
nige, die ein Spötter der Silbenstecherei be-  
schuldigen könnte. Es ist des Herrn J. G. W.  
Dunkels Nähere Erklärung über sein Werk  
von Uebereinkunft der griechischen Sprache  
mit der Celtischen oder *Glossarium harmoni-  
cum græco-celticum*. Herr Dunkel muß in die-  
sem Theile der Litteratur eine ungemeine Stärke  
gehabt haben; Es wäre daher sehr zu wünschen,  
daß dieses aus 10 Alphabeten bestehende Werk  
nach dem unglücklichen Ende dieses Mannes,  
Sechszehnter Theil. E von

von einem andern dazu geschickten Gelehrten ans  
sicht gegeben würde. Die verschiedenen Proben  
die hier gegeben werden, zeigen eine wunderbare  
Uebereinstimmung der griechischen mit der celti-  
schen, und mit der von dieser herstammenden  
deutschen Sprache. Diese Uebereinstimmung ist  
der größten Aufmerksamkeit würdig. Inzwischen  
ist Herr Dunkel so bescheiden, daß er aus dieser  
Uebereinstimmung nichts schliessen will, z. E.  
etwa, daß die griechische Sprache von der celti-  
schen herkomme u. d. gl. Er will nur bloß zeigen,  
daß diese Uebereinstimmung wirklich da sey; und  
dis kan einen Kenner mehr zum Nachdenken be-  
wegen, als eine leichtsinnig gewagte und schlecht  
bewiesene Hypothese.

Re.

Zwey

## Zwey hundert und acht und fünfzigster Brief.

Auf die es recht gut meinende Schläge eines Liebhabers \* sind Berweise und jätliche Rückschläge gefolgt, die das verliebte Spiel sehr lebhaft fortsetzen. Der Verf. des Herrn und Diener hat seinem Kunstrichter in einem Sendschreiben geantwortet, das in eben der spizigen, launhaften und figurreichen Schreibart abgefaßt ist, die jenen unterscheidet. Er billiget verschiedene von seinen Kritiken, sucht sich wider einige zu vertheidigen, und sagt zuletzt seinem Kunstrichter offenhertzige Gegenwarheiten, welche mit denen ziemlich übereinkommen, die wir ihm bey der Anzeige seiner Krenzzüge zu verstehen gegeben haben. Er läßt seinen vorzüglichen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und tadelt den affectirten Gebrauch, den er öfters von denselben macht. — Da beide, Kunstrichter und Gegenkunstrichter sehr gute Köpfe sind, so kan Ihnen nichts gleichgültig seyn, das von Ihnen kommt.

E 2

E 3

---

Es können zugleich einige Schriftsteller daraus abnehmen, wie freymüthige Kritiken von vernünftigen Leuten aufgenommen zu werden verdienen. Ohne Empfindlichkeit über etwa eine Kleinigkeit im Ausdrucke, ohne Eindringung in die besondere Absichten, wo vielleicht keine vorhanden sind, begegne man Scherz mit Scherz, vertheidige sich mit Nachdruck, wo zu vertheidigen ist, opfere seinem Gegner das Uebrige an, oder erhole sich wieder durch eben so beherzte Gegenangriffe. — Hier ist das Sendschreiben selbst:

---

Treu

# Freuherziges Schreiben

eines

Layen - Bruders

im Reich,

an den

Magum in Norden

oder doch in Europa.

I 7 6 2.

Mein Herr und Liebhaber.

Die Briefe über die neueste Litteratur \* haben die Beurtheilung des Herrn und Dieners auf ihre Rechnung gesetzt. Der Auszug mit seinen Strichen liesse mich schliessen, daß das Original noch mehr enthalte, ich verdoppelte mein Verlangen und Bemühung, dessen habhaft zu werden. Ich habe es erhalten, und — was Sie nicht wissen, noch mehr dazu. Ich erkannte Sie an Gang und Miene, ohngeachtet ich weder ein Marcel, noch ein Freymäurer bin. Da ich

E 3

die

die bloße Ueberschrift ihrer Socraticischen Denkwürdigkeiten sahe, hielt ich Sie vor einen Phantasten, nachdem ich sie gelesen, vor einen Mystiker und seitdem ich mit ihren Magis aus dem Morgenland bekannt geworden, vor einen Adeptum. Beynahe hätte ich Sie über den vermischten Anmerkungen von der Wortfügung der Französischen Sprache vor alles dieses zusammen gehalten.

Sie sehen, mein Herr, die Vertraulichkeit ist vor die erste Bekanntschaft schon ziemlich groß, nehmen Sie es vor den Affect eines Geliebten, oder vor die Schwachhaftigkeit eines Cammerdieners, ich werde bey keinem sonderlich gewinnen oder verlieren, es ist mir so, mich Ihnen zu öffnen, und genug — wann wir uns unter einander verstehen.

Meine Rapsodie, sagen Sie, ist zum Theil aus Französicher Seide gesponnen. Ich bin mir zwar nur Deutschen Hanss dabey bewußt; höchstens möchte das Blumwerk von Seide seyn. Sie wissen, mein Herr, in den Fabriken richtet man sich nach dem Geschmack der Käufer. So lange unsere Hoheiten und Durchlauchtigkeiten die Fran-

osen



josfen vor ihre Lehrer, und nun, doch um die Gebühr, vor ihre gute Freunde und Beschützer halten, schiene mir der Klugheit nicht ungemäß zu seyn, ihrer verwöhnten Zunge zu mitleidigen Ehren ein Gerichte sehr anziehenden Geschmacks mit einem Französischen Ausschmitt zu garniren. Unser Kirchen Vater Lutherus sagte schon: Ein Diener, der seinen Herrn lieb hat, kleidet sich in die Tracht, die er am liebsten sieht. Ein Vorurtheil, das der Wahrheit besörderlich ist, deswegen unbenußt zu lassen, weil es nur Vorurtheil ist, wäre Stolz. — — Ich habe übrigens weder den Abt Duguet noch andere Pandecten Französischer Lehrer über die Pflichten der Großen gelesen, viel weniger geplündert, nicht aus Stolz, sondern weil mich der Unterricht eines Prinzen in vier Octav-Bänden eben so abschreckt, als der gleich corpulente Christliche Philosoph neben Einem Capitel des Briefs Pauli an die Römer; es verdriest mich an jedem Buch, worinn die Verfasser mehr sagen, als sie denken, mehr beweisen, als sie selbst glauben; die Athenienser \* kommen mir dagegen noch entschuldbar vor.

E 4

Bann

\* Actor. 17; 19. 20.

Wann aber der vor die gebrauchte Materialien erstattete Tribut in den Uebersetzungen besteht, so bin ich daran, glauben Sie es, gewiß so unschuldig, als an den Lieferungen von Haber und Heu, so wir in Kraft des Westphälischen Friedens, vor das Französische Macher-Lohn unserer Freiheit geben. Doch, mein Herr, die Rache ist süß; wie wird Ihnen zu muth seyn, wann Ihre lebenswürdige Socratische Laune von dem Hn. Roques in acht Französisch-Deutsch übersetzt und nach Gutfinden Ihres Ehrwürdigen ΑΝΟΤΡΟΕΠΙΣΚΟΠΙΣ verkürzt oder verlängert, kurz, verflümpert wird, alsdann — — alsdann mag Ihnen ihr Freund Trescho zurufen:

— — Zum Gluck schon übersetzt!

Sie meinen: Der Herr und der Cammerdiener hätten sich wohl zum Titel eben so gut, wo nicht besser geschikt. Ich kenne die Verrichtungen dieser Leute nur in so weit, daß sie ihre Herrn aus- und ankleiden. ihnen von guten und bösen Dingen zuweilen das sagen, was sich sonst keiner zu sagen herausnehmen darf, auch wohl mit ihnen,

ihnen, wann es die Herrn zu bunt machen, tragen und doch wieder aufgesucht werden. Ich bins also zufrieden, mein Herr, und dankbar davor, daß Sie mir die Standes-Erhöhung zum politischen Cammer-Diener ertheilet haben, ich werde sie bey Gelegenheit geltend zu machen suchen.

Ich bin weder ein Cabinets- noch Canzley-Mann, sondern — — doch bald hätte ichs schon wieder vergessen, wozu sie mich gemacht haben. Jene Schulen habe ich so weit durchgangen, als zu Fassung der Elementen nöthig wäre. Daß andere aus einem A B C Buch (und mehr soll der Herr und Diener nicht seyn) ein Lexicon, wo nicht gar ein Lehr-Gebäude gemacht haben, davon kan ich nichts.

Ich sage es nochmahls: Ich habe so wenig eine Staats-Kunst schreiben wollen, als Sie, mein Herr, in den vermischten Anmerkungen über die Französische Sprache eine Grammatic. Vielleicht hätte ich bey der gemässeren Aufschrift: Meine Die. st. Erfahrungen, die Französische Gmirlanden ersparen und hier etwas mehr, dort etwas

weniger schreiben können, doch wo wird ein bloßer Teutscher sichs herausnehmen, solchen Virtuososen nachzublasen? Das *αὐτός ἐστιν* gehört nur denen am Verstand vorschrittenen Lieblingen, weyland nach der Mode, sollte es auch nur der *Burm-Beaumelle* seyn, auf den ein göttlicher *Voltaire*, vulgo *D. Alkasia*, mit eben so lächerlichem Born von seinen Höhen herabflucht, als der Feldherr *Άγγελος* auf die Heere des, noch, unüberwundenen Friedrichs.

Als einer meiner Freunde in S \* \* \* war und sich nach dem innern Bau eines Proh: Karrens erkundigte, bekame er die erschrockene Antwort: Wie? will mich der Herr unglücklich machen? Sie heissen mich einen Pädagogen grosser Herrn: wie? wollen Sie mich unglücklich machen? Sagen Sie Ihre Lehren und was zur Staats-Kunst gehört, dem Herrn von Bielsfeld, dem Königlich-Pädagogen, dieser möchte noch eher in dem an mir gerügten dreysfachen Fehler und einem noch grössern stecken, den sie nicht einmal nennen. Ich habe keine Güter, um mich zu flüchten, wann mich der Hof nicht mehr sehen mag; lassen Sie mich bey meiner Sibel.

Meine

Meine Bücher und Welt: Kenntniß, sagen Sie ferner, ist unzuverlässig. Es kan seyn und, weil Sie es sagen, glaube ich es selbst; Dann — — was glaubt man nicht einem Liebhaber? Allein der Fisch ist doch blau, — — — nur Ein Wort: Einen Schriftsteller muß man nach seinen Absichten beurtheilen, und da sollte Ihnen, vors erste, der Beweis schwer genug fallen: Daß ich eine gelehrte Rapsodie schreiben wollen; wer gäbe den meisten unserer gnädigsten Herrn die Geduld, Schriften dieser Art zu lesen? mit einem flüchtigen Blick in den Spiegel und der, oft unwillkürlichen, Empfindung: Das bin ich, kan und muß sich auch ein Senelon über den Telemaque zufrieden stellen.

Meine Welt: Kenntniß ist in der That noch unzuverlässiger, ich kenne nur die Gassen und Bürger

- \*) Der feine Schwärmer, dessen Sie p 30. der Sacrat. Denkw. erwähnen, sprach einst mit einem Socianer in einem Paulinischen Hergens: Brand von der Gottheit Christi und es folgten Tränen nach; der überwundene entschuldigte sie damit: Es seyen motus animi involuntarii.

ger meiner Stadt, was gehts mich an und was  
 hülf mirs, wann andere reiner und gesünder seynd?  
 Die Umschaffung, wenigstens Palingenesie ganzer  
 Staaten gehört vor einen Πάνταρος, vor ei-  
 nen Scythien, wie der, so der Bild: Säule zulief  
 und doch zerdenkt sich oft der Schöpfer: Geist  
 über Mittel, um — — — um etwa den Ver-  
 stand einzupropfen, o nein! nur um die Härte ab-  
 zuschaffen. Und Sie — — Sie fordern die All-  
 wissenheit, wo nicht die Allmacht des regierenden  
 Herrn, mit der Kante, statt Schlüssen, in der  
 Hand an einem Cammer: Diener. Können sie  
 mir die Freyheit, die sich Pope \* genommen  
 hat.

Nun komme ich an dem schwersten Punct, und,  
 wanns gute Worte nicht thun, so bleibe ich stecken.  
 Es ist die gallichte und sauer gewordene Denkungs-  
 und Schreib: Art. Ein altes Sprüchwort sagt:  
 Leben und leben lassen. Ein Land: Arzt, ders  
 nicht besser wußte, hat den Schmidt: seines Dorfs,  
 der

\* Oeuvres T. VII. p. 255. J'aurai soin, que jamais  
 mes portraits ne choqueront que ceux, que je  
 voudrai bien choquer.

der zugleich ältester Gerichtsmann war, mit Sauerkraut und Milch vom hitzigen Fieber curirt, es ist mir auch etwas dergleichen in meiner Praxi begegnet, und, gedankt seye es der leicht und stark verdauenden Herren-Natur, keiner derselben ist an diesem Eßig- und Gallen-Krank gestorben, bey etlichen hat er sogar wohl durch geschlagen. Sie wissen ja, wie es den Leuten geht, die hinter Recepte kommen, ein gutes Herz und viel Vertrauen zu sich selbst haben, diese geben sich am liebsten mit doctoriren ab und wagen sich an Krankheiten, vor deren bloßen Nahmen ein Boerhaave zittern würde. Ihnen, mein Herr, seye es gegeben, durch lange und sorgfältige chymische Processe dergleichen köstlichen Essenzen zuzubereiten, wovon Sie uns bisher einige Tropfen geschenkt haben.

— — Felices, quibus ista licent  
Miramur & illos.

Nun mein Herr, wische ich meinen Mund, noch flebricht von den Küssen der Wäscher, und biete meinen Wangen dar den Schlägen des Liebhabers. Sie haben recht, meine Dinte schlug damahls gewaltig durch und fiel ins Gelbe. Der Fehler ist nun nicht mehr zu verbessern und meine  
Demüthigung

Demüthigung ihm so grösser, da die Schrift das Unglück gehabt, mit allen ihren Fehlern zu gefallen und in wiederhohnten Auflagen und Uebersetzungen mit tausenden in die Welt verbreitet zu werden, ehe noch das prüfende und richtende Auge eines einsichtigen Kenners die viele Ungleichheiten und Unschicklichkeiten darinn bemerkt hatte. Ich kan mich mit einem solchen Trost nicht beruhigen, den Swift \* seinen Freund gegeben hat. Mit offenem Herzen und Armen würde ich den strengen und redlichen Freund, den die Briefe über die neueste Literatur \*\* einem sicheren Verfasser angewünscht, empfangen haben und noch empfangen. Freunde aber, wissen Sie, lassen sich nicht suchen sondern finden, wie Boertger, der Goldmacher, sein Porcellain: Ermunterung und Beyfall, was nicht gar Belobung und Verehrung, ist von gefälligen, aber kurzichtigen Freunden noch wohl zu haben, *ast hinc illæ lacrymæ.*

So

- \* Peu s'en faut que vous n'ayez fait rire autant d'hommes, que des Ministres d'Etat ne peuvent en faire pleurer. *Lettre à Mr. Gay.*

\*\* XI. Epeil p. 5.



So hätte ich dann doch, werden sie mir einwenden, eine als fehlerhaft selbstbekenkende Schrift wo nicht verbrennen, doch zeitiger werden lassen können. Ach mein lieber Herr! die Vater-Liebe ist gar was jätliches, wollten sie mir wohl diesen Kinder-Mord angemuthet haben? wie schön denkt oft ein Kind zu seyn, so lang es in der Wiege liegt? Die Sommer-Flecken kriechen erst heraus, wann es in die freye Luft kommt.

Indem ich aber mit einem stärker empfindenden als zu beschreibenden Mißvergnügen meine Geschrechen bekenne, indem ich über die jürne, welche um der bunten Farbe willen ihren Beyfall an ein in seiner Grund-Zeichnung fehlerhaftes Gemählde zu freygebig verschwendet haben, sagen Sie mir, Magus von Norden, ist vor mich unglücklichen Vater nicht noch Ein tröstender Gedanke übrig? Mein Capital ist hin, dürfte ich mir aber von dem verlohrnen Fond nicht noch die Leib-Rente ausbitten? In dem Herrn und dem Cammer-Diener ist doch wohl vor jeden Leser Ein fruchtbringender Gedanke geblieben, das wären von ungefehr zehn tausend in die Welt geflogenen Exemplar

Exemplarien doch so viele Wahrheits-Körner;  
könnte ich mir eine reichere Erndte wünschen, wann  
auch alles übrige taube Hülsen wären.

Der Beschluß folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 11. Februar. 1762.

---

### Beschluß des zweyhundert und acht und funfzigsten Briefes.

**W**ie tief muß die Eigenliebe eines Autors sitzen, werden Sie sagen, da er noch recht zu behalten sucht, nachdem er seines Unrechts schon überwiesen und geständig ist. Es sey so! — — aber mein Opfer soll so vollkommen seyn, als es freiwillig ist. Ich bekenne Ihnen aufrichtig und ganz: Ich will von dem Nordischen Socrates lieber verurtheilt, als von dem Areopagen des guten Geschmacks losgesprochen seyn. Ihre Critic aber, so streng sie ist, so unzulänglich ist sie, weil Sie mich, meine Situation und die Umstände nicht kennen, unter welchen die getadelte Schrift entstanden ist. In diesem Sinn darf ich mir auch

Sechszehenter Theil.      S      das

das zu eignen, was Pope \* zum Schutz seiner Gedichte, anführt. Einem Schriftsteller, der, sparsam gerechnet, drey fünfstheile des Jahrs unter Römer, Monathen, Statu exigentiae, Restanten, Verzeichnissen, Proviant, Contracten, Matricular, Moderationen, Pro Memoria und Gegen, Pro Memoria, Deputations, Gutachten, Completirung der Contingenter, Land, Friedens, Brücken, Reichs, und Crays, Conclusis zum Besten der guten Sache, March, Routen, Artillerie, Reparaturen, Vertheilung der eroberten Magazine, Zänkeren der Generals und Kriegs, Commissarien und andern Amoenitatibus oder Misereien der patriotischen Wissenschaften sich durch, reden, denken, schreiben, berichten und grämen müssen, würden Sie nicht, voll mitleidigen Gefühls, einem solchen Schriftsteller den Vorwurf abwechselnder Frost und Hitze des Styls geschenkt haben? Gewiß, Ihr Herz hätte es nicht anders zugelassen. Weit wichtigere Fehler, als die Sie selbst

\* J'abandonne mes vers aux Critiques; mais pour ce qui est de mes principes, je n'en reconnois pour Juges que ceux qui me connoissent.  
*Oeuvres Vol. VII.*

selbst rügen, seynd in den ganzen Stoff der Schrift eingewoben; Sophomore, der erfahrene Commentator derselben, hat sie zum Theil entdeckt, zum Theil und so viel sich aus gleich wichtigen Ursachen thun lassen, verbessert. Nun will ich Ihnen aber sagen, was ich noch thun will, da ich ein mehreres nicht thun kan. Ich werde meine Patienten alten und erfahrenen Aerzten zuweisen, sie vor Storchern, Universalisten, Balsam: Kräutern, sympathetischen Wind: Beuteln, Pande: Aerzten, Kräuter: Weibern und Bruchschneidern warnen und diesen allen Credit zu benehmen suchen, mit eigenen Curen aber mich nicht mehr abgeben, biß ich die Ursprünge, Kennzeichen, Stufen, Abwechslungen und sichere Heilungs Methoden so mancher und seltsamer in den politischen Hospitälern vorkommenden Krankheiten durch längere und bewährte Erfahrungen erkernet habe.

Nun sollte ich schließen. Liebe erfordert aber Gegenliebe. Nur noch ein und ein halbes Wort. Ihre Pume ist so original, so unterrichtend, so Bedeutungsvoll, daß, wann ich eben so sehr Minister wäre, als ich nur (cum gratia & permis-

fu Vestrae Humanitatis) Camtner-Diener bin,  
 ich meinem Herrn unablässig anliegen würde, Sie  
 mit einem recht ansehnlichen Gehalt zum Lehrer  
 der langen Weile in Alma hac nostra \* \* ana  
 zu bestellen; was ich mir aber dabey ausbitten  
 würde, wäre dieses: Ihre alluprismatische  
 Schreib-wo nicht Denkungs-Art in eine mit un-  
 sym Dombackenen Zeit-Alter übereinstimmendere  
 Richtung zu bringen. Es ist wahr, Socrates  
 diente dem Staat als Bildhauer, als Soldat,  
 als Patriot, als Lehrer, als Rath; thun sie eben  
 das und noch mehr, vergessen Sie aber nie die  
 Würde Ihres Berufs. Wer wird Ihnen Ih-  
 re glückselige Laune verargen oder beneiden?  
 Was soll aber der krause Titel? was der Hahn im  
 Holzschnitt? der nicht der Socratiche Haus- und  
 Opfer-Hahn ist, sondern ein Sichel von Neu-  
 Babylon, der Haupt-Stadt der Gallier. Ist  
 Ihnen das Schicksal eines Klopstocks nicht  
 fürchterlich genug, dessen Megäde eine Pandu-  
 ren-Büchse von Hexametern wurde? Wollen Sie  
 das Haupt einer neuen Secte der Launer seyn?  
 Anhänger, Bewunderer, Copisten werden Sie  
 finden, mehr als ihnen lieb seyn wird. Empfin-  
 den

den Sie in sich Trieb und Aufschluß zur Verbesserung der Staaten, wohlan! zeichnen Sie Deßkinds und werben nach Jesaiâ Ausdruck Männer, so sie zum Nutzen der kranken Welt heut oder morgen ausführen; die Papillotten aber hoher Häupter überlassen Sie, uns Cammer-Dienern, wir werden vors Aufwickeln bezahlt; entdecken Sie wanns Ihnen so ist, und verfolgen Sie die moralischen Schelmen und Seelen-Verkäufer, die Einpropfung des guten Geschmacks überlassen sie aber den Quackälbern und die Schatten-Spiele des Witzes den Kindern; die Frivoliten und Consorten leben vom Schatten; lassen Sie sich nie bewegen, Werke zu schreiben, die Welt senkt unter Büchern, wie unter Soldaten, unsere Zeit ist, wie die, da Moses nach Egypten kam und dem Volk ans Herz redete, es aber vor Angst und Drangsal ihn nicht einmal vernehmen konnte. Ihr patriotischer Bolingbroke sagt's schon\*: Zu Haupt Verbesserungen gehören Mittel, die Züchtigung und Lehre zugleich enthalten; ich meine, es fehlt uns Deutschen nicht daran.

§ 3

Die

\* C'est par des calamités Nationales, qu'une corruption nationale doit se guerir, *Lettre au Pape*

---

Die grammaticalische Klaubereyen seynd ihrer unwürdig, die gelehrte Gassen: Lehrer mögen sich damit aufhalten. Sie haben den Stern gesehen, lassen Sie andere Irwischen nachlaufen. Es ist Ein Wort, siegelmäßig vor jeden Autor und auch vor unsere Freundschaft, hier am Bach des Rhayns, dort am Balthischen Meer: 1 Cor. III, 11, 15. Dixi!

---



## Zwey hundert und neun und funfzigster Brief.

Als ich Ihnen ein Paar Worte von des Herrn Lindners Schulhandlungen schrieb, glaubte ich in der That nicht, daß ich noch einmal darauf zurückkommen sollte. Das Examen in der Schule ist dißmal vorbei, dachte ich, Herr Lindner wird für das nächste Jahr andre Schulhandlungen machen, und Feindschaften unter den Eltern erregen, wenn er dem Herrn Carl eine Rolle giebt, die man für Conraden begehrt hatte; — meinethalben; ich habe meine Gedanken vom Schuldrama gesagt, und nun Abschied auf ewig. Aber, aber so hat es Herr Lindner nicht verstanden. Meine Gedanken haben einen Briefwechsel erregt, den ich Ihnen schicke, damit sie künftighin auch bey den geringsten Kleinigkeiten gegen unsere seichte Aussprüche auf ihrer Huth seyn mögen. Erst sehen Sie zweyen Briefe zu Thorn gedruckt, an denen Herr Lindner nichts will geschrieben haben. Aber König Salomo wurde bald errathen, welches der Ton der wahren Mutter ist. Darauf kommen fünf Zierten: Briefe das Schuldrama betreffend; die nach der Gewohnheit des leicht zu errathenden

thenden Verfassers unter andern Mottos auch dieses haben: Es ist ein Knabe hie, der hat fünf Gerstenbrodt; und ich wolte wol wetten, daß diese fünf Gerstenbrodte kaum fünf Leute sättigen werden; denn nicht alle, die sich weiße Stäbe schneiden, können Wunder thun.

Der erste von den erwähnten Briefen klagt über die Ungezogenheit, womit wir urtheilen, über Fechterstreiche; kurz, man will das Kind nicht in zwey gleiche Theile zerschneiden lassen. Darüber will ich ihnen nichts mehr sagen. Ist es nicht seltsam, daß man uns die Freyheit rauben will, die Sachen bey ihrem Namen zu nennen ohne vorausgeschicktes *salva venia*. Und ich glaube noch dazu, daß meine Briefe über Herrn Lindners Schrift mit aller möglichen Achtung, ohne den Ton unsers Briefwechsels zu verlieren, geschrieben sind. Aber ich wolte fast errathen, warum ich durchaus soll beleidigt haben: Herr Lindner hatte den Diderot gelesen, der von urbaren Genien ganz neue Arten der Schauspiele erwartet. Hr. L. giebt uns wie er sagt, eine nene Art von Schauspielen, die er das Schuldrama nennet, und läßt uns bescheiden

den den Schluß herausziehen. — Der Kritiker hat, dencht mir, gesagt, daß diese Schauspiele entweder nichts neues, oder nichts bedeutend wären, und das ist nun freilich ungezogen.

Man hat sich nur bey der Idee des Schuldrama aufgehalten, und gestanden, daß man in den Schul-, Lust-, Spielen nur hier und da etwas gelesen — sie vielleicht aus Vorurtheil rauh gefunden u. s. w. Man hat nicht einmal ein einziges Bepspiel geben mögen. Lesen sie diesmal eine einzige Stelle und urtheilen sie selbst. Zephästion<sup>s</sup> sagt auf der 12ten S. von Alexandern, wie ich vermuthe, denn ich nehme diese Stelle gerathewol heraus.

Dant sey euch Göttern, die ihr ihm die ein-  
gebauchet.

Daß er der Siege sich so großmuthsvoll ge-  
brauchet.

Ich sah (im Auge stand die Freudenthräne mir).  
Ich sah ihn noch erhitzt vom Staub im Schlacht-  
Kevler,

Sein Schwert, das von dem Blut der Feinde  
trunken drohte.

Und Sieg ihm im Gesicht, der stolzern Augen  
bete, — —

Da kam die Königin, die bog ihr marklos Knie,  
Die Alte weinete, und er umarmte sie.

Versprach ihr Sohn zu seyn, und sprach als  
Ueberwinder

Und sah die Statuam, war feuerroth und ge-  
linder;

Doch ihren Schönheiten, sonst Siegern zum  
Tribut

Jug kein zweydeutger Blick von leicht befühlter  
Glut

Ein doppelt Zittern ab; er naht sich ihren  
Zeltern

Als Bruder, und sie ist so heilig, wie bey  
Ältern.

Ich will ihrem Urtheile nicht zuvorkommen,  
aber gewis ist, daß die Ohren der Schüler in  
der Domschule zu Riga durch Weichlichkeit nicht  
verwöhnt werden.

Doch von den Versen ist die Rede nicht. Im  
ersten Briefe gesteht man diß selbst und fährt fort;  
„ die Hauptfrage in der Kritik betrifft das Schul-  
drama selbst Ist es eine Chimäre, ist es etwas  
„ Posierliches? Oder sollte es nicht Rollen geben,  
„ da Schüler sich und den handelnden Personen et-  
was

„ was sagen könnten, daran beyde Antheil zu nehmen hätten.“ — Ey ja doch. — Ein Sohn darf nur seinem Vater Geld abfordern, Antheils genug von beyden Seiten. — Weiter, — Kleider, Decoration, und was man eigentlich Acteurs nennt, gehören aufs öffentliche Theater, — meinetwegen, ich will nicht darauf bestehen: die Eltern sind nicht immer in der Laune ihren Kindern Theaterkleider machen zu lassen. Ich will auch nicht anführen, daß diese Stücke mit zum nöthigen Betrug auf dem Theater gehören; aber das Schuldrama selbst? Sie glauben nicht, wie sich Hrn. Lindners Freunde drehen, um den Kunstrichter nicht Recht haben zu lassen.

Dieser hatte das Schuldrama nach Hrn. L. eigener Erklärung beurtheilt. In der Vorrede steht ausdrücklich, „ das Schuldrama ist eine vorgestellte „ Handlung den Schulen gemäß, es ist also mehr „ als bloße Dialogen, mehr als eine Rede- „ übung, Declamation, oder ein sogenanter „ Schulactus.“ Und darauf fängt Hr. L. an vom Plan, von den Knoten, mit einem Worte von dem ganzen Geräthe des Drama seine Kenntnis herzusetzen, und die Regeln auf das Schuldrama einzuschränken.

Nicht

Nicht wahr, darnach mußte ihn doch der Kunst-  
richter beurtheilen? Er frag also: Soll das Schul-  
drama so viel heißen? Eine Handlung von jungen  
Leuten vorgestellt? So wurden Esther und Atha-  
lia zu St. Cyr gespielt, und dis ist gar nichts  
neues.

Soll es ein Drama seyn, wo ein Kind die Rol-  
le eines Kindes haben kan? dann ist Philotas und  
Athalia vorhanden, und andere die mir nicht bey-  
fallen. Ich wolte eben so gut sagen, daß man Lö-  
wen Dramata machen könte, weil im Píramus  
und Thisbe ein Löwe auf's Theater kömmt.

Soll es ein blosses Gespräch zwischen Kindern  
seyn? denn ist es kein Drama nach Hr. Lindners  
Erklärung.

Soll es eine interessirende Handlung seyn, die  
ganz zwischen Kindern vorgeht, und wobey ihre  
Karäktäre und ihr Betragen den Knoten schürzen:  
dann gestehe ich, daß ich noch keine Idee von einem  
solchem Drama mir machen kan; wol verstanden,  
daß ich Jünglinge von 16, 17, 18 Jahren, die  
Leiden.

Leidenschaften, als Triebfedern grosser Tugenden und grosser Verbrechen fühlen, nicht unter die Kinder rechnen.

Was antwortet man nun? Hören sie: „Ein  
 „ Schuldrama kan entweder nur anständige Rollen für Schüler in sich begreifen, und diese Declamationsübung ist nichts neues.“ (Das dächte ich auch und habe es gesagt,) „oder es sind  
 „ ganze Stücke, darin die Rollen selbst auf die  
 „ Schüler sich passen und sie zu Schultugenden  
 „ oder andere in ihrem künftigen Leben, z. E. auf  
 „ Akademien, auch durch sinnliche Vorstellungen  
 „ anhielten.“

Fast möchte ich sagen, meine Herren, vergessen Sie ihres Freundes eigene Erklärung nicht, er will eine ganze Handlung haben: wo will er diese unter Kindern finden? Nimmt er aber den Charakter der Jünglinge dazu: denn ist es mit seiner Erlaubnis kein neues Drama. Um uns aus der ganzen Verwirrung zu helfen, nehmen Sie Horazens Beschreibung von den verschiedenen Altera.

„ der andern Hälfte habe ich einige Buben 'un-  
 „ ter der Hand abgerichtet, die den Ausbund aller  
 „ Schulschreie wiederholen müssen, woran ich  
 „ ein Jahr lang gesammelt, und die mir die La-  
 „ ge meines Standes am meisten vergällt oder  
 „ versüßt haben.

„ Dieser Embryo meines Schuldrama sieht  
 „ nach Wolken aus, die zum Käse gerinnen:  
 „ aber — es wird gesäet in Unehre und wird auf-  
 „ erstehen in Kraft. — Und du Narr! das du  
 „ säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll,  
 „ sondern ein bloß Korn. — Der aber Saamen  
 „ reicher dem Säemann, der wird ja auch das  
 „ Brodt reichen zur Speise, und wird vermehren  
 „ euren Saamen und wachsen lassen das Gewäch-  
 „ se eurer Gerechtigkeit. —

„ Unterdessen lehrt ein Jahr das andere, und  
 „ im zweyten unterscheiden sich schon meine Schul-  
 „ handlungen durch Farben zum Besten aller Zu-  
 „ schauer, die mit den Augen hören, und durch  
 „ einen Chor, den ich aus den Deputirten jeder  
 „ Klasse aufführen würde.

„ Me



„ Ille bonis faueatque & consilietur amicis,  
 „ Et regat irratos & ainer peccare timentes ;  
 „ Ille dapes laudet mensæ breuis , ille salubrem  
 „ Iustitiam legesque & apertis otia portis ;  
 „ Ille tegat commissa Deosque precetur & oret  
 „ Vt redeat miseris , abeat fortuna superbis.

„ Dies officium virile und diese Sitten des  
 „ Chors sind verstummt, seitdem der Wohlstand  
 „ Characterisirt ;

„ — — Lex est accepta, chorusque  
 „ Turpiter obtineat — — —

„ Blattern und Galanterien würde ich meinen  
 „ Schulhandlungen einsprossen, wenn der Pfarr-  
 „ herr unsers Kirchspiels ein zierlicher Abt wäre,  
 „ und des Schulzen Tochter, nebst ihrer Mutter die  
 „ ganzen Gemeine die Liebe des Nächsten im Ban-  
 „ del predigten, oder falls die Wechselbälge mei-  
 „ ner Dorfschule schöne Geister, und die wohlge-  
 „ zogenste Jünglinge nichts als Masken zu Bällen  
 „ und Tänzen wären, die ein Phrygischer Fuchs  
 „ meynt.

„ Im dritten Jahre meiner Schulhalterschaft  
 „ würde ich erfüllen, was vom Thespis geschrieben  
 „ steht, und ein Schauspiel zu Markt bringen,  
 „ das meine Kinder singen und spielen sollten —  
 „ *peruncti facibus ora*. Mir würde vor den  
 „ Hesen der dramatischen Dichtkunst eben so we-  
 „ nig eckeln, als den Virgil vor den Gedärmen  
 „ des Ennius. — Wenn Diderot das Burleske und  
 „ Wunderbare als Schlacken verwirft: so verlie-  
 „ ren göttliche und menschliche Dinge ihren wes-  
 „ sentlichsten Character. Brüste und Lenden der  
 „ Dichtkunst verdorren. Das *μῦθος* der homeri-  
 „ schen Götter ist das Wunderbare seiner Muse,  
 „ das Salz ihres Unsterblichkeit. Die Thorheit  
 „ der *ἔκτασις δαιμονίων*, die Paulus den Atheniensern  
 „ zu verkündigen schien, war das Geheimniß seiner  
 „ frölichen Friedensbothschaft. Das *σοφιστικόν*  
 „ des ganzen Newtons ist ein kindisches Possenspiel  
 „ gegen den Pöbel eines Morgensterns; und das  
 „ Burleske verhält sich zum Wunderbaren, das  
 „ Gemeine zum heiligen, wie oben und unten,  
 „ hinten und vorn, die Hölle zur gewölbten Hand.  
 „ Im vierten Jahr würde ich es vielleicht dem  
 „ Jahrhundert Ludwig des XIV. zuvor thun, und  
 durch

„ durch den Stein der Weisen Geschichte in Fabeln  
 „ und Fabeln in Geschichte verwandeln.

„ Mehr als einen Bock wird das fünfte  
 „ Jahr meiner Schulbahn machen, und ihrem  
 „ Schutzgeist würden die weisesten Gesetze des dra-  
 „ matischen Coder aufgeopfert werden —

„ Hierauf reißt vielleicht ein Verleger, der alle  
 „ Messen im Lande besucht, in Gestalt eines preußi-  
 „ schen Werbers durch meinen Flecken. — Mit  
 „ Adlersklauen entführt er meinen fünfjährigen  
 „ Beytrag zu Schulhandlungen, um wie der Kna-  
 „ be Ganymedes mit der Zeit Mundschenk zu  
 „ seyn — — Schaut! im Zeichen des Wasser-  
 „ manns geht ein doppelter Phömelhant auf;)

„ — — *albo sic humero nitens,*

„ *Vt pura nocturno renidet*

„ *Luna mari, Cuiusque Gyges;*

„ *Quem si puellarum insereres choro,*

„ *Mire sagaces falleret hospites*

„ *Discrimen obscurum, solutis*

„ *Crinibus ambiguoque vultu.*

Horat. Lib. II. Od. 5.

„ *Mus*

„ Alle Kunsttrichter vom hochwürdigen Z. an  
 „ bis zum Dieb in der Nacht, der noch kommen  
 „ soll, werden meine Astrologen, Gevatter, Gön-  
 „ ner seyn; und ich

Ihr

gehorsamer Diener,  
 Johann George \* \* \* \* un.

Königsberg.

Am Katharinentage.

Merken Sie über diese Stelle mit mir nur so-  
 viel an, daß die beyden ersten Jahre Verstellun-  
 gen enthalten, die nach Hrn. L. Erklärung keine  
 Dramata oder ganze Handlungen sind, daß im  
 dritten, vierten und fünften Jahre grössere Schü-  
 ler auch nach und nach festere Karaktere geben;  
 und da der Schulmonarch leicht einen zierlichen Abt  
 zum Pfarrherrn und eine mitleidige Christin zur Fran-  
 Schulzin haben könnte: so ist zu vermuthen, daß  
 er seinen Schulhandlungen nicht der Schüler we-  
 gen, sondern der Zuschauer wegen, Galanterien  
 einsprossen; folglich Scenen aufführen würde,  
 die man bey blossen Kindern nicht erwarten kan:  
 Kurz, Hr. L. hat nach Diderots Anweisung ei-  
 ne

ne neue Art von Drama erfunden, und auch wie Diderot die Idee des Drama, so wie sie durchgehends angenommen wird beybehalten wollen: und nach dieser Idee ist seine Art entweder nicht neu oder unmöglich. Deswegen leugne ich keinesweges, daß die Idee des Drama sehr verändert werden könne, und daß nach solchen Veränderungen neue Stücke erscheinen können, die man jetzt nicht kennt und für die man vielleicht neue Namen erfinden wird. Sie sehen also, daß wir uns in unsern Briefen zuweilen nicht so stark widersprechen, als man uns Schuld giebt.

B.

Zwey

## Zwey hundert und sechzigster Brief.

Es verlohnet sich fast kaum der Mühe, sich mit einigen Kleinigkeiten, die in dem Briefwechsel als Einfälle vorkommen, noch länger aufzuhalten. Ich hatte den Philotas, als ein Beispiel eines Stückes angeführt, indem es eine Rolle gebe, die für ein Kind zugeschnitten ist. Der Unbekannte folgert daraus, daß ich den Philotas, als ein Stück zu seinen Schulhandlungen vorschlage. Nicht doch, kein Mensch hat daran gedacht. Es kam bloß darauf an, ein Exempel zu geben, und alles Haßes gegen den armen Philotas ohnerachtet, kan man nicht leugnen, daß das Exempel zu meinem Satze sich passe. Ich mus Ihnen die lustige Kritik über den Philotas ganz mittheilen.

„Als ein Stück, das ich den Forderungen  
„ nach für die Schulbühne schickte, empfiehlt er  
„ den Philotas.“ — empfiehlt? wer hat denn empfohlen? Als ob man um den Philotas verlegen wäre.

„Philotas?

„Philotas? — Nun ja doch! Im Cadettenhause  
 „würde er an einer angemessenen Stelle predigen,  
 „aber in bürgerlichen Schulen? daran zweifle ich  
 „noch.“ — Epaphaste Widerlegung! Das  
 Cadettenhaus ist doch deucht mir eine Schule jun-  
 ger Leute. Dort wäre Philotas angemessen. Also  
 wäre er ja ein Schuldrama. Denn Philotas ver-  
 rät zu sehr ein kindischen Held? Wenn er kein  
 Kind wäre, hätte ich wol seine Rolle angeführt?  
 Ich habe irgendwo von dem neunjährigen Sohne  
 eines Officiers gelesen, daß er nach einer in der  
 Seeschlacht empfangenen Wunde zu den umstehen-  
 den gesagt; was würde ma banne sagen, wenn  
 sie mein Blut rinnen sähe! Das war doch auch  
 wol ein kindischer Held, und es ist eine Geschich-  
 te. Im Vorbeygehen merken sie noch an, wie gera-  
 ne die Herrn, die über unsern Ton schreyen, eben  
 denselben Ton annehmen — wollen. Ein Bestre-  
 -ben, womit uns unsere Widersacher oft mehr  
 belustigen, als Sie vielleicht denken. — Der Kunst-  
 richter wiederruft bald darauf. Es würde „sagt  
 „er, auch nicht bloß für Schüler sich schicken,  
 „es müssen erwachsene Personen unter den Auteurs  
 „seyn. Hier versteh ich nichts.“ Das ist wahr-  
 haftig

haftig nicht des Kunstrichters Schuld. Er hat bloß sagen wollen, daß in dem Philotas nicht alle Rollen für Kinder zugeschnitten seyn, sondern die übrigen Rollen für die andere Perioden des Lebens gehören.

Der Beschluß folgt künftig.

---



# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

VII. Den 25. Februar. 1763.

---

### Beschluß des zwey hundred und sechzigsten Briefes.

„**K**an des Ueßerlichen wegen ein Schüler nicht  
„ auch einen Vater vorstellen? “ Ja doch, D.  
Fausten, wenn er sein Rector so will. Aber ge-  
hört deswegen die Vaterrolle in das kindischen  
Alter, aus dem allein die Rollen hergenommen  
werden müßten.

„ Von Polytimet, seinen Antiveden, wird  
„ nicht gedacht. — Hm! “ Und noch einmal  
Hm! War es nöthig seiner zu gedenken, da er  
hierzulein neues Exempel abgab? Und überhaupt  
nennt man den Blifil nicht gerne, der nur in der  
Bibel ließt, damit Tom Jones, der ihm die seinige  
verkauft hatte, Schläge kriegen. “

Der Brieffschreiber wollte gerne, daß ich mich in die Vertheidigung meines Urtheile über einige Charaktere in einem seiner Stücke, und über seine Abhandlung von der Sprache überhaupt, einlasse. Er spricht von beyden. Aber ich — ich laufe nicht in den Fallstrich. Ich mußte Hrn. Lindners Schrift noch einmal fast ganz durchlesen.

— Ich gestehe aber, daß ich mich geirrt habe. Mit der Erklärung, die Hrn. Lindner von einem Provinzialwort gegeben, sind seine Freunde nicht zufrieden: kein Wunder! Aber mit der meinigen — wie leicht zu erachten — auch nicht.

„ Wenn von gleich bedeutenden Worten die ersten und herrschenden Scribenten einige ganz ungebraucht lassen, die zu ihrer Zeit noch üblich gewesen, so sind die ungebrauchten Provinzialwörter. “ So sagte ich. Nun fährt man fort.

„ Also Schwall brauchen gute niederdeutsche Dichter, aber es ist deswegen doch ein Provinzialwort, “

„zialwort, daß man nicht durchgängig versteht.“  
 Zween Fehler in einem Dithen. Schwall wird,  
 so viel ich weiß, von allen hochdeutschen Schrift-  
 stellern gebraucht. 3. E. ein Schwall von Wor-  
 ten. 2) Ein Wort, das nicht allenthalben  
 verständlich ist, ist deswegen kein Provinzial-  
 wort.

Und welches sind herrschende Scribenten? — „D,  
 „ein, dunkles für das andere.“ Nicht so sehr,  
 herrschende Scribenten sind diejenigen, deren Bü-  
 cher durch das Vorurtheil für die Provinz, darinn  
 sie geschrieben worden, im voraus empfohlen,  
 fast durchgängig gelesen worden. So hatte aber  
 Sachsen das Vorurtheil zu den Zeiten der Refor-  
 mation vor sich, daß darin die meisten Schulen  
 und Gelehrten angetroffen wurden.

„Nicht der Gebrauchende sondern der Gebrauch  
 „selbst, bezeichnet das Wort.“ Unstreitig! aber  
 der Gebrauch entsteht durch die Gebrauchende.  
 Und diese sind von zweyerley Gattung, entweder  
 herrschende Scribenten, oder redende und Meister-  
 sänger in den Provinzen.

Das Schlimmste ist, daß man uns keine andere Erklärung anstatt der meinigen giebt. Leben ist wert! wie viel Zeit haben wir beyde verloren!

B.

Brey

## Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

„Ich habe einen grossen Vorsatz gefasset, sagt  
 „der Hr. v. Justi in einer seiner neuern Schrif-  
 „ten.“ Ich will mich bemühen, in verschiedenen  
 „Werken die hohe Einbildung zu mässigen, die  
 „wir Europäer von uns selbst haben. Erst, will  
 „ich die Regierungsformen, dann die Sitten,  
 „endlich die Religion Europens mit den nämlichen  
 „Stücken in den andern Welttheilen in Verglei-  
 „chung setzen.“ Das erste ist geleistet; die beyden  
 andern folgen in einer unbestimmten Zeit. Wie  
 gefällt ihnen dieser Vorsatz? Ohne Zweifel recht  
 gut. Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen  
 bekannt macht, desto mehr wächst unsre Weisheit  
 an, desto reiser wird unsre Vernunft. Dis ist noch  
 nicht alles. Dergleichen Abhandlungen, wenn sie  
 nur etwas taugen sollen, müssen mit grosser Frey-  
 müthigkeit geschrieben werden, und, wir haben

H 3

es

- \* Vergleichen der Europäischen mit den Asiatischen  
 und andern vermeintlich barbarischen Regierungen  
 in drey Büchern verfasst von Joh. Heinrich Gott-  
 lieb v. Justi, Berlin bey Rüdigers 1762.

es längstens angemerkt, diese Freymüthigkeit ist unter uns selten, und kan nie genug in Schwang kommen. Von ihr allein kan man die männliche Schreibart erwarten, die, unbekümmert um den Puz rednerischer Figuren, durch die schöne Bildung Ihrer Gliedmassen, und durch die redenden Gesichtszüge jedermann zur Bewunderung hinarreißt. Der Hr. v. Justi hat diesen Pfad nicht ganz ohne Glück betreten, und ich habe seine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man wird allzu leicht durch den Vortrag solcher Wahrheiten eingenommen, die nicht jeder sagen wolte. „Affert ista res opinionem, quia libentissime homines audiunt ea quæ dicere ipsi noluisse.“ Und warum sollte es allein in Deutschland verboten seyn, die wechselseitigen Pflichten des Oberherrn und des Unterthanen näher zu beleuchten, jenem zu sagen, daß er nichts ist ohne diesen, und diesen zu erinnern, daß der Regent, als ein Mensch, auf Verzeihung mancher Fehler Anspruch habe. In Frankreich reden nicht nur diejenigen, welche Sicherheits halber ihre Namen verbergen; sondern sogar die Vorsprecher des Volkes. Es ist nur zu beklagen, daß der Hr. v. J. keinesweges

keinesweges den könnichsten Vortrag hat, der vielleicht in diesen Stücken bis jetzt noch dem Verf. des Herrn und Dieners eigen ist; und dis' kan ein neuer Beweis seyn, wie viel die Materie, die man abhandelt, dem Styl zu Hülfe kömmt.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt, ohne daß ich errathen kan, warum? Ich habe das Verzeichniß der Artikel etlichemal überlesen, und ich weiß noch nicht, warum ein Artikel im ersten Buch steht, und nicht im zweyten oder dritten. Doch dis' ist eine Kleinigkeit für sie; für mich wäre es bequemer gewesen, wenn ich einen Plan hätte entdecken können. Ich suche alzu gerne einen Faden auf, der mich in meinen Betrachtungen bey'm Ausziehen eines Buches leiten kan.

Da ich ihn hier entbehren mus: so lassen sie mich mit einer allgemeinen Anmerkung den Anfang machen. Mir deucht, der Hr. v. J. vergleicht das, was er in der Ausübung in Europa bey den Regierungen sieht, mit dem, was er in die Beschreibung der Theorie ausländischer Regierungen

## Zwey hundert und sechzigster Brief.

Es verlohnet sich fast kaum der Mühe, sich mit einigen Kleinigkeiten, die in dem Briefwechsel als Einfälle vorkommen, noch länger aufzuhalten. Ich hatte den Philotas, als ein Beispiel eines Stücks angeführt, indem es eine Rolle gebe, die für ein Kind zugeschnitten ist. Der Unbekannte folgert daraus, daß ich den Philotas, als ein Stück zu seinen Schulhandlungen vorschlage. Nicht doch, kein Mensch hat daran gedacht. Es kam bloß darauf an, ein Exempel zu geben, und alles Haßes gegen den armen Philotas ohnerachtet, kan man nicht leugnen, daß das Exempel zu meinem Satze sich passe. Ich mus Ihnen die lustige Kritik über den Philotas ganz mittheilen.

„Als ein Stück, das ich den Forderungen nach für die Schulbühne schickte, empfiehlt er den Philotas.“ — empfiehlt? wer hat denn empfohlen? Als ob man um den Philotas verlegen wäre.

„Philotas?



„Philotas? — Nun ja doch! Im Cadettenhause  
 „würde er an einer angemessenen Stelle predigen,  
 „aber in bürgerlichen Schulen? daran zweifle ich  
 „noch.“ — Spaszhafte Widerlegung! Das  
 Cadettenhaus ist doch deucht mir eine Schule jun-  
 ger Leute. Dort wäre Philotas angemessen. Also  
 wäre er ja ein Schuldrama. Denn Philotas ver-  
 rätth zu sehr ein kindischen Held? Wenn er kein  
 Kind wäre, hätte ich wol seine Rolle angeführt?  
 Ich habe irgendwo von dem neunjährigen Sohne  
 eines Officiers gelesen, daß er nach einer in der  
 Seeschlacht empfangenen Wunde zu den umstehen-  
 den gesagt; was würde ma banne sagen, wenn  
 sie mein Blut rinnen sähe! Das war doch auch  
 wol ein kindischer Held, und es ist eine Geschich-  
 te. Im Vorbeygehen merken sie noch an, wie gera-  
 ne die Herrn, die über unsern Ton schreyen, eben-  
 denselben Ton annehmen — wollen. Ein Bestre-  
 -ben, womit uns unsere Wiedersacher oft mehr  
 belustigen, als Sie vielleicht denken. — Der Kunst-  
 richter wiederruft bald darauf. Es würde „sagt  
 „er, auch nicht bloß für Schüler sich schicken,  
 „es müssen erwachsene Personen unter den Acteurs  
 „seyn. Hier versich ich nichts.“ Dies ist wahr-  
 hastig

hastig nicht des Kunstrichters Schuld. Er hat bloß sagen wollen, daß in dem Philotas nicht alle Rollen für Kinder zugeschnitten-seyn, sondern die übrigen Rollen für die andere Perioden des Lebens gehören.

Der Beschluß folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

VII. Den 25. Februar. 1763.

---

### Beschluß des zwey hundred und sechzigsten Briefes.

„**K**an des Ueßerlichen wegen ein Schüler nicht  
„ auch einen Vater vorstellen? “ Ja doch, D.  
Gauten, wenn er sein Rector so will. Aber ge-  
hört deswegen die Vaterrolle in das kindischen  
Alter, aus dem allein die Rollen hergenommen  
werden mußten.

„ Von Polytimet, seinen Antiveden, wird  
„ nicht gedacht. — Hm! “ Und noch einmal  
Hm! War es nöthig seiner zu gedenken, da er  
hierzu kein neues Exempel abgab? Und überhaupt  
nennt man den Blisil nicht gerne, der nur in der  
Bibel ließt, damit Tom Jones, der ihm die seinige  
verkauft hatte, Schläge kriegen. “

Der Briesschreiber wollte gerne, daß ich mich in die Vertheidigung meines Urtheile über einige Charaktere in einem seiner Stücke, und über seine Abhandlung von der Sprache überhaupt, einlasse. Er spricht von beynen. Aber ich — ich laufe nicht in den Fallstrich. Ich mußte Hrn. Lindners Schrift noch einmal fast ganz durchlesen.

— Ich gestehe aber, daß ich mich geirrt habe. Mit der Erklärung, die Hrn. Lindner von einem Provinzialwort gegeben, sind seine Freunde nicht zufrieden: kein Wunder! Aber mit der meinigen — wie leicht zu erachten — auch nicht.

„ Wenn von gleich bedeutenden Worten die ersten und herrschenden Scribenten einige ganz ungebraucht lassen, die zu ihrer Zeit noch üblich gewesen, so sind die ungebrauchten Provinzialwörter. “ So sagte ich. Nun fährt man fort.

„ Also Schwall brauchen gute niederdeutsche Dichter, aber es ist deswegen doch ein Provinzialwort, “

„zialwort, daß man nicht durchgängig versteht.“  
Zween Fehler in einem Othen. Schwall wird,  
so viel ich weiß, von allen hochdeutschen Schrift-  
stellern gebraucht. 3. E. ein Schwall von Wor-  
ten. 2) Ein Wort, das nicht allenthalben  
verständlich ist, ist deswegen kein Provinzial-  
wort.

Und welches sind herrschende Scribenten? — „O!  
„ein, dunkles für das andere.“ Nicht so sehr,  
herrschende Scribenten sind diejenigen, deren Bü-  
cher durch das Vorurtheil für die Provinz, darinn  
sie geschrieben worden, im voraus empfohlen,  
fast durchgängig gelesen worden. So hatte aber  
Sachsen das Vorurtheil zu den Zeiten der Refor-  
mation vor sich, daß darin die meisten Schulen  
und Gelehrten angetroffen wurden.

„Nicht der Gebrauchende sondern der Gebrauch  
„selbst, bezeichnet das Wort.“ Unstreitig! aber  
der Gebrauch entsteht durch die Gebrauchende.  
Und diese sind von zweyerley Gattung, entweder  
herrschende Scribenten, oder redende und Meister-  
sänger in den Provinzen.

Das Schönste ist, daß man uns keine andre Erklärung anstatt der meinigen giebt. Leben sie wol! wie- viel Zeit haben wir beyde verloren!

B.

Zwey

## Zweyhundert und ein und sechzigster Brief.

„Ich habe einen grossen Vorsatz gefasset, sagt  
 „der Hr. v. Justi in einer seiner neuern Schrif-  
 „ten. \* Ich will mich bemühen, in verschiedenen  
 „Werken die hohe Einbildung zu mässigen, die  
 „wir Europäer von uns selbst haben. Erst, will  
 „ich die Regierungsformen, dann die Sitten,  
 „endlich die Religion Europens mit den nämlichen  
 „Stücken in den andern Welttheilen in Verglei-  
 „chung setzen.“ Das erste ist geleistet; die beyden  
 andern folgen in einer unbestimmten Zeit. Wie  
 gefällt ihnen dieser Vorsatz? Ohne Zweifel recht  
 gut. Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen  
 bekannt macht, desto mehr wächst unsre Weisheit  
 an, desto reiser wird unsre Vernunft. Dis ist noch  
 nicht alles. Dergleichen Abhandlungen, wenn sie  
 nur etwas taugen sollen, müssen mit grosser Frey-  
 muthigkeit geschrieben werden, und, wir haben

H 3

es

\* Vergleichen der Europäischen mit den Asiatischen  
 und andern vermeintlich barbarischen Regierungen  
 in drey Büchern verfasst von Joh. Heinrich Gott-  
 lieb v. Justi, Berlin bey Rüdigers 1762.

es längstens angemerkt, diese Freymüthigkeit ist unter uns selten, und kan nie genug in Schwang kommen. Von ihr allein kan man die männliche Schreibart erwarten, die, unbekümmert um den Puz rednerischer Figuren, durch die schöne Bildung ihrer Gliedmassen, und durch die redenden Gesichtszüge jedermann zur Bewunderung hinreißt. Der Hr. v. Justi hat diesen Pfad nicht ganz ohne Glück betreten, und ich habe seine Schrift mit Vergnügen gelesen. Man wird allzu leicht durch den Vortrag solcher Wahrheiten eingenommen, die nicht jeder sagen wolte. „Affert ista res opinionem, quia libentissime homines audiunt ea quæ dicere ipsi noluerunt.“ Und warum sollte es allein in Deutschland verboten seyn, die wechselseitigen Pflichten des Oberherrn und des Unterthanen näher zu beleuchten, jenem zu sagen, daß er nichts ist ohne diesen, und diesen zu erinnern, daß der Regent, als ein Mensch, auf Verzeihung mancher Fehler Anspruch habe. In Frankreich reden nicht nur diejenigen, welche Sicherheits halber ihre Namen verbergen; sondern sogar die Vorsprecher des Volkes. Es ist nur zu beklagen, daß der Hr. v. J. keinesweges



keinesweges den könnichsten Vortrag hat, der vielleicht in diesen Stücken bis jetzt noch dem Verf. des Herrn und Dieners eigeu ist; und dis kan ein neuer Beweis seyn, wie viel die Materie, die man abhandelt, dem Styl zu Hülfe kömmt.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt, ohne daß ich errathen kan, warum? Ich habe das Verzeichniß der Artikel etlichemal überlesen, und ich weiß noch nicht, warum ein Artikel im ersten Buch steht, und nicht im zweyten oder dritten. Doch dis ist eine Kleinigkeit für sie; für mich wäre es bequemer gewesen, wenn ich einen Plan hätte entdecken können. Ich suche alzu gerne einen Faden auf, der mich in meinen Betrachtungen beym Ausziehen eines Buches leiten kan.

Da ich ihn hier entbehren mus: so lassen sie mich mit einer allgemeinen Anmerkung den Anfang machen. Mir deucht, der Hr. v. J. vergleicht das, was er in der Ausübung in Europa bey den Regierungen sieht, mit dem, was er in die Beschreibung der Theorie ausländischer Re-

gierungen gelesen hat. Und dann kommen wir arme Europäer wol meistens bey der Vergleichung zu kurz. Sie wissen, wie widersprechend die Nachrichten in Absicht auf China sind. Die Kaufleute entwerffen ein ganz anderes Bild von diesem Lande als die Jesuiten. Der Hr. v. J. erklärt seinen Glauben für die Beschreibungen der letztern, und seine Gründe nehmen bey dem ersten Anblicke ein. Ist es aber nicht auch von der andern Seite wahr, daß derjenige, welcher an dem verderbtesten Hofe und in einer Hauptstadt gut aufgenommen, sich einen Entwurf von den heilsamen Verfassungen des Landes geben läßt, vortheilhaft von der Regierung urtheilen wird; dahingegen der andre, der in einer Provinz, ohne Schutz, den Plackereyen der Unterbedienten ausgesetzt ist, über die Gewaltthätigkeit und über schlimme Verfassung klagen wird? Welchem von beyden sollen wir nun Glauben zustellen. Werden wir der Kentnis des erstern mehr trauen, als der Empfindung des andern? der Eigennützigkeit des letztern, welche vielleicht angetastet worden, kan freylich das Bild schwärzen: allein die Liebfosungen, wodurch

durch die erstere schwindlich gemacht wird, erheben auch die Farben an seinem Gemählde.

Ich füge eine Anmerkung über einen andern Gegenstand hinzu, der B. schließt seine Schrift mit Betrachtungen über die Regierungsverfassungen des Peruanischen Reichs. Ich halte immer die Einrichtung der Jesuiten im Paraguan, als das Meistestück einer Politik angesehen, und daher den Jesuitischen Kopf bewundert, der es empfunden. Allein, wie wenig haben hier die Jesuiten zu thun gehabt? Sie fanden, wenn anders die Nachrichten, die der B. hier nach andern giebt, ächt sind, sie fanden den ganzen Plan vor sich. Es kam nur auf die abermalige Einführung an; und auch diese wurde ihnen leicht unter einem Volke, für das ein solcher Plan gleichsam zugeschnitten ist, und dessen Vorfahren daran gewöhnt waren,

Lassen Sie mich nun in die Schrift selbst hinein gehen. Ich nehme einen einzigen Artikel heraus, der aber einer der wichtigsten ist, und über den ich nachher noch mit Ihnen, nach meiner Gewohnheit, plaudern werde. Hr. v. Justi handelt von  
 H 5 den

den Strafen. Ich will suchen Ihnen den Ausgang seiner Gedanken so kurz als möglich zu geben, ohne dem n. sentlichen zu schaden.

„ Die wahren Grundsätze von dem Gebrauche  
 „ der Strafen und ihre Verhältnisse zu der Natur  
 „ der bürgerlichen Verfassung sind noch gar nicht  
 „ ausfindig gemacht; d. s. Feld ist noch ganz unbekannt und ungearbeitet.“ Der Grund davon fällt in die Augen. Die Strafen, welche die Religion ankündigt, sind eine ihrer wichtigsten Punkte. Man hütet sich immer dergleichen Punkte, wenn sie nur diesen Ausdruck erlauben, durchzuschütteln: oder man hat den Lehrsatz der Religion vor Augen, und schneidet seine übrigen Gedanken darnach zu.

„ Montesquieu selbst giebt mehr Regeln als die ersten Grundsätze.“ Montesquieu fängt niemals bey dem Begriffe der Sache an, die er vorträgt, aber er macht es leicht, dazu hinauf zu steigen. Er ist immer, wenn ich so sagen kan, in der Ratbsstube der Nationen, vergleicht ihre Archive, und giebt jedem den ihn zukommenden Grundsatz. Dis ist freytlich nicht der allgemeine; aber er läßt sich herausbringen.

Man

„ Man betrachtet die Menschen entweder als Ge-  
 „ schöpfe, die sich ihrer Vernunft bedienen, oder als  
 „ solche, die sie nicht ausüben. Zwey Gesichtspunkte,  
 „ woraus die ersten Grundsätze der Strafen fließen. “ (Vielleicht führe ich sie weiter hin-  
 „ auf.) Im letztern Falle giebt es nichts als Stra-  
 „ fen. „ Unterricht und Bewegungsgründe sind un-  
 „ möglich. „ Dieser Fall findet sich bey dem Despo-  
 „ tismus und bey der Aristokratie. Beyde den-  
 „ ken nicht, und wollen, daß ihre Unterthanen Vernunft  
 „ gebrauchen. Erniedrigend genug für die Menschheit,  
 „ ohne doch Mitleiden zu verdienen. Denn die Menschen haben selbst der-  
 „ gleichen Regierungen eingeführt. Im ersten Falle sucht man  
 „ anstatt der Strafen Unterricht und Bewegungsgründe  
 „ bezubringen. Macht diese so vollständig und wirksam als  
 „ möglich, und die Strafen hören auf. Sich auf die natürl-  
 „ che Unart der Menschen berufen, um zu erklären, daß die  
 „ Menschen böshaft sind, ist ein lächerliches Geschwäz.  
 „ Genugsamer Unterricht, wirksame Triebfedern, und Pflichten,  
 „ die der Natur der Menschen gemäß sind:  
 „

setzt

„ setzt diese drey Stücke fest, und niemand wird  
 „ boshaft seyn.

„ Die bürgerlichen Pflichten sind so leicht zu  
 „ haben, daß die gemeinste Fähigkeit dazu hin-  
 „ reicht. Es liegt also nur am Unterricht. Hier-  
 „ aus folgt, erstlich, daß die Schuld der Entge-  
 „ genhandlung mehr an der Regierung, als an  
 „ den Unterthanen liege; zweytens, daß die Stra-  
 „ fen nicht das eigentliche Hülfsmittel sind.  
 „ Sie sind höchstens ein lindrendes Mittel.  
 „ Neue Folgen; für vernünftige Wesen ge-  
 „ hören keine strenge Strafen. Die Strenge  
 „ wirkt Furcht, und diese ersticht den besten  
 „ Saamen edler Beweggründe. Schaam und  
 „ Schande ist dieser Wesen eigene Strafe.

„ Gütigkeit ist also der erste Regierungsgrund-  
 „ satz: aber dieser macht unsre Voraussetzung noth-  
 „ wendig und diese Voraussetzung den Unterricht.  
 „ Die Canonischen Bücher der Chineser, enthal-  
 „ ten nebst der Geschichte des Reichs sonst gar  
 „ nichts, als die Pflichten der Regenten und der  
 „ Unterthanen; dahingegen die canonischen Bü-  
 „ cher aller andern Völker fast nichts als Fabeln,  
 „ Frazen und abgeschmackte Träume in sich begrei-  
 „ fen,

„sen, wogegen sich die gesunde Vernunft empöret.  
 „In den niedrigsten Schulen vor dem geringsten  
 „Vöbel wird sonst nichts gelehret als kurze Aus-  
 „züge aus dem Ring. Aber in Europa? Nichts  
 „lernt der Unterthan weniger als die Pflichten  
 „gegen den Regenten, den gesamten Staat und  
 „gegen seine Mitbürger. Der Hälfte der er-  
 „wachsenen Unterthanen bleiben die Namen davon  
 „unbekant. Aller Unterricht geht auf die Religion,  
 „gerade, als ob es nicht eben so nothwendig wäre,  
 „gute Bürger zu erziehen. Dieser einzige Fehler  
 „ist hinreichend, um den Titel gesitteter Nationen  
 „abzusprechen.

„Enthält die Bibel diese Pflichten? Ich finde  
 „in der ganzen Bibel nicht den geringsten Beweis,  
 „daß sie sich um die Regierung der Bürgerlichen  
 „Verfassungen hat bekümmern wollen, die Vor-  
 „stellungen 1. Sam. 8. 11; 12. von den Rechten  
 „eines Königes scheinen bloß zum Schrecken des  
 „Jüdischen Volks gegeben zu seyn. Die Ver-  
 „nunft erschrickt vor diesen Rechten. Andre  
 „Sprüche der Bibel 1. E. Eid unterthan der  
 „Obrikeit, die Gewalt über euch hat; gebet dem  
 Kaiser

„Kaysers was des Kaysers ist u. d. m. geben nur  
 „einen höchst unvollkommenen Begriff von den  
 „bürgerlichen Pflichten. Aus dem ersten Spru-  
 „che scheint zu folgen, daß man nur der Obrig-  
 „keit deswegen gehorchen müsse, weil sie Gewalt  
 „hat; und man würde demnach jedem un-  
 „rechtmäßigen Besitzer, welcher diese Gewalt an sich  
 „reißt, ohne Bedenken unterthänig seyn müssen.  
 „Der andre Spruch von den Abgaben hält einen  
 „überaus schlechten Grund in sich, der allein von  
 „dem Gepräge der Münze hergenommen ist!  
 „Nach diesem Grunde würde ein Fürst, der kein  
 „Geld schlagen liesse, auch keine Abgaben fordern  
 „können. Unsre bürgerlichen Gesetze bleiben eben so  
 „unbekant; wir vernachlässigen die Triebfedern.  
 „Es bleibe also höchstens die Strenge der Strafen  
 „übrig. Diese sucht man bey uns zu vermeiden,  
 „und daher sind unsre meisten Regierungen wider-  
 „sinnisch.“

Dieß sind des Hrn. von Justi Sätze  
 Um meine Gedanken darüber zu sagen, müßte ich  
 einer andern Bogen anlegen; und so mag er  
 denn morgen der Anfang zu einem neuen Briefe  
 seyn.

B.

Zwey



## Zweyhundert und zwey und sechzigster Brief.

Ich fange von dem Begriffe der Strafe an, und wenn ich den Begriff glücklich entwickele; so sage ich alles, was zur Theorie der Sache gehört. Jedermann weiß daß dieser Begriff zwey Uebel in sich schließt, davon der eine als die Ursache, der andre als die Folge, angesehen werden muß. Sie stehen also im Verhältnisse gegen einander; und wenn man sich das Wesen oder die Person dazu denkt, bey der sie zusammenkommen, oder an welcher sie ihr Verhältniß äußern, so hat man alle Erfordernisse des Begriffes. Ich zeige sie an um in der Entwicklung desto leichter fortzufahren.

1) Das moralische Uebel; welches als das vordere Glied des Verhältnisses und zugleich als die Ursache des andern anzusehen ist. Man nimmt es hier, um auch dem Sprachgebrauche zu Hülfe zu kommen im weitern Verstande. Man setzt nicht immer die Freyheit oder die Möglichkeit ihrer Anwendung bey den Personen voraus, wo man es will, entdeckt haben. Genug, daß das Gute

Gute dem es entgegen steht, moralisch ist und nicht anders als durch die Wirkung der Vernunft erhalten werden kan. So straft man Thiere, so straft man Kinder wegen Vergehungen, die eigentlich, für sie nicht übel sind, und die nur dem Guten, das sie nicht einsehen, entgegen handeln.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 4. März. 1783.

---

Beschluß des zwey hundred und ein  
und sechzigsten Briefes.

2) Dasjenige Uebel, welches das andere Glied  
des Verhältnisses, oder die Folge des  
ersten Uebels darstellt. Es kommt uns hier  
noch nicht darauf an, von welcher Natur es seyn,  
und wie es als Folge verknüpft seyn mag.

3) Die Person, bey welcher diese Stücke zu-  
sammen kommen. Es wird nothwendig ein Wesen  
erfordert, das sich als Ich denkt; das sich eine  
Empfindung weignet, und das unterscheiden kan;  
wodurch diese Empfindung veranlaßt worden;  
oder daß sie eine Folge des vorhergehenden Han-  
dels sey.

Sechzehnter Theil:

9

De

Der wichtigste Umstand für den Nachdenkenden ist das Verhältniß zwischen den beiden Uebeln: und ich glaube, daß jeder vorzüglich auf die Nothwendigkeit und auf die Bestimmung desselben Achtung geben werde.

Um die metaphysische Lehre der Negationen zu vermeiden, darf man sich hier nur auf die willkürlichen Strafen einschränken. Die Nothwendigkeit des Verhältnisses entsteht bey diesen aus der Beschaffenheit der Kräfte, die man wirksam machen muß, um zu dem gemeinschaftlichen Zwecke zu gelangen. Lassen Sie uns aber folgende Anmerkung, die mir eben so wichtig als fruchtbar scheint, nicht vorbegehen: die Kraft, welche aus diesem Verhältnisse entspringt, wirkt gleichsam durch Zurückprallung zum gemeinen Zwecke. Der Wille, welcher ihm entgegen zu handeln gesonnen ist, begegnet ihr auf dem Negations-Wege, stößt an sie, und prallt zurück. Daraus folgt, daß je öfter der Wille an diese Kraft stößt, desto schwächer diese Kraft werde: weil eben dieser öftere Wiederhohlung ein Beweis ist, daß die ganze Stärke des bösen Willens, der von keiner directen Kraft weiter gebrochen

gebrochen wird, auf sie stößt. Folglich hängt diese Nothwendigkeit allerdings von der Beschaffenheit der directen Kräfte ab, die zum gemeinen Zwecke treiben können, und die Frage muß so gesetzt werden: wird in allen Fällen zu den directen Kräften diese andre, die durch Zurückprallung wirkt, erfordert.

• Bei der Bestimmung des Verhältnisses, wird das Wesentliche auf die Bestimmung des ersten Gliedes davon ankommen. Man muß aber nicht aus der Acht lassen, daß um dieses erste Glied zu bestimmen, die darinn enthaltene Stücke auseinander gesetzt werden müssen.

Diese Stücke sind, denkt mir 1) Die Größe des moralischen Uebels. 2) Die Personen welche es ausüben. 3) Die Leichtigkeit es auszuüben, welche von der Beschaffenheit der Triebsfedern zum gemeinen Besten herrühret. Ich sollte denken, daß sich aus diesen Stücken auch die Verschiedenheit der Strafen in den verschiedenen Regierungs-Formen herausbringen ließe. Urtheilen sie nicht nach dem, was ich leisten kan. Urtheilen sie nach den Begriffen selbst.

Die Größe des moralischen Uebels beruhet auf der Natur des gemeinen Bestens; daß heißt, denn vielleicht habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt. — Je größer es ist, je mehr es Gegenseiten hat, je eher es kan erschüttert werden: für desto größer wird das moralische Uebel angesehen werden. Ich muß, ehe ich fortfahre, eine Anmerkung machen; die manchen Schwierigkeiten abhelfen wird. Das gemeinschaftliche Beste heißt hier leider nicht allemal das, was allen Gliedern des Staats zum wahren Vortheil gereicht, sondern das, was die Regierungsverfassung eines Staates mit sich bringt. So erfordert der Despotismus, daß der Wille des Despoten ungekränkt bleibe; er wird also dessen Kränkung als das höchste Uebel ansehen.

Man wirken zum gemeinen Besten verschiedene Räder, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind. Ich mag keine Allegorie machen; sonst könnte ich leicht jedes Rad mit seinem Beynamen nennen. Es wird aber zur Deutlichkeit bequemer seyn, wenn wir anmerken, daß jede Societät das haben muß, was sie zur Societät macht, die Sicherheit

heit; das was sie zur Societät von dieser oder jener Verfassung macht, die Ruhe; und das was ihre Triebfeder abgiebt, oder die darnach eingerichtete Sitten. Ich rechne, und gar nicht gewaltsam, zum zweyten Stück die Religionsverfassung. Hiernach wird unstreitig alles moralische Uebel beurtheilt; nur ist es nicht allemal leicht zu sagen, ob die Verletzung des ersten oder des zweyten Stückes für erheblicher anzusehen sey. Vermuthlich rührt es daher, weil beyde fast immer sehr stark in einander einfließen. Das Meiste dabey kommt auf die Regierungsverfassung an. Sie erwarten nicht, daß ich nun die einzelnen Fälle aus einander lege; wer darf nach einem Montesquieu die Feder ansetzen; wer hat das nöthige dazu, wie er, gelesen? Meine Absicht war das Allgemeine, was er verschwiegen hat, anzubringen. Nun kommen wir zu den Personen, die das moralische Uebel vollstrecken.

Alles kommt auf die Denkungsart an, die man diesen Personen beybringen kan, beybringen will, beygebracht hat. Nur muß man hier anmerken, daß häufige und strenge Strafen der Denkungsart,

wenn sie von einer gewissen Güte ist, oder wenn man sie zu derselben zu bringen Hoffnung hat, diese Denkungsart, sage ich, ändern, und gänglich verderben. Die psychologischen Gründe dazu sind leicht. Je mehr also in einer Regierungsverfassung an einer gewissen Güte der Denkungsart gelegen ist, desto gelinder und ausgesuchter werden die Straffen seyn, und dis ist, dünkt mich, der wahre Grund, warum in Demokratien, wo es besonders auf die Denkungsart der Gleichheit ankommt, die Strafen so gemäßigt sind. Eben diese Personen geben auch Gelegenheit zur Wahl der Strafen, und daher ist es wahr daß alles eine Strafe ist, was das Gesetz eine Straffe nennt; wohl verstanden, daß das Gesetz im voraus nach der Denkungsart eines Volkes abgefasset sey.

Ich eile zum dritten Stück. Die Strafe ist fast immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Leichtigkeit des Verbrechens. Eine Blutschande wird härter bestraft als eine andre Verletzung der Zucht. Und mit Recht. Man sieht nemlich auf die Stärke der Triebfedern, die in solchen Fällen zum moralisch Guten antreiben können. Hier  
steht



zeigt sich vornehmlich der Einfluß der Religion und der einem Volke beygebrachten Denkungsart. Es kan bey einem Volke leicht seyn, ein gewisses Verbrechen zu begehen, bey einem andern hingegen sehr schwer. Daher werden bey diesen Völkern ganz verschiedene Strafen auf einerley Verbrechen gelegt werden. Es würde eine lehrreiche und ergötzende Untersuchung seyn, durch die Geschichte herunter die Abänderungen der Strafen vorzuweisen. Der Hauptschlüssel würde anstreifig bey der Abänderung des Begriffes vom moralischen Uebel liegen; das heißt, so bald man die vermeynte Sache Gottes mit der Sache des Staates vermengt; so müssen aus diesem Gesichtspunkte alle Verhältnisse anders werden. Wenn man vollends bey der Strafe nicht darauf sieht, daß ein Bewegungsgrund zum Guten, sondern eine Vermehrung des Nutzens für den Einnahmer der Strafe daraus erwachse, so fällt alles Natürliche der Verhältnisse weg und es giebt keine Strafen mehr, sondern Auflagen.

Unsre Briefe können nicht Abhandlungen werden. Entwürfe, Aussichten, Gedanken, die in einer gewissen Folge stehen, aber sehr viele da-

zwischen erfordern das ist alles, was wir uns geben können. Ein Buch von den Strafen das ohngefähr nach diesen Ideen geschrieben wäre, und durch die historische Abhandlung, davon ich eben geredet, seine volle Erläuterung erhielte, würde, ich darf es sagen, neu und wichtig seyn.

*Si quid novisti, rectius istis.*

*Candidus imperti si non his utere mecum.*

B.

17. S. Sie erinnern sich ohnfehlbar noch der patriotischen Gesellschaft zu Bern, die wir Ihnen vor einiger Zeit bekant machten. \* Da Ihnen die Bemühungen einer so würdigen Gesellschaft nicht gleichgültig seyn können, so wird Ihnen folgende mir zugesandte Nachricht von derselben hoffentlich auch nicht unangenehm seyn.

Nach-

\* S. den 223. Brief im dreizehnten Theile  
S. 169.

## Nachricht.

Es sind im verwichenen Jahre von einer Gesellschaft vier moralische und politische Preisfragen in den öffentlichen Blättern ausgeschrieben worden, Unter den Versuchen und Abhandlungen über diese Fragen, die in ziemlicher Anzahl an die Gesellschaft eingelaufen sind, thun sich einige durch verschiedene treffliche Stellen hervor, es hat aber keiner von den Verfassern seinen Gegenstand unter einem allgemeinen Gesichtspunkte, und in seinem ganzen Umfange betrachtet. Die besten aus diesen Schriften können als Beyträge zu einer gründlichen Auflösung Beyfall haben. Die Gesellschaft hat daher keine gekrönt. Sie wird aber in dem ersten Bande ihrer Versuche Auszüge des Merkwürdigsten dieser Wettschriften, samt einer kurzen Beurtheilung, zu Rechtfertigung ihrer Strenge, bekannt machen. Zum Beweise, wie gerne sie eine würdige Schrift gekrönt hätte, hat die Gesellschaft beschlossen, den Preis der zwanzig Ducaten dem Verfasser der Gespräche des Phocion \* anzubieten, dessen nützliche Schrift in die Zwecke der

J 5      Gefell.

\* Der Abt Mably soll der Verf. dieser Schrift seyn.  
Anmerk. des Herausgebers.

Gesellschaft einschlägt, und dem Verfasser in mehr als einer Absicht Ehre macht; zudem Ende wird er durch die öffentlichen Blätter aufgefördert werden, seinen Namen der Gesellschaft zu entdecken.

Die Gesellschaft setzt wiederum einen Preis von zwanzig Ducaten für die beste Abhandlung über eine aus den nachgesetzten wichtigen Materien; Sie überläßt es der Willkühr eines jeden über diejenige Preismaterie zu schreiben die ihm die wichtigste und angenehmste scheint.

Die Fragen sind, fürs erste folgende drey vorigen Jahres ausgeschriebene Fragen, die einen allgemeinen Gegenstand haben.

1. Durch welche Mittel können die verderbten Sitten eines Volkes wieder hergestellt werden? Was hat der Gesetzgeber für einen Weg hierzu einzuschlagen?

2. Finden sich Vorurtheile die eine Ehrerbietung verdienen, und die ein guter Bürger öffentlich anzugreifen sich ein Bedenken machen soll?

3. Welches

3. Welches Volk ist jemahls das glücklichste gewesen? Diesen werden noch vier neue Materien beygefügt.

4. Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden.

5. Wie kan der Eifer für das gemeine Beste, den man in den ersten Zeiten fast in jeder Republik wahrnimmt, unterhalten oder wieder aufgeweckt werden?

6. Welches wäre das beste Verhalten christlicher Fürsten gegen die in ihren Ländern angeessene Juden?

7. Die Gesellschaft verlangt, einen Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von Zehn zu Fünfzehn Jahren.

Die Preisschriften müssen Franco, unter der Adresse der typographischen Gesellschaft in Bern, einlangen.

Man

Man ersuchet den Verfasser der Preisschrift  
mit dem Betspruche Prodesse, sich durch die  
gleiche Adresse zu entdecken.

## Zwey hundert und drey und sechzigster Brief.

Sie denken wol etwa, daß wir die einzigen wären, die fast immer auf dem Streitplatze erscheinen, oder wenigstens darauf gefordert werden. Aber gewis, wenn Sie von Hrn. Klozens Kriegszügen gegen Burmann dem Zweyten etwas werden vernommen haben: so wird unser Spiegelschreiben ihrer Aufmerksamkeit nicht mehr werth scheinen. Denn dort, mein Herr, dort bleiben Leute sogar auf dem Platze! Hrn. Klog hat wirklich den Tod und die Beerdigung seines Feindes beschrieben, und steht nun über der Leiche, und ruft, wie Achill, über den erschlagenen Hector:

*Τιβραδι κρηα δίγυ τότε δεχομαι, ὅποτε κεν δὴ  
Zeus ἔβηλῃ τελεσαι ἢ δ' ἀθανάτοι θεοὶ ἄλλοι.*

Doch ehe ich Ihnen ein Paar Worte davon sage: so lassen sie mich erst einige Satyren von dem nämlichen Verfasser erwähnen, die er ganz neulich herausgegeben.\* Und leyder hat er dabey den Rath eines wahren Freundes vermisst. Daß wir doch nie was vergeblich wollen geschrieben haben! So sehr konnte ich un-  
mögl.

\* Christ. Ad. Klotzii Ridicula Litteraria, Altenb 1762

möglich für die lateinische Sprache eingenommen seyn, daß ich die Wiederholungen und allzugemeine Wendungen die ich lesen mußte, nicht hätte merken sollen. Damit ich, Sie sehen, daß ich Hrn Kloges nicht Unrecht thue, will ich das kleine Bändchen nach den verschiedenen Stücken durchlaufen.

Zuerst also kommt Laus Metaphysices in confessu Metaphysicorum recitanda. Sie merken bald, daß dieses eine Ironie seyn soll. Weil die metaphysischen Wahrheiten dem Widersprechen unterworfen sind, so wird man das Geschlecht der Wissenschaft von der Göttin Eris herleiten, und ihren hohen Ursprung spottweise heraus streichen. Da sich Theologen, Juristen und Redner vieler ihrer Ausdrücke angemahet: so wird man der Metaphysic ausgebreitete Herrschaft loben, und das widersinnische bey dem Einpropfen solcher Wörter in diese Wissenschaften zu zeigen suchen. Endlich da die metaphysischen Streitigkeiten hartnäckig und scharf und häufig sind; zu Subtilitäten, und folglich auch zu neuen Ausdrücken Anlaß geben; so wird man die Metaphysic erheben, daß sie herzhast, beredt und erfind-

risch



risch mache, daß sich endlich vielen Leuten Nahrung verschaffe. Tu fortissima bellatrix, tu elegantissima eloquentiæ magister, tu tot hominum liberalissima nutrix; sine te homines frigent, imbelles jacent, balbutiunt obmutescunt, esuriunt. Von ihrer Annehmlichkeit kommt noch ein Anhang dazu, davon der Beweis ist, daß die junge Leute so geschwinde und in so großer Anzahl sie lernen, daraus auch der große Ruhm ihrer Lehrer erwächst.

Neues werden sie bey dieser ganzen Ironie nichts entdecken. Alles ist schon & zum Eckel gesagt. Hr. Klotz erklärt sich blos dadurch als einen Todfeind der Metaphysik. Er wird also, weil er die Metaphysik so sehr hasset, keine Streitschriften wegen Kleinigkeiten wechseln, wird nie ein Wort brauchen, das Cicero oder die Alten nicht gebraucht haben, wird nicht allein, nebst denen von seiner Parthey, die wahre Gelehrsamkeit besitzen. Wenn dieses die guten Folgen des tödlichen Hasses sind, warum stehen wir noch an, zu dieser Parthey überzuspringen. Aber im Ernste, wenn ich mit Hr. Klotzen mich unterreden könnte, so würde ich mit der grössesten Aufrichtigkeit von  
der

der Welt sagen: Sie kommen: Mein Herr, mit  
ihrer schielenden Satyre gegen die ganze Metaphi-  
sik um einige Jahre zu spät. Wenn der Mißbrauch  
einer Sache bis zu einem hohen Grade gestiegen ist,  
so ist es manchmal gut, das Lächerliche, ohne allzu-  
genauen Unterschied, an dieselbe zu werfen, damit  
jeder aufmerksam werde, und prüfe, das Gute  
behalte und das Böse verwerfe.

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

X. Den 11. März. 1763.

---

### Beschluß des zwey hundred und drey und sechzigsten Briefes.

**N**un sind wir jetzt wirklich so weit, daß wir ganz genau den Werth und den Nutzen der Metaphysik, das Nothwendige und auch das Unfruchtbare mancher Subtilitäten kennen. Denn sie werden uns doch wol nicht verbieten in dieser Welt an die Kräfte und Eigenschaften der Dinge zu denken, und dazu brauchen wir, sollte ich glauben, einige Namen, und auch einige Unterscheidungen, damit wir uns verstehen; besonders wenn manche dieser Qualitäten von wandelbarer Beschaffenheit sind, andre aber mit mehr Treue aushalten; Und stoßen sie sich ja nicht an die Namen; oder an barbarische Wörter. Wenn wir anfangen über solche Sachen nachzudenken: so wollen wir eben keine lateinische Schulübungen machen. Das will nicht

Sechzehnter Theil.

R

so

so viel sagen, als ob wir diese Wörter allenthalben brauchen dürften, wo es auf eine solche Genauigkeit nicht ankömmt. Dis ist der Fehler derer Leute, die nur einige wenige Ideen haben, und dieselben immer wieder anbringen müssen, sobald sie aussprechen oder schreiben wollen. Und dieser Fehler findet sich doch wol nicht bloß bey den Metaphysikern; nicht wahr?

Lassen Sie mich noch eine Anekdote von den sel. Baumgarten zu Frankfurt erzählen, die ich aus seinem eigenem Munde habe. „Als ich mein Lehrbuch der Metaphysik schrieb, sagte er mir einst, stand ich lange an, ob ich die Genauigkeit der lateinischen Reichtigkeit, oder diese jener aufopfern sollte. Die erste schien mir bey einem Lehrbuche die höchste Vollkommenheit, und meine Wahl war geschehen. Mein lieber Bruder in Halle, der eben damals seine theologische Moral auch lateinisch schreiben wolte, versprach sich, beydes zusammen vereinigen zu können. Gut, sagte ich, ich werde es erwarten, und dann zum Erfolg Glück wünschen. Einige Zeit nachher komme ich auf sein Zimmer und sehe den ersten Correcturbogen von der teut-

schen

„schen theologischen Moral auf seinem Tische. Wie  
 „nun, sing ich an? Warum hast du diese Ausflucht ge-  
 „nommen? und er lächelte. —“ Nun, Hr. K.  
 werden Sie nicht leugnen, daß diese beyde große  
 Männer wenigstens eben so viel und so gut Latein  
 in ihrer Gewalt gehabt haben, als sich viele oft nur  
 einbilden; aber sie sehen, daß sie nicht besorgt durch  
 die Ausdrücke *Perfectio transcendentalis* u. s. w.  
 den guten Geschmack ganz zu verderben. So wie  
 einige von Wolfens blinden Anhängern allenthal-  
 ben, auch wo Genauigkeit der Merkmale in Be-  
 griffen unnütze war, barbarisches Latein geschrie-  
 ben, weil sie nichts bessers wußten: so dürften wol  
 einige andre die schicklichsten und besten Bestimmun-  
 gen verwerfen, bloß weil sie dieselben nicht versteh-  
 en. Und warum endlich muß denn jede Gattung  
 der Gelehrten der andern verächtlich begegnen?  
 Sind sie denn nicht alle Arbeiter zu einem Gebäu-  
 de, in dessen Betracht sie alle erheblich werden.  
 Wenn man aber diesen Zusammenhang außer Aus-  
 gen läßt: wie klein werden die meisten, die nur  
 an einzelnen Stücken fleißig und glücklich genug ar-  
 beiten. Alsdenn ist es fürwahr ein eben so klei-  
 nes wo nicht noch weit kleineres Verdienst, die Re-

denk'art eines alten Römers sich zu merken und sie an einem schicklichen Orte anzubringen als es nur seyn mag, einen wenig bedeutenden Unterschied zwischen Begriffen anzuzeigen.

So viel würde ich mit Hrn. K. über die Satyren gegen ganze Wissenschaften sprechen, wenn er mich anders anhören wolte. Ich bin kein Metaphysiker, ich suche in der Stille meine Vortheile aus den Wissenschaften; und täglich stößt es mir auf, daß ich einzelne Stücke zu wissen nöthig finde, davon ich die Sammlung erst gering gehalten. Nichts ist bequemer für die Jugend, als über Kenntnisse mit weisem Ansehen zu spotten, zu deren Erklärung sie zu faul ist: aber nichts wird ihr schädlicher. Wir erreichen ohnehin beynahe schon die Periode, daß unsere junge Leute weder bis zu Subtilitäten studieren, noch schöne Wissenschaften in den Quellen suchen; weder selbst denken, noch aus den Büchern mit Mühe lernen wollen: der Gelehrte im engern Verstande ist ihnen verächtlich, weil er, wie sie denken, nur das Gedächtniß brauchet, der Philosoph ist ein Grillensfänger, der nur dunkles und mühsames Gemäse und  
schwere

schwere Posten weis. Das lateinische und griechische ist ihnen Schulsüchseren, denn wir haben nun über die Männer die beyde verstanden, so lange gelachtet, bis man sich den Sprachen zu schämen selbst angefangen. Was für Gelehrte werden wir also bekommen?

Nun von dem zweyten Stücke in Hrn. K. Sammlung ein Paar Worte. Eine Unterredung eines Antiquitäten-Kenners mit einem Fremden, und am Ende mit seinem Bedienten — über was? O! Sie könnten es schon errathen haben; über eine Scherbe, die der erste für ein altes römisches Gefäße hält, der andere unversehens zerbricht, und den Besitzer dadurch in Wuth setzt; und der dritte endlich für die Scherbe eines zerbrochenen Blumentopfes erkennet. Diese Erzählung ist schon so abgenutzt, und Hr. K. läßt sie noch dazu so schläfrig fortführen; daß sein Freund, wenn er einen solchen zu Rath gezogen, mit vollem Rechte das ganze Stück hätte wegwerfen dürfen.

Und vollends das dritte, überschrieben eine Fabel —; darinn der Löwe unter die Thiere die ver-

schiedenen Schriftsteller und Gelehrten, Provinzen austheilt. Die Erfindung ist wo möglich noch fahler, doch ich will lieber weiter nichts davon sagen, die Fabel ist sechsehalb Seiten lang, und bricht noch dazu als ein Fragment ab, weil der Fabeldichter nicht das Herz hat, aus dem Wolfe, der sich sehr aufrichtig und bescheiden anstellt, einen falschen und heuchlerischen Kirchenlehrer werden zu lassen ob er sich gleich durch eine biblische Stelle dabey hätte schützen können.

Hingegen hat mir das vierte Stück sehr wol gefallen, und ich behalte es mir vor Ihnen dasselbe im nächsten Briefe ganz zu übersenden. In diesem will ich nur die übrigen Artikel flüchtig durchlaufen. Der fünfte und sechste von der Kunst gelehrte Zeitungen zu schreiben und deren Lob sich zu erschmeicheln oder zu erkaufen, gehört zu den meisten Wiederholungen, die ich schon oben getadelt habe. Der siebente Artikel unter der Aufschrift *Varia* erzählt eine Anekdote von der Feindschaft zwischen Barthius und Reinesius, die ich hersehen will um ihnen ohngefähr zu zeigen, von welchen Schläge die übrigen sind. Barth geht aus Leipzig zu  
Fuße



Fuße nach Altenburg, um den Reinesius, der da wohnte, zu besuchen, und tritt im Gasthause ein, Reinesius freudig über dessen Ankunft, und böse, daß er nicht gleich bey ihm eingelehrt, will sich durch einen höflichen Spas seiner Meynung nach rächen, und läßt dem Gastwirth sagen, der Mann der bey ihm eingetreten, sey der Scharfrichter aus Leipzig. Barth, dessen Anzug und Aussehen der Nachricht Glauben verschaffete, fordert zu trinken, und der Wirth setzt ihm halb von der Seite einen Krug ohne Deckel hin. Der Gast fragt nach der Ursache dieses Betragens. — Je nu, wir wissen ja, wer er ist. — Was? wie? wer? — O! trink er aus, und mach er daß er wegstömmt. Sie begreifen wol daß Barth sich endlich genauer erkundigt und alles erfahren. Entrüstet geht er sogleich wieder aus Altenburg, ohne den Reinesius zu sehen, und ist sein Feind.

Noch schlechter ist eine andre Anekdote von König und verdiente auch nicht einmal in einer so mittelmäßigen Sammlung, als diese Ridicula sind, zu stehen. Der Rest dieses Artikels sind Rhapso-  
die

dien. In einer glaubte Hr. K. daß wir durch den Tod des seligen Gesners in Gefahr gesetzt worden, den Glanz der deutschen Litteratur unsers Jahrhunderts, den er dem Glanze zu Ludwigs XIV. Zeiten (wohl sehr übereilt) gleich setzt, wieder zu verlihren. So viel wir wirklich an dem seligen Gesner eingebüßt haben, so trift der Verlust doch wol die Deutsche Litteratur am wenigsten, denn es ist sehr beklagt, daß der selige Mann nicht eben sonderlich im Deutschen geschrieben, sondern auch gar sonderbare Urtheile von den deutschen Schriftstellern gefällt, ohngefähr wie nach Warburtons Berichte Locke und der Englische Geometer über die Dichter ihrer Nation geurtheilt haben. Ich lasse anders, was nicht viel werth ist, weg. Garduin soll nach Hrn. K. Meynung seine tollkühne Hypothese über die Schriften der Alten nicht aus Ernst, sondern aus Ruhmsucht und Eachsucht, vorgetragen haben. Die ganze Sammlung schließt mit der Schilderung der Gelehrsamkeit in unsern Tagen, und die Vinselyüge sind nicht schlimm gerathen.

## Zwey hundert und vier und sechzigster Brief.

Damit ich Ihnen mein Versprechen halten möge, daß einzige gute Stück der Klotzischen Sammlung, (wenn meinem Urtheile zu trauen ist,) abzuzeichnen, so will ich mich lieber ungesäumt und bey warmem Andenken an die Arbeit machen, und mit Ihrer Erlaubnis übersetzen, ob sie gleich das Latein des Hrn. K. dabey verlieren, daß er immer mehr in seine Gewalt zu bekommen scheint. — Also.

„Schilderung eines Philosophen, der in  
 „seinem ganzen Leben unbekant und arm  
 „gewesen und endlich Hungers gestorben ist.  
 „Modestin (so hieß der Philosoph, dessen  
 „Ebenbild wol so leicht nicht wieder vorkommen  
 „dürfte) Modestin hatte sich von seinen jarte-  
 „sten Jahren an, auf die besten Kenntnisse gelegt.  
 „Geschichte, Beredsamkeit, alles was zu dem Ge-  
 „folge der schönen Wissenschaften gehört, hatte  
 „er mit Fleiß studiret; die besten Dichter und  
 „Redner unter den Alten und Neuern mit dem  
 „Gefühle der wahren Schönheiten gelesen; da-

„durch den Geist geschärft, die Urtheilskraft  
 „geseilet, und den Vortheil erlangt, zierlich zu  
 „reden und schön zu schreiben. Er merkte zu-  
 „gleich auf die Sitten der Menschen, beobachtete  
 „ihre Handlungen, forschte ihren Triebfedern nach  
 „und verschaffte sich dadurch Kenntniss der Welt.  
 „Mit einem Gemüthe, das nur der Zucht ge-  
 „wöhnt, und mit einem Kopfe, der mit vielen  
 „Kenntnissen angefüllt war, wandte er sich zur Phi-  
 „losophie und fiong an, sie andern vorzutragen.  
 „Alein er hatte die Philosophie nicht wie ein  
 „Handwerk zum Erwerben des Brodtes erlernt,  
 „sondern als ein Mittel zur Verbesserung der  
 „Sitten, als eine Hülfe zur Regierung des Staates,  
 „als eine Richtschnur zur Führung des Lebens.  
 „Er schrieb wenig, und auch dis b os, weil ihn  
 „die Akademischen Gesetze dazu zwangen: aber  
 „die grössste Mühe gab er sich, seine Lehren  
 „durch sein Leben zu bekräftigen, weil er die  
 „Leute für die schändlichsten hielt, die nach  
 „Verlassung des Katheders, das selbst zu ver-  
 „achten schienen, was sie nur eben gelehrt hatten.  
 „Seine Meynungen trug er immer so vor, daß  
 „er auch anderer ihre zugleich anführte, die  
 „Grün-

„Gründe, deren sie sich bedienten, anbrachte  
 „und warum ihm die erstere Meynung mehr  
 „einkleuchtete, vorwies. Niemals aber schimpfte  
 „er auf die, welche von ihm abwichen; er lobte  
 „sehr öfters ihre Schriften, und ermahnte seine  
 „Zuhörer sie fleißig zu lesen: mit Achtung führte  
 „er die Schriften der Gegenparthey an und legte  
 „die Gründe, die ihn davon zurückhielten, gesittet,  
 „gelinde und bescheiden dar. Seine Bewunde-  
 „rung, die er in grossem Grade für die Philo-  
 „sophen der Griechen und Römer hegte, brach  
 „oft in die grössten Lobprüche für sie aus? und  
 „bewegte ihn zu dem wiederholten Geständnisse,  
 „daß sie die meisten Wahrheiten schon erblicket,  
 „und in der Kenntniß der Geschäfte, wodurch der  
 „Philosoph erst zu seiner Reife gedenket, unsre Zeit-  
 „genossen weit übertroffen. Denn sie hätten an  
 „der Regierung des Staats Antheil genommen,  
 „die grössten Aemter verwaltet und die herrlich-  
 „sten Thaten ausgeführet. Ihre Schriften fleißig  
 „zu lesen war die tägliche Vermahnung an seine  
 „Zuhörer. Mit der Behutsamkeit die ihn von  
 „Schimpfwörtern zurückhielt, vermied er auch  
 „schändliche Reden und Scherze, die das Ge-  
 „lächter

„lächter der unbesonnenen Jünglinge erbetteln  
„sollen. Er war ernsthaft, streng auf die Sitten  
„der Jungen Leute und nachdrücklich in seinen Er-  
„munterungen zur Tugend. Aber dieser Ernst  
„wurde durch Munterkeit gemildert. Denn zu-  
„weilen verlezte er eine Strafrede mit schicklichen  
„Versen aus einem Dichter oder mit Beyspielen  
„aus der Geschichte. Und niemals vergieng eine  
„Stunde, darinn er nicht seinen Zuhörern sagte,  
„daß sie sich in dem Wahne irreten, als ob sie in drey  
„Jahren Philosophen werden könnten; gesetzt daß  
„sie auch alles nachgeschrieben, auswendig geler-  
„net, und verwahret hätten, um ganze Kasten voll  
„damit nach Hause zu nehmen. Er zeige ihnen  
„bloß den Weg auf dem sie zum Verständnisse  
„der Wahrheiten gelangen könnten: er weise ih-  
„nen bloß, wie die Urtheilskraft geschärft und  
„zur Richtigkeit im Denken gebildet werden müsse.  
„Aus seinen Vorlesungen würden keine Philo-  
„sophen hervortreten, da er sich begnüge, wenn  
„sie jetzt klüger und bey mehrere Jahren Philosophen  
„würden. Die wahre Weltweisheit erlerne man  
„nicht aus einem Lesebuche; die Natur des Men-  
„schen genau kennen, selbst sich versucht haben,  
„wozu

„wozu viele Zeit gehöre; dies werde unumgänglich  
 „dazu erfordert. Es seyn ganz verschiedene Sa-  
 „chen, etwa zwey oder drey mal die Theile der  
 „Philosophie durchgelaufen zu haben und ein Phi-  
 „losoph seyn. Man dürfe Leute von anderer  
 „Meynung nicht verachten, noch mit Scheltwor-  
 „ten beladen, auch sie können rechtschaffene und  
 „gelehrte Männer seyn: vielleicht irre er selbst  
 „in der Sache; man müsse ihre Schriften lesen  
 „und sie darnach beurtheilen, jungen Leuten kom-  
 „me es nicht zu in dergleichen Streitigkeiten zu  
 „sprechen; sie sollen diese verschiedene Meynungen  
 „so lange im Gedächtnisse aufbewahren, bis sie  
 „in reifern Jahren entweder zu billigen oder zu  
 „verwerfen im Stande seyn. Auf diese drey  
 „Stücke endlich komme es bey Erklärung der  
 „Philosophie an: Die Dunkelheit in der Seele  
 „zu vertreiben, und die Sachen von der wahren  
 „Seite allmählig anzusehen; hernach das Herz zu  
 „bessern und sich zu den Geschäften tauglich zu  
 „machen, das zweyte sey von der grösssten Wich-  
 „tigkeit und müsse ihr vornehmstes Augenmerk  
 „werden. Diese und andere ähnliche Sätze hatte  
 „Modestin seinen Zuhörern oft eingeschärft  
 und

„und was war der Erfolg. Erst kamen  
 „ziemlich viele zu seinen Vorlesungen, nach und  
 „nach schmol; die Anzahl und man lies ihn al-  
 „leine, keiner wolte jemals ein Modestianer heis-  
 „sen. Er hatte keine Sekte errichtet. Er war  
 „nur wenigen, aber rechtschaffenen Männern,  
 „bekant worden hatte niemals Streitschriften ge-  
 „wechselt und war selbst den gelehrten Zeitungs-  
 „schreibern unbekant geblieben. Daher hatte er  
 „in der Stadt, der er gute Bürger ziehen gekont,  
 „in Dürftigkeit gelebt und soll endlich Hungers  
 „gestorben seyn.“

Hier haben Sie das ganze Stück, das, wie  
 ich schon gesagt habe, mir sehr gut gerathen zu  
 sein scheint. Ich kan nicht gewiß sagen, ob ich  
 ihm durch meine Uebersetzung nicht geschadet habe.  
 Nun ist noch übrig Ihnen ein Paar Worte  
 von der zweyten Schrift zu sagen, die den Tittel  
 führt: Funus Petri Burmanni Secundi. Wenn  
 sie eine Schrift lesen wollen, daran die Erfindung  
 nicht neu ist und wo nichts als verhasste Persön-  
 lichkeiten vorkommen, so lassen sie sich Funus  
 Petri Burmanni schicken.

B.

Zwey:



## Zweyhundert und fünf und sechzigster Brief.

Ob Herr Winkelmann gleich sein Vaterland verlassen, und sich so zu sagen ein neues erwählet hat, so ist dennoch Deutschland sehr begierig auf dasienige, was aus seiner Feder fließet. Schriftsteller, die eine so gründliche Gelehrsamkeit, eine so tiefe Kenntniß der Alterthümer, und der schönen Künste, mit einer so männlichen und körnigten Schreibart in unserer Muttersprache verbinden, hat Deutschland nur sehr wenige. — Und wenn ein solcher auch sich expatriiret, so soll ihm das Zujauhen seines Vaterlandes dennoch öfters daran erinnern, daß er ein Deutscher ist.

Von Hrn. W. Betrachtungen über die Baukunst haben sie zu seiner Zeit Nachricht erhalten. Ich hatte Ihnen auch von eben desselben Description des pierres gravées du Cabinet du feu Baron de Storch, Nachricht geben können, welche zu Florenz im Jahre 1760 gedruckt worden. Ich habe diesen Quartband mit vielem Vergnügen

gen durchlaufen, weil er aber seiner Natur nach  
eines Auszugs nicht wol fähig, und außerdem in  
Französischer Sprache geschrieben ist, so habe ich  
davon bisher nichts gesagt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XI. Den 25. März 1763.

---

Fortsetzung des zwey hundred und vier  
und sechzigsten Briefes.

**H**err Winkelmann ist in diesem Werke recht  
in seinem Elemente. Seine große Kennt-  
niß der Alterthümer giebt ihm eine Menge  
sehr sinnreichen Erklärungen und Anmerkungen an  
die Hand, die zum Theil den Liebhabern der  
alten Geschichte, der Erklir und der Künste von  
großer Wichtigkeit sind. Er hat außerdem bestän-  
dig dabey ein Auge auf seine Historie der Kunst  
gehabt, welche nun schon seit einigen Jahren mit  
Ungeduld erwartet wird. Er hat bey genauer  
Betrachtung des Etrusken Cabinets, noch ver-  
schiedene Materialien dazu gesamlet, wovon man  
in der Beschreibung selbst sehr deutliche Spuren  
findet.

Das seine ige Beschäftigungen überhaupt sich immer auf diese unter den Händen habende Geschichte der Kunst beziehen, siehet man unter andern aus dessen kürzlich herausgekommenen Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen. \* Er beziehet sich sogar in derselben mehr als einmal darauf, ob sie gleich noch nicht gedruckt worden ist. Das entdeckte Herkulanum, hat Aufsehens genug in der gelehrten Welt gemacht, und also werden sie vermuthlich neugierig seyn zu erfahren, was ein Gelehrter, wie Herr Winkelmann, davon urtheilet.

Dieses Sendschreiben ist eine Frucht seiner im Jahre 1762. nach Neapolis gethanenen Reise. Er handelt darin:

1) Von den durch den Vesuvius verschütteten Orten, Herkulanum Pompeji und Stabia.

2) Von der Verschüttung selbst.

3) Von der Entdeckung und der Art derselben.

4) Theilet er Bemerkungen über die Entdeckungen mit.

\* Dresden bey Walther 1762 in 4to.

Ich

Ich will Ihnen von jedem dieser Stücke die Hauptgedanken des Hrn. W. mittheilen. Herculaneum lag nach des Strebo Bericht, auf einer Erdzunge, welche sich ins Meer erstreckte, und dem Winde aus Africa (Sirocco) ausgesetzt war; denn das Wort *αἶμα* kan hier, wie Hrn. Winkelmann sehr wahrscheinlich angiebt, keinesweges ein Vorgebirge bedeuten, sondern zeigt vielmehr eine sich ins Meer erstreckende Erdzunge oder ein Capo an. Selbst der Augenschein bestätigt, daß Herculaneum auf keinem Vorgebürge können gelegen haben, da die jetzt mehr als hundert Palmen darüber gebaueten Städte Portici und Resina mit dem Meere gleich liegen, welches ein flaches und sandiges Ufer hat; gleichwol hat das durch *promontorium* (so es auch sonst bedeutet) übersetzte Wort \* *αἶμα* die meisten Schriftsteller irre gemacht.

Auch der Name der Stadt Resina verdient einige Aufmerksamkeit.

§ 2

Es

- \* Doch habe ich, daß unser alter ehrlicher Zylander schon vor zwey hundert Jahren eben der Meinung als Hrn. W. gewesen sey; denn er übers

Er wird gemeiniglich von der Villa Retina hergeleitet, deren der jüngere Plinius im sechzehnten Briefe des sechsten Buchs gedenket. Diese Villa wollen zwar die meisten unter das Vorgebirge Misenum setzen. Hr. Winkelmann sagt aber mit Recht, daß man sich keine Villa vorstellen könne, die unter einem Vorgebirge liege, und das Plinius vielmehr anzeige, daß sie unter dem Vesuv gelegen. *Retinae classiarum periculo exterriti (nam villa ea subjacebat) nec ulla sine navibus fuga.* Mich dünkt dies ist deutlich genug, zumal da der Zusammenhang deutlich zeigt, daß, wenn die Villa Retina unter Misenum gelegen hätte, daselbst wenig Gefahr könne gewesen seyn, indem sie auf diese Art zwölf Italiänische Meilen vom Vesuv müste entfernnet gewesen seyn. Ich erinnere mich hiebei, daß schon Hr. Bellicard das Vorurtheil als ob die Villa Retina bey Misenum gelegen habe, gründlich widerleget, und wundere mich, daß Hr. Winkelmann, dessen Beschreibung von

übersetzt in seiner Ausgabe des Strabo die Stelle  
*ἐκτεταμένη εἰς τὴν θαλάσσαν ἀκρὰ ἔχου.*  
 bloß durch *cujus extremitas, in mare portigitur.*

von Herculanium\* gar niemals anführet, welches sie vielleicht verdienet hätte, da sie wegen der beygefüigten Zeichnungen denen die die große Beschreibung der Herculanischen Alterthümer nicht gesehen haben, vieles lebhafter vorstellen kan. Es würde auch vermuthlich angenehm gewesen seyn, verschiedenen Anmerkungen des Hrn. Cochin über die Herculanischen Malereyen von Hrn. W. untersucht zu sehen, denn in vielen Stücken möchten diese beyde Kunstkenner wol nicht eins seyn. Wie sehr verschieden übrigens und doch fast immer wahrscheinlich diese Stelle des Plinius ausgelegt werde, kan man in Gefners Anmerkungen nachlesen, und Hr. Winkelmann fügt noch eine Vermuthung des Hrn. Martorelli bey, der aus Villa Retina, Villa Paetina machen will, in der Meinung, daß diese Villa ehemals dem Papirius Pätus, einem Freunde des Cicero, gehört habe.

- Observations sur les Antiquités de la Ville d'Herculanium avec quelques Reflexions sur la Peinture & la Sculpture des anciens par Mess. Cochin le fils & Bellicard. Paris 1754. in 12mo.

Pompeji liegt an der Straße nach Salerno, zwölf Meilen von Neapel, und sieben von Portici. Von der Größe dieser Stadt, können das daselbst entdeckte Capitulum und die großen Ueberbleibsel des Theaters daselbst zeugen. Dieses große ovale Werk liegt auf einem Hügel und dessen innerer und unterer Umkreis, das ist der Umkreis der Platea hält drey tausend Neapolische Palmen. Es hatte vier und zwanzig Reihen Sitze, und man hat den Ueberschla gemacht, daß es an 30000 Menschen fassen könnte. Dieser Stadt wurde nach des Seneca Bericht unter dem Nero gänzlich durch ein Erdbeben zerstört. Dio Cassius hingegen erzählt, daß bey dem großen bekannten Ausbruche unter dem Titus, die ungeheure Menge Asche welche der Berg ausgeworfen, die beyden Städte Herculaneum und Pompeji eben zu der Zeit, da das Volk in dem Theater an dem letztern Ort versammelt gewesen, verschüttet worden. Man hat diese Erzählung des Dio daher für einen Gedächtniß-Fehler halten wollen, und Hr. Martorelli, der anstatt *avens*, *taurns* liest, meint daß es vielmehr zu Herculaneum bey dem Ausbruche der Asche das Volk im Theater sey versammelt gewesen. Hr. W. wendet



bet dagegen nur ein, wie es denn gekommen sey, daß in dem Herculianischen Theater kein einziger todter Körper gefunden worden; vielleicht aber ließe sich, wie mich dünkt, doch noch mutmaßen, daß zwar der erste Ausbruch der Aiche das Volk im Theater betroffen, daß es sich aber dennoch durch schleunige Flucht, vor der gänzlichen Erstikung habe retten können; der jüngere Plinius der auch obgleich etwas weiter entfernt, dennoch stark genug in diesem Aschenregen gewesen, schreibt doch (Lib. VI. Ep. XX. daß er ihn abgeschüttelt habe: „tenebrae rursus, cinis rursus multus & gravis hunc identidem adsurgentes excutiebamus: operti alioquin atqui etiam obliti pondere essemus.

Was die Verschüttung selbst betrifft, so will Hr. W. nicht aus alten Scribenten die Geschichte der selben erzählen,\* sondern aus eigenen Bemerkungen davon einen Begriff zu geben suchen.

Die Lava oder der feurige Fluß geschmolzner Steine hat die Stadt Herculanium nicht unmittel-

\* Man kan davon des Marchese Benuti Beschreibung nach sehen.

bar überströmet, sondern der Anfang geschehe durch die feurige Asche des Berges, und durch ungeheure Ke-  
 rengüße, welche ausser der Asche, womit die Stadt unmittelbar bedeckt wurde, auch diejenige, welche auf den Berg gefallen war, mit in dieselbe hineintrieben. Zu Pompeji und Stabia müssen die Wassergüße nicht so stark gewesen sind, denn an beyden Orten ist alles, wie mit einer leichten Asche angefüllt. Es konnte auch die Lava dahin nicht fließen; daher haben sich die an den beyden letztern Orten verschütteten Sachen überhaupt besser erhalten, als in Herfulanum. Nachdem nun Herfulanum durch die Asche bedeckt, und durch die Wasser überschwemmet war, brachen die feurigen Ströme der Lava aus, und übersfloßen die Stadt, die sie wie mit einer Rinde bedeckten. Die Einwohner hatten vermuthlich Zeit sich mit dem Leben zu retten, indem man weder unter den Trümmern von Herfulanum noch von Pompeji Spuren von todtten Körpern gefunden, bloß in Bragnam oder Stabia fand man die Gerippe dreier weiblicher Körper.

Was die Entdeckung dieser verschütteten Städte betrifft, so hat man bey dem nachgraben unter der Erde

Erde verschiedene mühsam ausgehauene unterirdische Gänge, als Spuren einer ehemaligen Nachsuchung gefunden. Und da eine alte in diesen Gegenden gefundene Inschrift, deren Anfang ist:

SIGNA TRANSLATA EX  
ABDITIS LOCIS.

Auf diese ältere Nachsuchung, und die bey dieser Gelegenheit gefundenen und weggebrachten Bildsäulen zu deuten scheint, so kan man nicht hoffen, alles was verschüttet gewesen ist, zu finden.

Zur neuern Entdeckung, gab ein Brunnen Gelegenheit, den der Prinz von Elbeuf in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ohnweit seinem Hause graben ließ, man fand, nachdem man durch die Lava durchgebrochen drey weiblich bekleidete Statuen, welche der damalige Oesterreichische Vicekönig zu Rom ergänzen ließ, und dem Prinzen Eugenius schenkte, der sie zu Wien in seinem Garten aufstellte. Dessen Erben verkaufte sie an S. M. den König von Pohlen, der sie zu Dessen in einem Pavillon des großen Gartens hat aufstellen lassen. Dem Prinzen Elbeuf ward das weitere Nachsuchen untersagt, und man dachte in mehr als dreißig Jahren nicht daran bis auf Befehl

des k[önig]lichen Königs der Brunnen weiter ausgegraben ward, und da man eine Inschrift mit dem Namen der Stadt Herculaneum fand, so machte dieses Muth zu weiterer Fortsetzung der Arbeit unter der Erde.

Zum Unglück ward die Aufsicht über diese unterirdische Arbeit einem Spanischen Ingenieur, Namens Rocco Giachino Alcubierre aufgetragener durch seine Unerfahrenheit Schuld an vielen Schäden, und dem Verluste vieler schöner Sachen ist. Ein Exempel, daß Hr. B. anführet ist lächerlich genug. Man entdeckte an einem Gebäude eine Inschrift, welche aus ehernen Buchstaben bestand, die an zween Palmen lang sind. Anstatt diese Inschrift vorher abzuzeichnen, riß man die Buchstaben aus der Mauer, warf sie in einen Korb untereinander, und zeigte sie in dieser Verwirrung dem Könige. Man kan leicht denken, daß der gute D. Rocco auf die Frage, was wohl diese Buchstaben bedeuten möchten, ziemlich betroffen gewesen sein müsse.

Nachher hat man dem Ingenieur-Major Carl Weber, einem Schweizer von Geburt, die Aufsicht aufgetragen, und diesem verständigem Manne hat man alle gute Anstalten die nachher getroffen worden

den, zu danken. Er hat zuerst einen richtigen Grund und Ausriß dieser Entdeckungen gemacht.

Nachdem man in den Herkulanischen Entdeckungen glücklich gewesen war, fing man an die andern Orte aufzusuchen. Es fand sich die wahre Lage des alten Stabia, und man grub auch zu Pompeji die Ueberbleibsel des grossen Amphitheatere weiter nach, das beständig über der Erde auf einem Hügel zu sehen gewesen. An beiden Orten konnte man mit weit wenigern Kosten nachgraben, als zu Herculanum, indem man keine Lava zu überwinden hatte. Gleichwohl da man der schätzbarsten Entdeckungen gewiß ist, wird das Werk dennoch so schläfrig getrieben, daß an allen unterirdischen Orten nicht mehr als fünfzig Arbeiter vertheilt worden sind, und eine grosse Stadt, wie Pompeji auszugraben, waren bey des Herrn W. letztern Reise nur acht Menschen beschäftigt. Wenn man so schläfrig fortfährt, so werden an diesen Orten freylich für die Nachkommen im vierten Gliede noch Entdeckungen genug übrig bleiben, zu geschweigen, daß zu Pozzuolo, Baja, Cuma, und Misenum, wo die prächtigsten Landhäuser der alten Römer gewesen sind

sind, vermutlich noch wichtigern Schätze zu entdecken wären.

Die Entdeckungen selbst theilet Hr. W. in unbewegliche und bewegliche. Unter den Beweglichen verdient das Theater zu Herculaneum den ersten Platz. Es hatte dasselbe achtzehn Reihen Sitze, über diese Sitze erhob sich ein Porticus und unter demselben waren noch drei Reihen Sitze. Man rechnet, daß in diesem Theater dreystausend fünfhundert Menschen sitzen konnten, ausser denjenigen die in der Arona oder Platea Platz hatten.

Oben auf dem Theater stand eine Quadriga die ein Wagen mit vier Pferden bespannet, nebst der Figur der Person auf demselben in Lebensgröße, alles von vergoldetem Marmor. Ich muß Ihnen doch mit Hr. W. eigenen Worten erzählen, wie unverantwortlich, der obengedachte Alcubierre mit diesem trefflichen Werke umgegangen ist.

„Diese Werke sind wie leicht zu errathen ist; von der Lava umgeworfen, zerdrückt und zerstücket, aber es fehlte bey der Entdeckung kein Stück an denselben.“ \* Wie verfuhr man aber mit diesen  
kosten

\* So ganz zuverlässig möchte dieses wohl nicht zu behaupten seyn, da aus des Marchese Venuti

„kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke  
 „gesammelt, auf Wagen geladen, nach Neapel  
 „geführt, und in dem Schloßhofe abgeladen,  
 „wo dieselben in einer Ecke auf einander geworfen  
 „worden. Hier lag dieses Erz wie altes Eisen  
 „geraume Zeit, und nachdem hier ein Stück und  
 „dort ein anders war weg getragen worden, so  
 „entschloß man sich diesen Ueberbleibseln eine Ehre  
 „anzuthun: und worinn bestand dieselbe? Es wur-  
 „de ein großer Theil davon zerschmolzen zu zwey  
 „großer erhaben gearbeiteten Brustbildern des  
 „König und der Königin. Wie diese beyden Stücke  
 „gerathen können, stelle ich mir vor, ohnerach-  
 „tet ich dieselben nicht gesehen, denn sie sind un-  
 „sichtbar geworden, und bey Seite gethan, da  
 „man das unwissende unverantwortliche Verfah-  
 „ren anfang zu mercken. Die übrigen Stücke von  
 „dem Wagen, von den Pferden und von der Fi-  
 „gur

Tagebuch, dessen was im April und folgenden  
 Monaten 1739 gefunden worden, erhellet, daß  
 die Stücke dieses Werkes sehr verschiedenen  
 Tagen, folglich auch weit von einander gefun-  
 den worden, und daß verschieden Stücke von  
 der Lava ganz platt gedruckt gewesen.

Gemälde des Theseus an, an welchem noch die Mündung zu sehen ist. Ich finde aber daß der Marchese Venuti ausdrücklich berichtet, daß die Gemälde des Theseus, und des Telephus, aus zweien in der platten Mauer befindlichen Nischen genommen werden, also kan man auf ihre Rundung nicht auf einen andern Tempel schließen, Hr. Bellicard, deutet diese beide Nischen auch an, aber in der Mauer seines sogenannten Fori, das Hr. W. eine Villa nennet. Wenn sich das selbst wie Hr. W. schreibt, Gartenstücke und d. gl. gefunden, so ist es freylich kein Forum gewesen, nur scheint es bedenklich, daß ohnweit des öffentlichen Platzes und des Tempels einer Stadt ein so weitläufiges Landhaus mit Gärten und Ausichten nach dem Meere sollte erbauet worden seyn.

Der Beschluß folgt künftig.



„sucht. Diese Schande der Ergänzung suchte  
 „man auf das sorgfältigste zu verbergen; der  
 „Hof des Musei wurde an drey Tage verschlossen,  
 „bis das Wasser aus den Bauch abgezapfet war.  
 „In diesen besorglichen Umständen ist das Pferd  
 „bis jezo ohne weitere Hülfe, welche schwer wer-  
 „den würde, stehen geblieben, und dieses ist die  
 „Geschichte der vergoldeten Quadriga von Eryx  
 „auf der Spitze des Herculaniſchen Theaters..

Von dem Theater war nicht weit entfernert ein  
 runder Tempel. Diese Gebäude standen an dem  
 öffentlichen Plage der Stadt, und nahe an diesem  
 öffentlichen Platz lag eine Villa oder Landhaus,  
 nebst zugehörigem Garten, welche sich bis an das  
 Meer erstreckte. So sagt Hr. Winkelmann.  
 Ich gestehe daß ich dieses mit der Beschreibung  
 des Hrn. Bellicard und den derselben beygefügtten  
 Zeichnungen nicht zusammen reimen kan. Dieser  
 weiß von keinem runden Tempel, sondern giebt  
 vielmehr den Grundriß von zwey länglich vier-  
 eckigten Tempeln, und was Hr. W. eine Villa  
 nennet, giebt Hr. L. für ein öffentliches Gebäude  
 für eine Art von Forum aus. Hr. W. giebt  
 zum Beweis, daß der Tempel rund gewesen, das

die Gemälde vor. Hr. W. sagt es sind ißt über tausend Stück von verschiedener Größe vorhanden. Man hätte hier wohl eine Beurtheilung der vornehmsten erwartet, zumal da Hr. Cochin so freye Urtheile darüber fällt, die zuweilen selbst durch seine aus dem Gedächtnisse gemachte Zeichnungen widerlegt werden. Es scheint aber fast das Buch der Hrn. Cochin und Belliard müße dem Hrn. W. unbekannt gewesen seyn, sonst würden hier gewiß einige Anmerkungen an ihrer Stelle gewesen seyn. Doch es scheint daß sich Hr. W. die Beschreibung und Beurtheilung dieser Gemälde zu seiner Hist. der Kunst aufbehalten habe.

Eine nöthige Anmerkung für begüterte Kunstliebhaber, diesseits der Alpen ist es, daß alle Gemälde, welche seit einiger Zeit für solche die aus Herkulanum gezogen wären, verkauft worden, für Betrügereien zu halten sind. Es sind dieselben alle von einem sehr mittelmäßigen Benetianischen Maler zu Rom Namens Joseph Guerra. Er hat sogar das Uebliche (Costume) so schlecht beobachtet, daß wenn ein einziges von seinen Stücken hätte alt seyn können, das ganze System der Kenntnisse des Alterthums umgeworfen seyn müßte.

Die

Die Bildsäulen von Marmor und Erz, wie auch eine unzählige Menge allerley eherner Werkzeuge und Hausgeräthe beschreibt Hr. W. kürzlich; ich will mich aber damit nicht aufhalten, sondern sie Ihnen in dem Werke selbst nachzulesen überlassen; aber eine wichtige Anmerkung über die Zierlichkeit der Hausgeräthe der Alten, muß ich ihrer großen Gemeinnützigkeit wegen hieher setzen. Es ist leider bekannt genug, wie gern man in dem izigen Jahrhunderte das Hausgeräthe pierlich machen will, und wie weit man dabey in einigen Stücken von dem Pfade des guten Geschmacks abzuirren pflegt.

„ Die vornehmste Betrachtung über alte Ge-  
 „ räthe heißt es S. 62. und sonderlich über die Ge-  
 „ fässe sollte auf die Zierlichkeit gerichtet seyn in welcher  
 „ alle unsere Künstler den alten nachstehen müssen.  
 „ Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten  
 „ Geschmacks gebauet, und gleichen einem schönen  
 „ jungen Menschen, in dessen Gebärden, ohne  
 „ sein Zuthun oder Denken, sich die Grazie bildet;  
 „ diese erstrecket sich hier bis auf die Handheben  
 „ der Gefäße. Die Nachahmung derselben könn-  
 „ te einen ganz andern Geschmack einführen, und  
 „ uns von den gekünstelten ab, auf die Natur lei-

„ ten, worinn nachher die Kunst kan gezeiget werden.  
 „ Die Schönheit dieser Gefäße bildet sich durch die  
 „ sanften geschweiften Linien der Formen, als wel-  
 „ che hier, wie an schönen jugendlichen Körpern,  
 „ mehr anwachsend als vollendet sind, damit un-  
 „ ser Auge in völlig halbrundem Umkreise seinen  
 „ Blick nicht endige, oder in Ecken eingeschränkt  
 „ und auf Spizen angeheset bleibe. Die süße  
 „ Empfindung unserer Augen bey solchen Formen  
 „ ist wie das Gefühl einer zarten sanften Haut,  
 „ und unsere Begriffe werden, als vom Vereinten,  
 „ leicht und faßlich. Da nun das Leichte durch  
 „ dessen Faßlichkeit selbst gefallen, und das ge-  
 „ zwungene, wie ein übertriebenes Lob anderer,  
 „ weil wir selbst an dasselbe nicht reichen zu kön-  
 „ nen glauben, durch das Gegentheil missfallen  
 „ muß, ja da die Natur, in Ansehung der Kosten  
 „ (da insgemein das Natürliche wohlfeiler als  
 „ dessen Gegentheil ist,) den Weg erleichtert:  
 „ so sollte uns Empfindung und Ueberlegung zu der  
 „ schönen Einfalt der Alten führen. Aber diese  
 „ blieben bey dem, was einmal schön erkannt wor-  
 „ den, weil das schöne nur eins ist, und änderten  
 „ wie in ihrer Kleidung nicht, wir hingegen kön-

„nen oder wollen, uns in dieser, wie in andern  
 „Dingen nicht fest setzen, und wir irren in ths  
 „richter Nachahmung herum, wodurch wir alle  
 „Augenblicke, was wir bauen, wie die Kinder  
 „wiederum niederwerfen.

Die in Herkulanum gefundenen Schriften beschreibt Hr. W. sehr ausführlich, da aber eben diese Nachricht ihrem vornehmsten Inhalte nach schon verschiedenen deutschen periodischen Schriften einverleibet worden, so will ich sie hier übergehen, ohnerachtet sie von der äußersten Wichtigkeit ist. Nun, da diese Arbeit bey der Aufwickelung so ungemein langsam zugehen muß, so kan ich nicht umhin mit Hrn. W. zu wünschen, daß man von den gefundenen Schriften nur den Anfang aufwickelte, damit man das wahre nützlichc aussuchen, un ganz entwickeln könnte. Bisher hat man nur die Werke des Philodemus von der Musik und von der Rhetorik mit unsäglichcr Mühe aufgewickelt. Wir haben aber, sagt Hr. W. Rhetoriken genug, und was ist uns an einen Hypochondrischen und zerstückelten Klage wider die Musik gelegen; lieber möchten wir die verlorenen Bücher des Dioporus, des Aristoteles Beurtheilung der dra-

matifchen Dichtkunft, die verlohrnen Tragödien des Sophokles und Euripides u. a. d. gl. finden.

Die Beschreibung des Königl. Musei zu Portico, wo alle in Herkulanum und den umliegenden Orten gefundene Seltenheiten gefunden worden, ist für Sie nicht so wichtig, also will ich sie übergehen.

Aber die kürzlich erhaltene Nachricht kan ich nicht übergehen, daß die Verdienste des Hrn. Winkelmanns endlich in Rom selbst, durch die wichtige Stelle eines Präsidenten der Alterthümer belohnet worden. Eine Stelle die niemand würdiger bekleiden konnte als er, und die auch unter vielen andern wol am meisten nach seinem Geschmacke seyn möchte. Es ist nur zu beklagen, daß uns dadurch die Hoffnung ihn wieder in Deutschland zu sehen beynabe entzogen wird. Da ich weiß, daß Sie diesen unsern würdigen Landsmann besonders hochschätzen, so wird es ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn, daß ich Ihnen beyliegenden eigenhändigen Brief an einen seiner vertrauten Freunde übersicke, worin er theils seine Lebensart in Rom, theils seine vorherige Schicksale kürzlich erzählt.

Rom

Rom den 8 Dec. 1762.

— per tot discrimina rerum  
Tendimus in Latium.

Theurester Freund und Bruder!

Du der du mir der einzige übrig geblieben bist, an welchen ich als Bruder schreibe! von dir glaubete ich, da uns Berge und Flüsse trennen, vergessen zu seyn, da mir dein mir angenehmes Schreiben eingehändigt wurde. Ich habe es an Herz und Mund gedrückt, weil es von dessen Händen kommt, zu dem mich eine geheime Neigung zog in der ersten Blüte unserer Jahre. Ich stellte mir, wie in einem Bilde, unsere ganze jugendliche Geschichte vor.

Du verlangst mein Schatz! meine Lebensgeschichte zu wissen, und diese ist sehr kurz, weil ich dasselbe nach dem Genuß abmesse. — M. Plautius, Consul und welcher über die Ägypter triumphirte hatte, ließ an sein Grabmaal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: VIXIT. ANN. IX. Ich würde sagen; ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in anderen Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Arbeit undummer verlohren, zurück

zurück zu rufen gesucht, und ich sterbe wenigstens im  
friedener; denn ich habe alles was ich wünschte erlan-  
get, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen  
konnte. Ich bin bey dem größten Cardinal und En-  
kel von Clemens XI. nicht zu dienen, sondern damit  
mein Herr sagen könne, daß ich ihm angehöre.  
Ich bin dessen Bibliothecarius; aber seine große und  
prachtvolle Bibliothek ist bloß zu meinem Gebrauche, ich  
genieße dieselbe für mich allein, ich bin mit aller Arbeit  
verschonet; ich thue nichts als mit demselben ausfah-  
ren. Es kann keine Freundschaft genauer seyn, als  
das Verhältniß worin ich mit demselben stehe, welches  
auch kein Meid, und nur der Tod allein trennen kann.  
Ihm offenbare ich die geheimsten Winkel meines Her-  
zens, und ich genieße von seiner Seiten eben diese  
Vertraulichkeit. Ich schätze mich also vor einen von  
den seltenen Menschen in der Welt, welche völlig zu-  
frieden sind und nichts zu verlangen übrig haben.  
Suche einen andern, welcher dieses von Herzen sagen  
kann!

Bisher habe ich alle mir angetragene Stellen aus-  
geschlagen, weil für mein Alter gesorget ist in Dres-  
den; denn Se. K. H. der Churprinz hat mir bereits  
vor vier Jahren die ansehnliche und ruhige Stelle ei-  
nes Aufsehers über dessen Museum angetragen, und  
mir hierüber wiederholte Versicherungen gegeben, da  
man in Engelland an mich gedacht, wo ich nemlich  
auch



auch zum Mitgliede der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften bin ernennet worden. In dieser Absicht und um mich an den Hof gebunden zu erhalten, geniesse ich noch einen Theil meiner Pension, welche mir richtig aus den Händen des Königs selbst bis 180 ausgezahlt worden, obnerachtet ich dieselbe ganz und gar selbst freiwillig verbethen hatte, da ich vor vier Jahren meine ige Stelle erhielt. Bis dahin lebte ich ausser allen Verhältnisse, und ich hatte ein paar Jahre die Aufsicht über des Cardinal Archinto Bibliothec, ohne in Sold zu stehen, theils weil ich es in dem völligen Genuße meiner Pension nicht nöthig hatte, theils weil dieser Mann, welcher in Dresden das Werkzeug meiner Befehrung war, nicht nach meinem Sinne geschnitten war, und vornehmlich weil ich bloß als ein Königlicher Pensionarius wolte geachtet werden. Ich genoß zu gleicher Zeit die Freundschaft des grossen gelehrten Cardinals Passionei, ich erschien wenn ich wolte, an dessen Tafel: ich fuhr mit demselben beständig aus so wohl in der Stadt, als auch auf sein Landhaus, und diese Freundschaft hob mich in Rom und gab mir Credit. Sein Tod war mit ein grosser Verlust.

Vor vier Jahren war ich 9 Monate zu Florenz, wohin ich berufen war, die Beschreibung der geschnittenen Steine des Baron von Stosch zu machen. Ein  
balhes

halbes Jahr vorher that ich meine erste Reise nach Neapel und von da bis nach Taranto: den vergangen Winter that ich dieselbe zum zweyten mahl mit dem Cammerherrn von Brühl, welchem ich das Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen zugeschrieben habe. Diese künftige Fasten werde ich zum drittenmahl dahin gehen bis nach Ostern, und in einer angenehmen Gesellschaft werde ich deine Gesundheit in dem besten Spracuser ausbringen.

Meine vorige Geschichte nehme ich kurz zusammen. In Seehausen war ich achthalb Jahre, als Conrector an der dasigen Schule. Bibliothecarius des Hrn. Hr. von Bünau bin ich eben so lange gewesen; und ein Jahr lebt ich in Dresden vor meiner Reise. In dieser Zeit that ich in gewissen eigenen Angelegenheiten binnen zwey Monate, zweymahl eine Reise nach Potsdam; und der Freund den ich besuchte, gab mir nicht Zeit Berlin zu sehen.

Wenn die Sachen in Deutschland ein besser Ansehen gewinnen, werde ich eine Reise durch die Schweiz nach Sachsen thun; aber nach Rom zurückgehen, bis ich dasjenige was ich angefangen habe, endige. Meine größte Arbeit ist bisher die Geschichte der Kunst des Alterthums, sonderlich der Bildhauerey, gewesen welche diesen Winter gedruckt wird. Ferner ist ein  
 Italia

Italiänisches Werk, wozu über hundert Kupfer von mir entworfen, unter dem Titel Erklärung schwerer Puncte in der Mythologie, den Gebräuchen und der alten Geschichte, alles aus unbekannter Denksart des Alterthums, welche hier zum ersten mahl erscheinen werden, dieses Werk in Folio lasse ich auf eigene Kosten in Rom drucken. Beyläufig arbeite ich an einer Allegorie für Künstler.

Dieses ist das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahrs gebohren!

Meine Nebenstunden wende ich auf die Arabische Sprache und eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen und von Kupfern, damit ich künftig ferner von den hiesigen Schätzen, etwas zum Spielweck habe.

Ich wünsche dir, daß du zu der Zufriedenheit gelangen mögest die ich hier genieße und genossen habe und bin beständig.

Dein getreuer Freund und Bruder  
Winckelmann.

---

N. S. Es wird eine kleine Schrift von der Schönheit in der Malerrey, bey euch bekannt geworden seyn, welche der Ritter Mengs, erster Hofmaler des Königs in Spanien, ohne sich zu nennen, mir zugeschrieben hat. Es ist derselbe in Madrit; Sueßt ist nur der Besorger, welches ich erinnere, weil einige diesen, einige mich selbst vor den Verfasser halten.

Dieses Schreiben wird sehr alt werden. Ich glaube, daß der Hr. P. S. \* \* \* würde es mit der Post abschicken. Addio! ich gebe mit dem Cardinal Spinelli auf 14 Tage ans Meer.

Ende des sechszehnten Theils.

---

---

Briefe,  
die  
Neueste Litteratur  
betreffend.

---

XVII<sup>ter</sup> Theil.

---

Berlin, 1764.  
bey Friedrich Nicolai.



## Inhalt

### der Briefe des siebenzehnten Theils.

**Z**weihundert und sechs und sechzigster Brief.  
Beurtheilung der Amazonenlieder. Probe der  
dabei befindlichen Uebersetzung der Kriegslieder des  
Tyridus. S. 4.

**Z**weihundert und sieben und sechzigster Brief. Aus-  
führliche Anzeige der elenden englischen Ueberset-  
zung, welche Hr. Collyer von dem Heldenged-  
ichte des Mevius in London herausgegeben hat.  
S. 17.

**Z**weihundert und acht und sechzigster Brief. Aus-  
zug aus Hrn. Fr. Ploucquets Methodo calculandi  
in Logicis. S. 61.

**Z**weihundert und neun und sechzigster Brief. An-  
merkungen über diesen Methodum. S. 81.

**Z**weihundert und siebenzigster Brief. Beschluß die-  
ser Anmerkungen. S. 95.

**Z**weihundert und ein und siebenzigster Brief. Beur-  
theilung des Hrn. Prof. Meiers Abhandlung von  
der gelehrten Sprache. S. 105.

**Z**weihundert und zwei und siebenzigster Brief. Al-  
gemeines Urtheil über die Gedichte der Fr. Kar-  
sthen. S. 127.

Zweite

---

**Zweihundert und drei und siebenzigster Brief.**

Nähere Betrachtung dieser Gedichte. Vermessenes Urtheil, als ob diese Dichterin alle Alte und neuere Dichter überträfe, oder ihnen gleich käme. Es wird bemerkt wie nöthig die Dichterin noch den Rath verständiger Freunde habe, und wie nützlich es ihr seyn werde demselben zu folgen. S. 127.

**Zweihundert und vier und siebenzigster Brief.** Einige schöne Stellen aus den Gedichten der Fr. K. werden angeführt und gerühmt. S. 135.

**Zweihundert und fünf und siebenzigster Brief.** Gedanken von dem Wesen der Ode. Zergliederung einiger sogenannten Oden der Fr. Karschin. S. 149.

**Zweihundert und sechs und siebenzigster Brief.** Verschiedene schlechte, nachlässige und gezwungene Stellen aus den Gedichten der Fr. K. werden angeführt. Nochmaliges Ersuchen an die Dichterin, sich des Hinschreibens zu schämen und den Rath verständiger Freunde nicht zu verachten. Erinnerung daß ihre 1764 herausgekommene parodische Einfälle schlecht sind. S. 167.

**Zweihundert und sechs und siebenzigster Brief.** Allgemeine Gedanken, wie man die Natur der gelehrten Sprache untersuchen solle, bey Gelegenheit der Meierschen Schrift. S. 180.

---



**Briefe,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Siebenzehnter Theil.**



# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

I. Den 5. Januar 1764.

---

### Zwey hundert und sechs und sechs- zigster Brief.

**W**enn ein Genie sich einen neuen Weg bah-  
net, so pfleget es niemals an Nachfolgern  
zu fehlen, welche ebendenselben Pfad einzuschla-  
gen suchen. Da nun eben diese Begierde nach-  
zuahmen, fast unwidersprechlich den Mangel ei-  
nes eigenthümlichen Genies bei den Nachah-  
mern anzeigt, da diese Nachahmer ausserdem  
selten die Gaben, die Erfindsamkeit, das Feuer  
ihrer Vorgänger haben, so pflegen sie, wie man  
zu allen Zeiten, und bey allen Nationen be-  
merket hat, diese mehrentheils bey weitem nicht  
zu erreichen. Aber insbesondere in Deutschland  
scheint ein unglückliches Gestirn über die zahl-  
reiche Nachahmer zu walten, welche sich rüßig  
aufmachen, hinterher zu eilen, sobald ein guter

Siebenzehenter Theil.      22      Kopf

Kopf zum Tempel der Ehre seinen eigenen Weg betreten hat; wir haben mehrentheils gesehen, daß sie ihren Vorgängern sogar ungleich gewesen, daß sie mit ihren Versuchen auch nicht einmal bis an das mittelmäßige reichen können, und öfters anstatt den eigenthümlichen Geist ihrer Urbilder zu fassen, nichts als eine fehlerhafte Manier sich eigen zu machen gewußt.

Die Kriegslieder des Preussischen Grenadiers waren von der Natur, daß man gewiß vermuthen konnte, daß sie viel schlechte Nachahmungen nach sich ziehen würden: der Eifer der während der Dauer eines Krieges fast jedermann belebet, und die anscheinende Leichtigkeit dieser Lieder, waren Bürgen dafür. Die Vermuthung ist auch eingetroffen, denn alle verschiedene Nachahmungen, die man davon gesehen, sind so beschaffen, daß ich nicht nöthig habe Sie damit zu unterhalten; aber von einem kleinen Bändchen wozu sie Gelegenheit gegeben haben, hätte ich Sie schon längst unterhalten sollen.

Man thut dem fainreichen Verfasser der  
Ama

**Amazonenlieder** \* wohl nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm die Kriegslieder des Grenadiers zu seiner Idee Gelegenheit gegeben; Man kan zwar nicht sagen daß er diese eben habe nachahmen wollen, doch siehet man leicht daß beide in ein Genus, gehören, so daß eins gleichsam ein Pendant des andern ist.

Der Charakter eines Frauenzimmers, das Ehrbegierde und Tapferkeit an ihrem Geliebten dermassen liebet, daß sie ihn auch deswegen gern den Gefahren entgegengehen siehet, ist an sich interessant genug, und giebt zu interessanten Situationen Anlaß, daher kan man es dem Dichter nicht verdenken, daß er sich diesen Charakter gewählt hat, aber das verdanke ich ihm, daß er um zu beweisen daß ein solcher Charakter wirklich existire, in der Vorrede anführet, „daß jedes Heer von einer Menge gehoseter „Mädgen mit fürchterlichen Federhüten begleitet „werde.“ Mich dünkt der Dichter hätte besser

U 3

„gethan

\* Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. Die erste Auflage 1762 in 12 die zwote und vermehrte Auflage in eben dem Jahre in 8.

gethan er hätte uns aus der alten Geschichte an mehr als eine Nation erinnert, deren Frauentzimmer, die Tapferkeit mit Liebe belohnten, als daß er seine Heldin, (solte es auch nur im Scherz seyn,) zu solchen Personen heruntersetzt, bey denen man so wenig Liebe als Tapferkeit vermuthen sollte. Dis ist ohnstreitig dem Charakter seiner Heldin nachtheilig, und macht ihn einigermaßen schielend und unbestimmt.

Doch noch mehr bedaure ich, daß vermuthlich gewisse Umstände ihn abgehalten haben seiner Heldin einen bestimmten Nationalcharakter zu geben. Man siehet leicht den Vortheil den der Grenadier hievon gezogen hat; Er redet von grossen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen, und wie viel hat der Dichter nicht schon gewonnen, der gewiß ist, aufmerksame Leser zu finden. Noch mehr; der Vorredner der Kriegslieder merket an, daß die heroischen Gesinnungen der Zeit nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben die einzige Begeisterung des Grenadiers gewesen. Eben diese Gesinnungen mußten auch die Amazone begeistern,  
da

Da sie aber Gefahr und Tod nicht um derselben selbst willen lieben kan, da diese Gesinnungen durch nichts als durch die Liebe zum Vaterland können erzeugt werden, so kan man sich leicht vorstellen, wie viel lebhafter sie seyn müssen, wenn die Amazone ein bestimmtes Vaterland und dessen bestimmte Gefahr denken kan.

Da also die Amazone in Ermangelung dieser Bestimmung bloß ein poetisches Geschöpf bleibt, so ist der Dichter genöthigt gewesen, anstat großer Weltbekannter Begebenheiten, bloß die verschiedenen Situationen, in denen sich ein solcher Charakter befinden kan zu bearbeiten; die giebt zu Liedern vor der Schlacht, bey dem entfernten Getöse der Schlacht, bey der Flucht der Feinde, bey dem Fall des Geliebten, bey dem Grabe des Geliebten. u. d. gl. Anlaß.

Die ganze Sammlung verräth durchaus einen grossen Dichter. Innige Sentiments, vortreffliche Beschreibungen und eine ausgesuchte Poesie des Stils. Diese letzte ist hier reicher und blühender als in den Kriegesliedern, die Amazone hat sich sogar hin und wieder ein wenig Gelehr-

samkeit merken lassen, welche zeigt, daß sie gewiß nicht zu den ganz gemeinen Mädchen gehöret. Um noch eine Kleinigkeit zu erinnern, so möchte ich in der That einige Lieder abkürzen, doch man vergiebt es einem Frauenzimmer leicht, wenn sie auch ein wenig schwäzlet.

Ich will mich nicht auf eine Beurtheilung einzelner Lieder einlassen, weil ich weiß, daß Sie diese Sammlung selbst lesen und mehr als einmahl mit Vergnügen lesen werden. Sollte ich Ihnen alle schöne Stellen anführen, so müßte ich beinahe das ganze Buch abschreiben: Inzwischen muß ich Ihnen doch einige Stellen anführen, die Ihnen Begierde nach den übrigen erwecken. Folgende Zeilen sind aus den Klagen bey dem entfernten Getöse der Schlacht. Die Amazone befürchtet von Ihrem Geliebten, daß ein Feind

— — von Raubgier unterjocht  
Erschrecklich ihn entblößt,  
Und ihm, dem noch das Herze pocht,  
Zu andern Leichen stößt? —



Ach hier! entsetzlich liegen sie,  
 Ein abgestreiftes Laub,  
 Des Zephirs Spiel noch heute früh  
 Und ist des Nordwinds Raub.

Drückt ich sein schwimmend Auge doch  
 Ihm noch wehmüthig zu!  
 Vielleicht sucht es mich brechend noch  
 Und fänd in meinem Ruh!

Sög ich noch seinen letzten Hauch  
 In meinen Küssen ein!  
 Vielleicht ruft er mich sterbend auch  
 Und nennet mich noch Sein!

Der Amazone Loblied auf ihres Geliebten  
 Pferd ist überhaupt eins der schönsten Stücke in  
 der ganzen Sammlung, das ungemein viel neue  
 Züge enthält. Urtheilen Sie nur nach einigen  
 Strophen:

Ach welch ein Hals! mit Majestät  
 Wölbt er sich stolz empor:  
 Ein Berg auf den die Ceder steht,  
 So ragt sein Haupt empor.

Gleich zween Schlünden am Vesuv  
 Raucht deiner Nase Dampf  
 Und schnaubt den mächtigen Beruf  
 Nach Feuer und nach Kampf!

Wie spielt der Schenkel Harmonie  
 Von Grazien bewegt!  
 Wie Florens Kinder spielen sie,  
 Wenn sich ein Zephyr regt.

Doch von welch hohem Stolz entbrant  
 Geh ich mein Roß erst iht,  
 Wenn in des jungen Helden Hand  
 Sein goldner Zügel blizt!

Es fühlt des Jünglings ganzen Muth,  
 Schreit nach dem Heldenlauf,  
 Beißt der geschwollenen Adern Glut,  
 Roll edlem Unmuth auf:

Schnaubt, stampfet, rückt den Zaum und  
 schlägt:

Glaubt, daß er sich vergift,  
 Daß er vergift, welch Roß ihn trägt,  
 Und wer er selber ist. u. s. w.

Ich will nicht mehrere Stellen anführen, um  
 den Raum zu schonen. Sie werden aber das  
 sechste Lied (S. 51. der zweiten Auflage) bey  
 dem entfernten Tumulte der Schlacht, und  
 das siebente, bey der Flucht der Feinde, beson-  
 ders schön finden. Ich muß Ihnen nur noch ein  
 Paar Worte von dem bey der zweiten Auflage be-  
 find-

findlichem Anhange; sagen, welcher die aus dem  
 Griechischen übersehte Kriegeslieder des Tyrtäus  
 enthält. Ich kan sagen, daß ich mich außeror-  
 dentlich darüber gefreuet habe; diese trefflichen  
 Ueberbleibsel des Alterthums hätten längst schon  
 verdient bekannter zu werden. Sie sind, außer im  
 Stobäus, der drey davon eigentlich aufbehalten,  
 bisher bloß in der sogenannten Collectione Poeta-  
 rum græcorum minorum, welche nicht in allen  
 Bibliotheken angetroffen wird, gedruckt gewesen,  
 und meines Wissens noch in keine lebende Sprache  
 überseht worden. Deutschland kan sich also zuerst  
 rühmen eine so getreue als glückliche Uebersetzung,  
 dieser Lieder, die im Alterthume den Muth gan-  
 zer Heere neubeleben konten, zu besitzen. Ich  
 will Ihnen auf anliegendem Blatte das dritte  
 Stück, nebst der Urkunde, beilegen. Ein Stück  
 das man beinahe ohne Aenderung in diesem Krie-  
 ge dem Preussischen Heere, zurufen könnte. Sie  
 werden aus der Gegeneinanderhaltung am besten  
 sehen, was der deutsche Uebersetzer geleistet hat:

Stamm

**S**tammt Ihr von dem Alcides nicht,  
 Ein unbesiegt Geschlecht?  
 Noch gönnt Euch Zeus sein Angesicht,  
 Traut auf ein göttliches Recht!

Was ist die Menge die Euch droht?  
 Ergittert nicht vor ihr!  
 Ergreift den Schild, und sucht den Tod  
 Und kämpft voll Ruhmbegier.

Ist Euch das Leben nicht verhaßt?  
 Ihr kennt ja die Gefahr  
 Des Kriegs? des Kriegers Müß und Laß?  
 Was flieh'n und schlagen war!

Nicht wahr? da fiel ein kleiner Theil,  
 Wo mit vereinter Macht  
 Den Angriff Ihr gewagt, und Heil  
 Auf Euer Volk gebracht?

Ja, ein Verzagter! auf einmal  
 Verliert der alle Kraft!  
 Kein Wort erschöpft das Unglück all,  
 Das niedre Feigheit schafft.

O welche Schande! welch ein Greul!  
 Wenn hin in Staub gestreckt  
 Auf blutgen Rücken noch ein Pfeil  
 Tief in der Wunde steckt!

Er traf ihn auf der Flucht. — Der Held  
 Tragt aber sichern Grund,  
 Rückt unerschüttert in das Feld  
 Und beißt sich in den Mund;

Seht

Ἄλλ' Ἡρακλῆϊ γὰρ ἀνίκητον γένε' ἐγί.  
 Θαρσύντ', ἔπει Ζεὺς αὐχένα λοξὸν ἔχει.  
 Μηδ' ἀνδρῶν πληθὴν δειμαίνεται, μηδὲ φοβεῖσθαι.  
 Ἴθυσ δ' εἰς προμάχους ἀσπίδ' ἀνὴρ ἰχίτω,  
 Ἐχθρὸν μὲν ψυχὴν θίμην, θανάτῳ δ' ῥιλαίῃς  
 Δρυαῖσιν κῆρας ἡελίοιο φίλας.  
 Ἰσὶ γὰρ ὡς Ἀρεῖας πολυδακρύτῃ ἔργ' ἀριδὴλα,  
 ἔνθ' ὀργὴν ἰδέσθ' ἀργαλίῃ πολέμῳ.  
 Καὶ μετὰ φεύγοντων τε διωκόντων τ' ἐγίνεσθαι,  
 ὧς ἦοι, ἀμφοτέρων δ' εἰς κόρον ἡλάσαντι.  
 Οἱ μὲν γὰρ τολμῶσι, παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,  
 ἔς τ' αὐτοχρίσιν καὶ προμάχους ἵναί,  
 Παιρῶντες θήσασσι, σάουσι δὲ λαὸν ὀπίσσω.  
 Τρῖσσαντων δ' ἀνδρῶν πᾶσ' ἀπάλλ' ἀριτῇ.  
 Οὐδ' εἰς δ' ἂν ποτε ταῦτα λέγων ἀνύσει ἔκατα;  
 Ὅσσ', ἂν αἰχρὰ πάθῃ, γίγνεται πῖδρ' κακῷ.  
 Ἀργαλίῃ γὰρ ὀπίσθ' ἀφ' ὀπίσθ' ἐπὶ δαίξει  
 Ἀνδρὸς φεύγοντος δὴν ἐν πολέμῳ.  
 Αἰχρὸς δ' ἐπὶ ῥίπῃ κατακείμεν' ἐν κόνει  
 Νῶτον ὀπίσθ' αἰχμῇ διπρὸς ἐληλαμέν'.  
 Ἀλλὰ τίς ἔτι διαβὰς μινέτω ποσσὶν ἀμφοτέρωσι  
 Στήριχθαι ἐπὶ γῆς, χαλκῷ δ' ὀλέσσει δακύν.

Hebt seine Schenkel hoch empor,  
Und hält den breiten Schild  
Den Schultern und dem Busen vor,  
Den hoher Ehrgeiz schwillt:

Er wirft den Spieß, o Feind, auf Dich  
Mit starkem Ungeßüm!  
Indessen winket fürchterlich  
Die Feder über ihm! —

So lern er Thaten thun im Streit,  
Und secht und freite gern  
Und wo der Feind mit Pfeilen dräht,  
Da sey sein Schild nie fern.

Doch naht er sich ihm allzusehr,  
So greif er verzagt an,  
Bald mit dem Schwert, bald mit dem Speer,  
Und such ihn selbst zu fahn.

Es treffe donnernd Mann auf Mann  
Und Fuß auf Fuß, und Schild  
Auf Schild, und Helm an Helm und dann  
Schlag er von Wuth erfüllt.

Bald sey der lange Spieß bereit,  
Und bald das breite Schwert,  
Und seine Brust sey jederzeit  
Dem Feinde zugekehrt!

Du aber, leichtes Kriegsvolk, Du,  
Dich ladet der Krieg auch ein,  
Eil unter Deiner Tartsche zu  
Und wirf den mächtigen Stein.

Und Deinen Wurfspeer säume nicht  
Oft auf den Feind zu drehn,  
Ja, geh selbst denen ins Gesicht  
Die schwer bewaffnet gehn.

Μηδὲς τε κνήμας τε κάτω καὶ εἴρεα καὶ ὄμους  
 Ἀσπίδος ἐρεΐης γαστρὶ καλυψάμεν·  
 Διεξιτερῇ δ' ἐν χειρὶ τινασσίτην ὄβριμον ἔγχ·  
 Κινεῖται δὲ λόφοι δεινὸν ὑπὲρ κεφαλῆς.  
 Ἔρδων δ' ὄβριμα ἔργα διδασκείων πολεμίζουσιν,  
 Μηδ' ἐκτὸς βελίαν ἱστάτω ἀσπίδ' ἔχων.  
 Ἀλλὰ τις ἐγγυὲς ἰὼν αὐτοχρὶδὸν ἔγχει μακρῷ  
 Ἡ ξίφι· ὑτάζων δ' αἰεὶ αἰδρ' ἐλίτω.  
 Καὶ πόδα παρ' ποδὶ θείας, καὶ ἐπ' ἀσπίδ' ἀσπίδ'·  
 ἐρεΐσας,  
 Ἐν δὲ λόφοι τε λόφος, καὶ κυνέη κυνέη,  
 Καὶ εἴρεος εἴρεα πεπαλημέν' ἀνδρὶ μαχέσθω,  
 Ἡ ξίφι· κάπτην ἢ δόρυ μακρὸν ἰλύν.  
 Ὑμεῖς δ', ὦ γυμναῖτες, ὑπ' ἀσπίδος ἄλλοθεν ἄλλο·  
 Πτάσσοιτες, μεγάλους βάλλετε χειρμαδίαις,  
 Αὐρασί τε ξισοῖσιν ἀκοντιζοιτες ἐς αὐτὰς,  
 Ταῖσι πανοπλίαις πλησίον ἱσάμενοι.

Da ich dieses treffliche Stück in der Urkunde, der deutschen Uebersetzung gegen über, vor mir sehe, so thut es mir leid, daß der ungenante Uebersetzer nicht darauf gefallen ist, seiner Uebersetzung den griechischen Text beidrucken zu lassen. Seine Uebersetzung würde wahrlich dabey nicht verlohren haben! Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bey unserer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des guten Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache, als in gewissen andern Dingen nachahmen wolten. Ihnen ist ohnfehlbar noch der engländische Unterofficier bey der alliirten Armee erinnerlich, den der Hr. v. \* \* in seinem Zelte, bey dem Lesen eines griechischen Thucydides ohne Version, antraf, und I'll warrant möchte ich mit Steelen sagen he'll never fight the worse for that.

Re.



# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

II. Den 12. Januar 1764.

---

## Zweyhundert und sieben und sechzigster Brief.

**B**ald wird die deutsche Nation mit Zuversicht das Haupt empor heben, und auf seine Originalstutze stolz seyn dürfen; so lange diese nur noch deutsche Stimmen vor sich hatten, schien manchen ihr Verdienst nicht genug bewähret zu seyn. Durch beständiges Nachahmen und Nachsprechen des Tons auswärtiger Völker, war den deutsche fast muthlos gemacht, selbst zu denken, und seinem eignen Urtheil zu trauen. Viele hatte auch ein solcher Enthusiasmus entweder für die Franzosen oder für die Engländer überfallen, daß sie nichts deutsches schön finden konnten, weil es nicht französisch oder englisch war; oder daß sie wenigstens einen deutschen Schriftsteller mit einem beleidigendem Wohlgefallen gut heißen, weil er

Siebenzehnter Theil      D      sich

sich ihrer Meinung nach nicht unglücklich nach ausländischen Mustern gebildet hätte. Nun aber, da auch für unsre guten Schriftsteller von den Franzosen und Engländern Stimmen gesammelt werden, und eben diese, die doch sonst so sehr von ihrer Höhe auf uns herab sahen, nun unsre Originalschriften übersetzen, und lesen, mit pfeifender Beurtheilung, aber doch mit Beyfall lesen, wird wohl der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt seyn, wo es der Deutsche, durch das Urtheil dieser Fremden unterstützt, wagen wird, seinen eigenwilligen Platz in den Werken des Genies zu behaupten, und einzusehen, daß ihm sein National-Charakter und die Wendung seines Geistes zwischen dem lähnen und schwärmenden Fluge der Fantasie eines Engländers, und zwischen dem lachenden und gefälligen aber eingeschränkten Schwünge eines Franzosen, seine eigene Sphäre anweise...

Die Franzosen haben den Anfang gemacht unsere Schriftsteller für lesenswürdig zu halten. Sie beschäftigen sich jetzt sehr mit Übersetzung der Werke unsrer besten Köpfe, und Sie wissen, mit

mit welchem Beyfall sie den Tod Abels von Gefner und Klopstocks Tod Adams, nebst verschiedenen andern deutschen Schriften, in ihrem Journal Etranger aufgenommen haben. Der Tod Adams ist auch selbst ins Italinische übersetzt worden, und wird häufig in den dortigen Klöstern aufgeführt.

Von den Engländern, dieser Nation, welche sich gewöhnt hat, alles was nicht Milton, Clarke oder Newton heißt, mit gleichgültiger Aufmerksamkeit anzusehen, und gegen auswärtige Werke des Genies nicht diejenige unpartheyische Gerechtigkeit zu beobachten, deren sie sich sonst rühmen kann; von dieser Nation, sage ich, war es noch nicht so bald zu vermuthen, daß sie sich bestreben würde, die Werke der Deutschen zu lesen. Und doch sind unter ihnen in weniger Zeit fünf Ausgaben von der Uebersetzung des Todes Abels erschienen; der Tod Adams ist, recht glücklich in reimsreue Verse übersetzt worden; und sie sind die ersten gewesen, welche von der Epopee, die unserm Deutschlande, und unserm Jahrhundert

so viel Ehre macht, eine Uebersetzung geliefert haben.

Sie ist in Prosa, und vom Hrn. Joseph Collyer, dessen Frau den Tod Abels mit Beyfall übersetzt, und auch schon an die Uebersetzung des Messias Hand gelegt hatte, aber darüber verstorben ist, völlig zu Ende gebracht, und in diesem Jahr auf Subscription in London in zwey Octavbänden gedruckt worden. Und eben dieser Mann verspricht auch nächstens die Herausgabe von der Uebersetzung des Noah:

So viel Vergnügen es jedem Patrioten, der Geschmack hat, machen müste, daß das erhabenste Werk unsrer Poesie durch diese Uebersetzung einer Nation in die Hände gegeben worden, welche auf die Beurtheilung dessen, was wirklich erhaben ist, mit Recht Anspruch machen kan; und so sehr man darauf hoffen könnte, daß sie durch die Gültigkeit ihres Urtheils den Werth dieser Epopen, wo nicht genau bestimmen, doch in ein zuverlässigeres Licht setzen würde: so wird doch alle diese Hoffnung und alle dieß Vergnügen verunthet, wenn man die Uebersetzung selbst gesehen hat. Es

ist

ist zu befürchten, daß das Original selbst in den Zügen verurtheilt werden könne, wo doch eigentlich nur die falsche und verstellte Kopie die Verurtheilung verdienen wird.

Von der ersten Uebersetzung eines solchen Werks kann man freylich nicht die letzte Vollkommenheit fordern. Man muß so billig, als Horaz seyn:

— Ubi plura nitent — non ego paucis  
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,  
Aut humana parum cavit natura.

Aber wenn fast alles schlecht ist; wenn ein Uebersetzer aus seinem Original, und aus den erhabenen Personen seines Gedichts andächtige Schwärzer macht; wenn er die Simplicitat durch Zusätze von leeren Worten vernichtet, das Pathos nicht fühlt und erstickt, und die Gemählde durch eigengewählte buntschelige Farben verunstaltet; wenn er nicht so viel Geschmac hat, einzusehn, warum diese und nicht jene Züge gewählt sind, warum dieser Ton hier herrscht, und herrschen muß, und dort ein anderer; wenn er fast alle Personen des Gedichts einerley Sprache führen läßt, als ob sie alle des Uebersetzers Charakter hätten: soll man

da wohl vergeben? soll man nicht unzufrieden seyn? Und muß man sich nicht ärgern, daß ein solches Gedicht, als der Messias ist, auswärtigen und noch dazu Engländern in solchem Aufzuge vorgelegt wird?

Was das seltsamste ist, so hätte es der Hr. Collyer mit weniger Mühe besser machen können. Er ist kein slavischer Uebersetzer dem man es ansieht, daß er die Bedeutung eines Wortes ängstlich gesucht hat. Nein, er nimt sich vielmehr die Freyheit, seinen Schriftsteller zu umschreiben, und ihm Gedanken beyzulegen, daran er nicht gedacht hat. Und ein umschriebener Dichter, zumal wenn es ein epischer Dichter ist, macht eine posierliche Figur: Doch das ist noch nicht alles. Er scheint die Eitelkeit gehabt zu haben, sein Original noch zu bereichern und zu verschönern. Man kan es sonst gar nicht begreifen, wie es ihm hätte in den Sinn kommen können, allenthalben noch unbedeutende oder wenigstens unschickliche Beywörter einzufügen, und ganze Phrasen zur Erläuterung einzuschalten, davon im Original nicht ein Wort zu finden ist. Unwissenheit kann es

es nicht seyn; denn diese Mißgräthen finden sich grade da am meisten, wo im Original die größte Simplicität herrscht. Und das simple ist doch wohl am leichtesten zu übersetzen. Man darf nur die Bedeutung der Worte wissen. Wo Gott redend eingeführt wird, wo der Affect spricht, verhält es sich eben so. Aber so gut kommen sie unter den Händen des Uebersetzers nicht weg. Gott drückt sich bey ihm so aus, als ein Professor der Theologie, der diese Materie auf dem Katheder dogmatisch vorträgt; und der stärkste Affect wird bey ihm ein wortreiches und gedankenleeres Gewäsch. Wie sehr das Original also in dieser Uebersetzung verstellt sey, wie geschmacklos es ansehe, das läßt sich schwer beschreiben. Es wäre kein Wunder, wenn sich Hr. Klopstock in diesem Engländer selbst wiederfände.

Diese Anklagen sind hart. Ich muß sie beweisen. Es wird nichts hierzu nöthig seyn, als das Original und die Uebersetzung gegen einander zu stellen.

Wer weiß es nicht, daß der Eingang einer Epöee eine ganz simple Erzählung von dem

Hauptinhalte des Gedichts seyn muß, wo auch nicht einmal ein überflüssiges, vielmehr ein anpreisendes Wort stehen darf. Der Verfasser des Mesias hat diese Simplicität genau beobachtet, wenn er sein Gedicht also anhebt.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,

Die der Mesias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit;

Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.

Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhob sich

Satan wider den göttlichen Sohn umsonst stand Judäa

Wieder ihn auf; er that, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Nun höre man auch den Uebersetzer, wie er gleich diesen Anfang des Gedichts gemißhandelt hat. Die Stellen im deutschen, die mit andern Lettern gedruckt sind, hat der Engländer gar nicht übersetzt; und die Stellen welche durch andere Lettern



Lettern im Englischen unterschieden sind, hat er sich hingegen gefallen lassen, aus seiner eignen Fantasie hinzuzusetzen.

*Inspir'd by thine immortality, rise my soul, and sing the honours of thy great Redeemer: honours obtained in hard adversities rough school — obtained by suffering for the sins and woes of others, himself sinless. Recount, with humble gratitude, those guiltless sufferings, the bitter consequences of love to man's degenerate race. In vain Satan raged against the Lords Anointed: in vain Judea set herself against him: he accomplished, in his humanity, the great work of our redemption.*

Das Original giebt die Erlösung der sündigen Menschen und die ihnen wiedergeschenkte Liebe Gottes durch den Messias zum Inhalte des Gesangs an. Der Uebersetzer hingegen will die Ehre des Erlösers, die er sich in der schweren Schule der Trübsal, durch Leiden für anderer Sünden erworben, und was für bittere Folgen seine Liebe zu dem ausgearteten Menschengeschlechte gehabt hat, besingen. Kan der Engländische Leser aus diesem Eingange das wohl vermuthen, was in dem Gedicht besungen wird. Und wird er nicht

Recht haben zu sagen, daß der Verfasser nicht einmal seinen Inhalt recht bestimmt habe, und gleich im Eingange zwei sehr entgegen gesetzte Materien wähle; die Ehre, die der Messias durch Leiden erworben; und die bittere Folgen, welche seine Liebe zu dem Menschen gehabt habe? Und wie paßt sich das nun drauf? „Vergebens erhob sich „Satan.“ Wogegen denn? Gegen die Ehre, oder gegen die bittern Folgen der Liebe des Erlösers! — doch mehr solche Proben!

Die Anrufung ist eben so veranstaltet. Hr. Klopstock hat mit grosser Schicklichkeit keine Muse auftreten lassen. Aber der Engländer bringt eine Muse zum Vorschein. Jener hat durch die Anrufung des Geistes Gottes, der die Tiefen der Gottheit schaut, und sich die Menschen zum Tempel heiligt, welcher ihm die Dichtkunst, als seine Nachahmerin zuführen, und sie mit seinem Feuer ausrüsten soll, sein Gedicht auf eine feyerliche Weise ehrwürdig gemacht. Dieser verwandelt diese Anrufung in ein leeres Geschwätz, und fordert vom Geiste Gottes, daß er ihn begeistern möge, die Tiefen der himmlischen

lischen Weisheit zu durchforschen, den herrlichen Plan von des Menschen Erlösung durch die Dunkelheit der vergangenen Zeitalter zu schauen, und von seinen Offenbarungen erleuchtet, in erhabenen Gesängen die Liebe des grossen Messias zu Adams verlohrnem Geschlecht zu entwickeln. Der deutsche B. ist so bescheiden, daß er nur mit der bebenden Stimme eines Sterblichen zu singen wagt; sein Uebersetzer hat mehr Muth, er will erhaben singen. Die sich zu dieser Feyerlichkeit so wohl schickende fromme Anrede an sich selbst: *Kein sey mein Herz!* hat der Engländer gar nicht des Uebersetzens werth gehalten.

Der Ausdruck, *Schöpfer der Welt*, B. 19. wird so umschrieben:

He who was before all worlds, he by whom  
all things in this visible creation were made.

Das vortrefliche Gemälde von den wenigen Edlen, B. 22.

Ihr mit der Zukunft des grossen Gerichts ver-  
trauliche Seelen

— — — singt den ewigen Sohn durch ein  
göttliches Leben,

sucht

sucht man vergebens bey dem Uebersetzer, aber er hat ein anderes hin gemahlt, das seiner Meynung nach vermuthlich schöner seyn soll. Hier ist es:

Ye noble few, — who, inspired by his example, with filial love, with devout piety, tread the path of life, and with humble hope, wait for the rich rewards of virtue, when crowned with glory, and arrayd in righteousness, he again shall descend, and come to iudge the world.

Hat nicht der Mann fast seine ganze Theologie ausgekramt? Warum übersehte er denn nicht schlechthin:

Singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben?

Warum tödtet er diesen Gedanken, um sein homiletisches Geschwätz anzubringen? Unwissenheit der Sprache kan es nicht seyn, denn er hat doch an andern Orten, und selbst durch seine matte Umschreibungen gezeigt, daß er die Bedeutung der Worte gefaßt habe. Eine Schwierigkeit zu übersetzen findet hier auch nicht statt. Er muß also sein Original haben verschönern wollen. Der werthe Mann!

Dieser

Dieser Verbesserungsgeist hängt ihm allenthalben an. Selten ist er damit zufrieden, in der Erzählung Jesum schlechtthin zu nennen. Er sucht ihm immer noch einige Titel mehr zu geben. Bald ist es der Gesandte, bald der Gesalbte Gottes, bald unser hochgelobter Heyland u. s. w. ohne daß er es gefühlt hat, daß dieser Dektamationston nicht hieher gehört. Eben so hängt er fast allen Dingen Beschreibungen an, wovon das Original nichts weiß, und die größten und rührendsten Auftritte matt — und fast möchte ich sagen, — läppisch machen.

Eine andere handgreifliche Probe, daß Hr. Cöllyer mit Vorsatz die Gedanken des Originals nicht getreu hat übersetzen wollen, sondern seine eigene Gedanken an deren Stelle gesetzt hat, findet man in dem Gebete des Mätlers, und Gottes Antwort darauf. Ges. I. B. 84. u. f. und aus dieser Stelle mit Vergleichung verschiedener andern sollte man fast schliessen, daß der Uebersetzer mit dem Verfasser des Mekias nicht einerley theologisches System habe. Gut, das wäre ihm unverwehrt; aber berechtigt ihn das wohl, auch

aus

aus dem poetischen System seines Originals die Züge, die sich in sein Religionsystem nicht passen wollten, wegzulassen, und andere aus seinem Glauben hinzu zu setzen, und also aus dem Gedicht, das er doch zu übersehn vorgiebt, eine Mißgestalt zu machen. Der Leser mag selbst urtheilen, wenn er beides neben einander sieht.

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des  
ewigen Bundes

Nahen sich mir, die Tage zu großem Werken er-  
lösen,

Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne  
vollbrachtest.

Sie verkünden sich mit so schön und herrlich, als  
damals,

Da wir die Reihe der Zeiten durchschauten, die  
Tage der Zukunft,

Durch mein göttliches Gehörn bezeichnet, und  
glänzender sahen.

Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir  
damals,

Du, mein Vater, und ich, und der Geist die  
Erlösung beschloffen.

In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne  
Geschöpfe,

Waren

Waren wir bey einander. Voll unsrer göttlichen  
Liebe,

Sahen wir auf Menschen, die noch nicht waren,  
herunter.

Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie  
elend

Waren sie, sonst unssterblich, nun Staub, und  
entstellt von der Sünde!

Vater ich sah ihr Elend, du meine Thränen.  
Da sprachst du:

Laß das Bild der Gottheit von neuem uns schaf-  
fen:

Also beschlossen wir unsrer Geheimniß, das Blut  
der Versöhnung,

Und die Schöpfung der Menschen verneut zum  
ewigen Wilde!

Hier erlohr ich mich selbst, das göttliche Werk  
zu vollenden.

Man sieht, daß der Mittler hier seines und  
des Vaters ewigen Rathschlusses von der Versöh-  
nung der Menschen, und seiner freywilligen Ent-  
schliessung, sie auszuführen, gedenkt. Dieses  
muß sich zu dem Glauben des Uebersetzers nicht  
gereimt haben, und also hat er sich vielleicht ein  
Gewissen gemacht, es zu übersetzen. Aber der  
Mann

**Mann hätte sich lieber ein Gewissen daraus machen sollen, sein Buch für eine Uebersetzung des Mesias auszugeben. Ist denn das nicht höchst unredlich gehandelt, seine Gedanken für des Originals Gedanken zu setzen, und doch für diese auszugeben? Wirklich die Mißhandlung ist so arg, daß sie die strengste Züchtigung verdient.**

**Die Fortsetzung folgt künftig.**



# B r i e f e,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

III. Den 19. Jenner 1764.

---

Fortsetzung des zwey hundert und sieben und sechzigsten Briefes.

**W**enn Hr. Collyer, wie er selbst in der Vorrede gesteht, zu seinem und seiner Kinder Unterhalt diese Uebersetzung unternommen hat, so muß er auch ehrlich arbeiten, wenn er fernerhin sein Brod haben will. Kan er sich wohl mit der Unwissenheit schützen, daß er anstatt der angeführten Verse folgendes gesetzt hat?

Almighty Father! the hour of suffering draws near; — of suffering for the salvation of men. Chosen by thee as thy Redeemer, lo, I come to do thy will, O God! To thee, O thou supreme! it is known, what glory, what felicity, was mine, ere the world was — ere, by thy power, I formed this earth — ere man was created out of the dust.

Siebenzehenter Theil.

E

Steht

Steht wohl von dem, allen ein Wort im Original?  
Und wozu soll es denn hier, daß er Gott an die  
Herrlichkeit erinnert, die er gehabt hatte, ehe die  
Welt war. Doch weiter. Im Original heißt es  
weiter:

EWIGER VATER, DAS WEISST DU — — — — wie  
brünstig

MICH SEIT DIESEM ENTSCHESS NACH MEINER ER-  
NIEDRUNG VERLANGTE!

ANSTATT DESSEN SAGT DER UEBERSETZER:

EWIGER VATER, DAS WEISST DU, — — — —  
— — — — wie brünstig mich nach dem Heil des  
gefallenen Menschen verlangte!

Der Mesias schildert hierauf, im Deutschen  
B. 105. u. f. mit welchem großmüthigen Wohl-  
gefallen er schon zum voraus an seine blutige Ver-  
söhnung gedacht habe:

— — — — — Und du, o Canan,

— — — — —  
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute  
schon voll sah.

Er drückt seine gefühlvolle Freude über die seligen  
Folgen aus, welche seine Menschwerdung unter  
den

den Menschen schon hat, und noch haben wird;  
B. 108 bis 111.

Und o wie bebt mir mein Herz — — —  
Mir sich heilgen werden!

Er sieht die Leiden und Gerichte Gottes, die er  
als Versöhner ausstehen soll schon in ihrem ganzen  
Umfange B. 111 bis 121. und so lebhaft, als  
fühlte er sie schon;

— — — Hier liegt ich göttlicher Vater,  
— — — im Todesschweife.

Doch entschließt er sich freywillig, um der Men-  
schen willen das alles zu übernehmen, und macht  
sich gegen seinen ewigen Vater auf eine feyerliche  
Weise zur Versöhnung der Menschen anheischig,  
B. 122 bis 133.

Siehe da bin ich, Vater, — — —

Ich will leiden, den furchtbarsten Tod will ich;  
Ewiger, leiden

Der Messias beschließt endlich mit dem erhabenen  
Schwur, B. 134. u. f. der solche grosse Wirkung  
auf jedes Lesers Herz machen muß.

— — — Ich hebe gen Himmel mein  
Haupt auf,

Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey  
mir selber,

Der ich Gott bin, wie du. Ich will die Men-  
schen erlösen,

Alles das ist nicht nach des Uebersetzers Sinne  
gewesen. Anstatt dessen läßt er den Messias über  
die Verhärtung der Menschen klagen:

Oftentimes have I cast an eye of pity on thee, o Ca-  
naan, land of my future nativity! Oftentimes have I  
lamented the obduracy of thy sons, my bre-  
thren.

Und nun gleich wieder drauf die Glückseligkeit, sei-  
ner Erlösung und der Erlösten sehen:

I saw through futurity, and triumphed; in the  
view of my becoming the Redeemer of all nati-  
ons: the Saviour of millions of intelligent  
beings, who with me will eternally enjoy trans-  
cendent felicity. I still rejoice in the glorious  
prospect.

Nun mit Angstlichkeit über die bevorstehende Lei-  
den, die er von grausamen Menschen zu erwarten  
hätte, klagen:

But, o my Father and my God! I must first  
drink of the cup of bitterness. Hide — oh hide

Not

not thy face from my distress. If it be thy good pleasure, that I fall a prey to cruel and blood-thirsty men, forsake me not, o my God! in the terrible hour! Nature recoils; my flesh trembles; but heavenly Father, thy will be done.

**Und sich hierauf gehorsam dem Willen Gottes ergeben, und die Belohnung dieses Gehorsams von Gott hoffen.**

I give myself a willing sacrifice for the sins of men. Accept o my God! of my sincere obedience, and when I shall have sealed my mission with my blood, receive me again to thy bosom.

O my Father, I know that thou wilt reward my ready submission to thy will, and that myriads of applauding angels will witness and hail my triumph before the eternal throne.

**Ist das wohl eben die hohe Person, die im Original spricht; der ich Gott bin wie du? Ist das wohl der feyerliche Austritt zwischen Gott und seinem Sohn, den der Verf. des Messias hat schildern wollen? Wie schickt sich das nun in den übrigen Plan? Und hat er mehr solche Abweichungen, wie er denn dergleichen**

unzählige hat, was hat der Mann aus diesen Gedichten, darauf wir bey den Ausländern stolz seyn können, für einen erbärmlichen Mischmasch gemacht? Es ist wirklich recht traurig, daß gerade der Mesias einem Mann in die Hände gefallen, der nicht allein ohne Geschmack ist, und von der Natur einer Epopee nichts zu wissen scheint; sondern auch das Werk nach seinem besondern Glaubenssagen umschmelt, und ein lächerliches Ganze daraus macht.

Wer muß nicht die Antwort Gottes bewundern? wem schlägt nicht das Herz von dem Gefühl der Majestät Gottes, wenn er Gott auf die feyerliche Zusage des Mesias so kurz, so simpel und so majestätisch antworten hört?

— — — Ich breite mein Haupt durch  
die Himmel,  
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und  
sag: Ich bin ewig,  
Sag, und schwöre dir, Sohn: Ich will die  
Sünde vergeben!

Wer nur ein halbes Herz hätte müßte die Größe  
die

dieser Antwort empfinden. Sie darf nicht länger, nicht umständlicher seyn; es wäre wider die Würde Gottes. Hr. Klopstock hat in einer andern Stelle, Ges. I. B. 388. u. f. den Mangel des Anstandes, oder auch das menschliche Unvermögen, empfunden, Gott in einer langen Rede, seiner Gottheit nicht anwärdig, sprechen zu lassen, daher er den größten Theil dieser Rede, in der Kopenhagener Ausgabe, mit grosser Schicklichkeit in den Mund des Eloya gelegt hat. Aber von diesem Anstande, von dieser Schicklichkeit, von der Bescheidenheit, die ein Mensch beobachten muß, der Gott redend einführen will, von der hohen Würde und erhabenen Simplicität, die Reden Gottes haben müssen, weiß der Englische Uebersetzer gar nichts. Er hat die Antwort Gottes erweitert, die ganze Heilsordnung hineingebracht, und sie auf die Art, wie man nicht anders glauben kann, seiner Meynung nach recht sehr verschönert. Hier ist sie:

„Der ewige Vater — antwortete: Ich erhebe  
 „mein Haupt über die höchsten Himmel, und

„strecke meine Hand durch die Unermeßlichkeit des  
 „Raums, und schwöre dir, mein geliebter Sohn,  
 „daß ich die Sünden der Bußfertigen Menschen-  
 „kinder vergeben will. Um deinetwillen, und  
 „durch deine Vermittelung, will ich ihren auf-  
 „richtigen, wiewohl unvollkommenen, Gehorsam  
 „annehmen, und die, welche sich, wie du, durch  
 „eine geduldige Beständigkeit in guten Werken  
 „unterscheiden, mit Ehre und Herrlichkeit und  
 „Unsterblichkeit belohnen.

Wie elend! hätte wohl der schlechteste Schul-  
 meister diese erhabene Stelle ärger verstellen könn-  
 en? Sie werden es vielleicht kaum glauben,  
 daß ein Uebersetzer des Mesias eine Stelle, die  
 sich eben, so wie sie da steht, der Empfindung  
 bemächtigt, so abgeschmackt homiletisch verkleiden  
 könne, zumal da die Worte so simpel und leicht  
 sind, daß es gar keine Schwierigkeit kostet, sie in  
 jede Sprache zu übersetzen. So lesen Sie denn  
 des Engländers eigene Worte:

The eternal Father answered, I raise my head  
 above the highest Heavens, and stretch my hand  
 through the immensity of space, and swear  
 to



to thee, my beloved Son, that I will forgive the sins of the repentant children of men. For thy sake, and through thy mediation, I will accept of their sinners, though imperfect obedience, and reward those who, like thee, are distinguished by a patient continuance in well-doing, with glory, and honour, and immortality.

Bei der prosaischen Wendung der Gedanken, der Erhöhung des Erhabenen und des Affects darf man sich gar nicht anhalten. Man würde kein Ende finden. Ich will also nur noch einige hervorstechende Stellen hersehen.

Noch eine Rede Gottes: Ges. I. B. 388. die der Uebersetzer so prosaisch gegeben, und ihr das Erhabene so ausgezogen hat, daß alle Würde und Hoheit daraus verschwindet. Daß sich Gott darin als den nennt, der die Liebe ist, und war, und seyn wird, das macht den göttlichen Charakter dieser Rede aus. Diesen Charakter hat der Uebersetzer gar nicht wahrgenommen. Man lese seine Uebersetzung gegen das Original:

~~Ich war die Liebe. Der war ich vorm Daseyn~~  
 Gott ist die Liebe. Der war ich vorm Daseyn  
 meiner Geschöpfe;

Da ich die Welten erschuf, war ich auch der;  
 ist, bey der Vollendung  
 Meiner geheimsten erhabensten That, bin ich  
 eben derselbe.

Aber ihr sollt durch den Tod des Sohns den  
 Richter der Welten

Ganz mich kennen, und neue Gebete dem Furcht-  
 baren beten.

Hielt euch dann des Richtenden Arm nicht, ihr  
 würdet im Anschau.

Dieses grossen Todes vergehn. Denn ihr seht  
 endlich.

So lautet die Uebersetzung:

*I am love. Such was I before the existence of  
 my creatures — before I formed the worlds:  
 and now I am love in my conduct towards man;  
 in the accomplishment of the great work of redem-  
 tion, by my sending my beloved son to die for  
 sinners. —*

Wie matt und prosaisch! drückt das den Sinn der  
 Worte aus:

Der

**Hey der Vollendung meiner geheimsten erhabensten That, bin ich eben derselbe. —**

Did not my almighty arm support you, ye exalted, but finite beings, the tremendons sight of his awful death woud put a peried to your existence.

**Die beyden Verse:**

**Aber ihr sollt**

— — — dem Furchtbaren beten, sind ganz weggelassen. Und den grossen Nachdruck der auf den Worten liegt; denn ihr seyd endlich; wodurch die Action des Todes Jesu in seiner höchsten Grösse geschildert wird, daß auch selbst die Engel ohne Gottes besondre Erhaltung nicht würden ansehn können, ohne zu vergehn, weil sie endlich wären; dieser Nachdruck, sage ich, verschwindet ganz, indem der Engländer die Worte in die Unrede verwandelt, die in Gottes Munde sade ist: Ihr erhabene, - aber endliche Wesen.

**Im zweyten Gesang N. 616. | u. f. macht die Simplicität der Erzählung, und der Kontrast derselben**

derselben gegen die hochklingende Prahlereyen Satans, die Grösse und Gewalt des Messias über ihn, auf eine sehr frappante Art kenntlich:

Satan sprach es. Indem ging von dem Verfo-  
mer Entsetzen

Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen  
Gräbern der Gottmensch.

Mit dem Laute, womit der Lasterer endigte,  
rauschte

Vor den Fuß des Messias einwehendes Blat hin.  
Am Blatte

Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch  
gab ihm das Leben.

Aber mit eben dem Blick sand er dir, Satan,  
Entsetzen!

Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts ver-  
sank die Hölle,

Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So  
schreckt ihn der Gottmensch.

Der Uebersetzer kann es nicht unterlassen, diese  
Simplicität zu verderben. Es ist ihm nicht ge-  
nung zu sagen: Satan sprach es; sondern er  
sagt es in einer reichern Schilderung. So sprach  
der

der Erz-Apostat mit rauher und thronen-  
 der Stimme. Erz-Apostat ist ein lächerliches  
 Wort, und das Bild ist hier gerade zur Unzeit.  
 Denn der Dichter will durch die Kürze des  
 Ausdrucks anzeigen, daß eben in dem Augenblick,  
 da Satan seine großsprechende Entschliessungen  
 der Hölle kund zu thun geendiget; Jesus Christus  
 seine allmächtige Kraft an einem sterbenden Wurm  
 und gegen den wüthenden Satan durch einen ein-  
 zigen Blick bewiesen. Hier muß sich der Dichter  
 nicht bey einer Schilderung Satans verweilen.  
 Unterdessen ist die Hauptsache ganz weggelassen;  
 denn der Zusatz: Indem ging von dem Ver-  
 söhner Entsetzen gegen ihn aus: ist gar nicht  
 da. Der Ausdruck Gottmensch muß dem Ue-  
 berseher gar nicht gefallen; denn er nennt ihn  
 einmal in dieser Stelle anstatt dessen, den göt-  
 tlichen Messias, und das andre mahl, da er sa-  
 gen sollte: der Gottmensch gab ihm das Le-  
 ben, sagt er auf eine höchst abgeschmackte Weise:  
 der sanfte und demüthige Heyland gab ihm  
 das Leben. Was soll hier seine Sanftmuth und  
 Demuth

Demuth? Es ist vom Beweisen seiner Allmacht die Rede. Im Original heißt es: Mit dem Laute, womit der Lästler endigte, rauschte ein Blat zu Jesu Füßen hin. Und der Uebersetzer verkehrt es indem er es so giebt: der Athem womit der Lästler seine gottlose Rede endigte, brachte zum heiligen Jesus ein Blat hin: Er that es ja nicht, sondern zu der Zeit, da sich der letzte Laut seiner Rede hören ließ, rauschte ein Blat hin: — Aber mit eben dem Blick sandte er dir, Satan, Entsetzen! — Dies wird vom Uebersetzer declamatorisch ausgeschmückt, ohne doch dem Leser im geringsten merken zu lassen, daß es eine Wirkung der Allmächtigen Kraft des Messias auf Satan gewesen; Aber zu gleicher Zeit drangen unaussprechliche Schrecken in den Busen des stolzen Prahlers. In den folgenden Zeilen: — Hinter dem Schritt — So schreckt ihn der Gottmensch: wird ganz augenscheinlich die Wirkung beschrieben, welche der Blick des Messias auf Satan und auf die Hölle gehabt. Diese Wirkung erkennt man gar nicht in

der

unrichtigen und unverständlichen Umschreibung des Uebersetzers, welche so lautet: „Hinter dem „Schritt des hoherhabenen Throns, von welchem er seine Lästerungen ausstieß, versank die „Hölle, und vor ihm erschien Satan, von dem „Schrecken der seine Seele ergriff: — (man merke, der Gottmensch schreckte ihn nicht —) in die „finsterste Dunkelheit der Nacht gehüllet. —

Ist der Leser bald müde, Proben solcher Mißhandlungen eines Uebersetzers an einem unsrer größten Originalwerke zu sehen? Hätte er allein aus Unwissenheit gesündigt; wie es unsre elende Uebersetzer machen, welche einerley Beruf mit ihm zum Übersetzen haben, so würde er zwar eben so wie ist, unpoetisch und kalt, langweilig und matt in seinen Perioden gewesen seyn; so würde er oft den Sinn seines Originals verfehlt haben, aber die Gedanken des Originals würden doch an vielen Orten durchgeschimmert; und das simple und erhabene, das starke und affectvolle auch selbst einer elenden Kopie eingedruckt haben. Aber da er außer dieser Unwissenheit noch dazu vorsätzlich

viele

viele Stellen umgeschmolzen, grosse Züge unterdrückt und andere dafür aus seinem Gehirn, hineingesetzt, und in dem allen ganz ohne Geschmack, ohne auf die Schicklichkeit seiner eingeflickten Stücke zum Plan zu sehen, ohne von dieser Schicklichkeit oder Unschicklichkeit vielleicht auch nur einige Empfindung zu haben; gehandelt hat; so muß man nicht allein seinen Verstand, sondern auch zugleich sein Herz verurtheilen; und man kann es nicht genug bedauern, daß der Mesias einem solchen Mann in die Hände gefallen, und von seinen schlechtgemischten und übel aufgetragenen Farben verunziert, nicht als eine Epopee, sondern als ein seltsamer Mischmasch von guten und schlechten, grotesken und richtigen Zügen, von erhabener Poesie und unüberlegtem Geschwätz der gewöhnlichen Andachtsbücher, der Englischen Nation vor die Augen gestellt worden.

Der Beschluß folgt künftig.



# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IV. Den 26. Januar. 1764.

---

## Beschluß des zweyhundert und sieben und sechzigsten Briefes.

**I**ch will nur noch einige Stellen anzeigen, wo der Uebersetzer mit dem Original auf gleich unwissende und eigenmächtige Art umgegangen ist. — Das Gebet des Mesias im V. Ges. B. 383. u. f. ist nach seinen meisten Zügen unkenntlich in der Uebersetzung. Abbadonas Selbstgespräch eben dasselbst B. 532. ist etwas erträglicher. Aber in seinem Gespräch B. 596. u. f. ist vieles wieder verstellt, der Affekt falsch, oder auch gar nicht angegeben, und anstatt der grossen Schilderung, die er von dem ewigen Sohn Gottes macht, durch dessen furchtbaren Donner er nebst

Siebenzehnter Theil.                      D                      den

den übrigen Abtrünnigen aus dem Himmel geführt worden, gemeine Züge gesetzt:

— Der ewige Sohn, der ehemals vom Thron  
her,

Hoch vom Thron, auf Flügeln des dunkeln Gerichtsstuls getragen,

Donnernd über uns kam, und dicht an unsere  
Fersen

Hestete seine Verderben, und sein Erbarmen  
nicht kannte.

Ist bey dem Uebersetzer:

The great Messiah, who descending in his flaming chariot rush'd upon us, armed with ten thousand thunders, and hurling destruction, drove us before him, vanquish'd and dismay'd.

Der Kontrast und die starke Gradation, die das Gemälde so groß und schrecklich macht in dem Verse:

Hoch stand er auf dem dunkeln Gerichtsstul, die  
Mitternacht unten,

Unten der Erd!

wird man in der Uebersetzung gar nicht gewahr:

High

High he stood — his chariot then the sable seat  
of judgment — Under him was darkneß and  
death.

Die Mitternacht unten, und unten der  
Tod, sagt ganz was größers und schrecklicher,  
als; unter ihm war Finsternis und Tod.  
Doch genug hiervon. Man würde ein Buch  
schreiben müssen, das unendlich größer wäre,  
als diese Uebersetzung, wenn man alle Fehler  
analysiren wolte.

Die schreckliche Sprache der Verzweiflung,  
die Judas Ges. VII. V. 160. u. f. führt, da er im  
Begrif ist, sich zu ermorden, hat der Uebersetzer  
in eine sonderbare Sprache verwandelt. Aus der  
Frage hat er eine Ausrufung, aus der Vermün-  
schung eine Verwunderung gemacht, u. f. w.  
Wer sieht es nicht ein, daß seine heftige Ver-  
zweiflung gleich unbereitet und abgebrochen an-  
fangen muß?

— — — — — Sie kann nicht,  
Nein sie kann, nach dem Tode, nicht fürchter-  
licher mich fassen

Diese namlose Quaal! —

D 2

Herr

Herr Collyern ist das nicht feyerlich genug gewesen. Judas ringet erst seine Hände und stampft und schreyt: O wie meine Schuld mir ins Gesicht strahlt, und dieses verhärtete schwarze und grausame Herz quält! Ich kann es — ich muß es nicht ausstehn! diese namlose Angst wird nicht — nein, sie wird, nach dem Tode, nicht schrecklicher seyn! — Man schliesse aus dieser Vorbereitung auf das übrige.

Wer kann die Anrede der Eva an den gekreuzigten Mesias Ges. VIII. B. 576. bis zu Ende des Gesangs, ohne mannigfaltige Rührungen lesen. Welche Abwechslung der Affekten herrscht darin, und wie sehr muß der Kunstrichter die Richtigkeit und das Angemessene dieser Abwechslung bewundern. Nur die Mutter der Menschen konnte und mußte bey diesem Anblick von den mannigfaltigen Gedanken und Empfindungen gedrängt seyn, die sie ausdrückt. Nur sie konnte ein so vielfaches Interesse haben. — Es ist gar nicht zu beschreiben, wie sehr das alles in der Uebersetzung verstellt,

der

der wahre Ausdruck des Affekts verfälscht, und wie sehr es mit fremden und unbedeutenden Ideen überladen worden ist. Die ganze Stelle verdiente verglichen zu werden. Aber sie ist zu lang. Hier sind einige Züge daraus.

Darf ich Sohn dich nennen, noch Sohn dich  
nennen? O wende,  
Wende nicht weg dein Auge, das bricht! Du vers-  
gabst mir, Versöner,  
Mein Versöner, und meiner Gebornen! —

May J, O thou divine Messiah! presume to call  
thee Son? It was my Crime that brought thee  
down from Heaven, and nailed thee to the cross,  
Had it not been for me, who have exposed my  
offspring to sin and death, thou wou'dst not ha-  
ve been my Son — thou wou'dst not now hang  
bleeding on thy gaping wounds; nor ever, ever  
die! What an exchange has my guilt brought on  
thee, O thou most loving and beloved! thou  
hast exchang'd bliss for misery! life and ineffable  
joy for torment unutterable, and all the agonies  
of expiring nature! J — 'alas! J was the cause!  
yet turn — turn not away from me thy dying  
eyes.

eyes. Thine all gracious Father, the prime source of goodness and of love, has condescended to forgive me — Thou too hast pity'd — hast forgiven me. O my Redeemer! the Redeemer of my offspring!

In welchem unnützen und wortreichen Geschwätz sind hier die Gedanken des Originals erstickt!

Wo ihr Affekt der Freude, die Namen häuft, die sie dem Mittler giebt, und auf einmal schnell übergeht ihre Kinder anzureden.

— — — — Verzeihet ihr auch zum Tode  
Gebotne,  
Ihr, die Eva gebar! — Wenn mir ihr Köcheln,  
ihr letzter,  
Starrender Blick mir flücht, so segne du mich,  
Ermürdeter!

Hat sich der Uebersetzer keine Mühe gegeben, diese Häufung auszudrücken. Er sagt mir: O thou dear Redeemer! thou beloved victim of death! thou forgivest me — Und nun redt Eva also ihre Kinder an: Forgive me also, O  
my

my pious offspring; die zum Tode gebohrne heißen also bey ihm, fromme Nachkommen. Und nun macht er völligen Unsinn, indem er die folgenden zwey Verse so übersetzt: „Wenn mir  
 „euer letztes Köcheln, wenn mir eure letzten  
 „Seufzer fluchen, als eure Mörderin, so laßt  
 „euer Herz mich segnen; denn ich bin auch die  
 „Mutter des Heylandes, des Fürsten der Gnade,  
 „des Anfängers und Vollenders eures Glaubens,  
 „der stirbt, damit ihr leben möget.“

Die Worte: Ich hebe zum Schöpfer mein  
 Aug auf, strecke die heißgefalteten Hände zu  
 Dem, der erwürgt wird, meine Kinder,  
 und segne euch — unterschreibt er so: I lift up  
 my eyes to the most high, the omnipresent  
 God, whom the Heaven of Heavens can-  
 not contain; I stretch forth my hands to his  
 beloved Son! the brightness of the Fathers  
 glory! the restorer of innocence! the reviver  
 of the dead! the Judge of the earth! the Re-  
 deemer of man! (Diese Beynamen sollten erst

hernach in den Segen womit sie ihre Rede beschließt, vorkommen: doch so genau nimmt es Herr Collyer nicht;) and with amazement attempt to express my gratitude: but in vain: words cannot describe what I feel: thy are formed to express feeble sensations. My soul swells with rapture. I am lost in transport, in extasy, in joy unutterable — Wo zu diese gemeine Anmerkungen, und diese declamatorische Entzückungen? His non erat hic locus.

Der Segen, womit Eva beschließt, sieht in der Uebersetzung ohngefähr eben so aus, und ist mit mütterlichen Ermahnungen, Jesum zu lieben und nachzuahmen, noch ausserdem begleitet. Doch ich bin müde mehr abzuschreiben.

Die letzten Zeilen des zehnten Gesangs, darin der Tod des Messias beschrieben ist, sollen den Beschluß machen. Ich berufe mich auf das Gefühl jedes Lesers, was die simple, aber stark gezeichnete



zeichnete Gemähde vom sterbenden Jesus für Eindruck auf sein Herz gemacht haben, und wie hinreißend rührend ihm die Parenthese des Dichters gewesen sey, dadurch er seine Erzählung plötzlich unterbricht, und im Namen des menschlichen Geschlechts ausruft: Gott Mittler! erbarme dich unser! — Diese rührende Parenthese hat der Uebersetzer nicht allein weggelassen, und vermuthlich aus keiner andern Ursach, als weil er in das Gebet an den Gott Mittler nicht hat mit einstimmen wollen; sondern auch das ganze Gemälde durch seinen matten prosaischen Vortrag so uninteressant gemacht, daß seine Leser schwerlich etwas dabey empfinden werden. Hier ist keine Uebersetzung von der Zeile an

Jesus Christus erhob die gebrochenen Augen gen  
Himmel —

bis zu Ende des Gesangs.

„Unter dessen erhob der heilige, der gnädigste  
„Heiland seine brechende Augen gen Him-  
D 5 „mel,

„mel, schrie mit lauter und pathetischer Stimme,  
 „me, nicht mit der Stimme eines Sterbenden,  
 „beiden, mein Gott! mein Gott! warum hast  
 „du mich verlassen? — Die himmlischen  
 „Geister, mit Erstaunen erfüllt, verhüllten  
 „sogleich ihre Antlitz. Nun wurden die  
 „schmerzhaften Empfindungen des heiligen des  
 „göttlichen Jesus verdoppelt, und mit lechzender  
 „Zunge rief er: mich dürstet. Er dürstete,  
 „rief und trank: dann zitterte, blutete er, und  
 „ward noch bleicher. Dann erhob er wie  
 „derum seine gütigen Augen, und sagte: Vater,  
 „in deine Hände befehl ich meinen Geist  
 „und setzte hinzu! es ist vollendet: und neigte  
 „sein liebeiches Haupt und starb.“

Wenn er sich hier nicht hat enthalten können,  
 unnütze Beywörter zuzusetzen, da es ihm doch die  
 Natur der Sache und sein Gefühl hätte verbieten  
 sollen; wie vielmehr kann man dergleichen von  
 ihm erwarten, wo er mehr Veranlassung gehabt hat,  
 dem Strom seines wortreichen Styls zu folgen.

Eben

Eben dieser Mann will auch die Uebersetzung des Noah nächstens bekannt machen, und vielleicht ist sie jetzt schon zum Vorschein gekommen. Vermuthlich wird es ihm dieses Original, das selbst schon für überflüssige Beywörter und unnöthige Nebenzüge gesorgt hat, schwerer machen, von dem seinigen etwas anzubringen. Wenn er aber doch diese Schwierigkeiten überwindet, und aus seinem reichen Vorrath an Worten noch mit freygebiger Hand einzustreuen vermag, so verdient alsdenn sein Werk mit unter Hogarths Karicaturstücke gesetzt zu werden.

Daß doch der Französische Uebersetzer, der jetzt wie man mir schreibt, die Uebersetzung des Mesias in seine Sprache unter Händen hat, ja nicht diesen Engländer bey seiner Arbeit zu Hülfe nehmen, und eben solch abentheuerliches Werk hervorbringen möchte. — Wie viel mehr Schwierigkeiten hat nicht der Franzose bey diesem Werk in seiner Sprache zu überwinden? Wie viel Ursach haben wir also bange zu seyn, daß

---

daß dieses Meisterstück der deutschen Dichtkunst  
bey den beyden Nationen, an deren Urtheil  
uns gelegen ist, verunziert und entstellt erschei-  
nen könne?

T<sub>3</sub>.

---

Zwey-

## Zweihundert und acht und sechzigster Brief.

Etwas Neues! und zwar nicht blos der Jahrszahl des Druckes nach, sondern auch, wie es heißt, der Erfindung nach. Zwar nicht den Glachs und Hansbau; nicht das Düngen und Besäen der Aecker, nicht die Wässerung der Wiesen, oder Urbarmachung der Länder betreffend; keine von diesen Erfindungen, die blos für das Maul sind; und auch einzig und allein mit Ausschließung aller andern denen gefallen, die wie Ros und Mäuler sind; und das Gebiß der abstrakteren Wissenschaften nie haben erdulden können, die wahre Ursache warum sie es an andern nicht leiden wollen. Hier betrifft es ein Hülfsmittel für die Arbeit des Geistes beim Schlüssen, und zwar wo von Qualitäten geschlossen werden soll. Es betrifft eine Methode, \*) die Herr Professor Ploucquet

\*) Methodus Calculandi in Logicis inventa à Godefrido Ploucquet Pr. Log. & Met. In Univ. Tubing. p. r. huius Rectore præmittitur Comment. de arte Characteristica, Francof. & Lipsiæ, 1763. in 8

Ploucquet in Tübingen will erfunden haben, vermöge welcher man im Stand gesetzt werden soll, aus Begriffen, welche Qualitäten zum Gegenstande haben, mit eben der Leichtigkeit und sichern Unachtsamkeit Schlüsse zu machen, mit der man rechnet, das heißt, mit der man Schlüsse aus Begriffen zieht, welche die Quantitäten in Zahlen ausgedrückt, zum Objekt haben. Herr Prof. Ploucquet nennt diese Methode einen Calculum in Logicis und auch ich will vor der Hand diese Benennung mit ihm brauchen, ob ich gleich etwas dagegen einzutwenden habe: Diese Einwendung aber, nebst den übrigen, die mir bey dem Durchlesen dieser Schrift eingefallen sind, will ich Ihnen in einem der folgenden Briefe vorlegen. Dismal will ich mich blos bemühen, Ihnen einen vollständigen Auszug einer Brochure, die vielleicht niemals unter Ihre Augen kommen wird; und doch erheblich genug ist, mitzutheilen. Wenn ich Schriftsteller vor mir habe, die selbst verdienen gehört zu werden: so verwandle ich  
meine

meine Erzählung gerne ins Drama; ich lasse die Personen reden und verstecke den Dichter. Herr Ploucquets Schrift hat eigentlich drey Abschnitte, ob sie gleich nicht ausdrücklich angezeigt sind. Der erste enthält vorläufige Betrachtungen über die Natur des Calculs, über die Bemühungen der Gelehrten diesen Calcul zu einer allgemeinen Sprache zu erheben und über die Möglichkeit diesen Endzweck zu erreichen. Der andere Abschnitt trägt nach meinem Urtheil die Theorie vor, welche Herr Ploucquet zu seinem Calcul voraus zu setzen nöthig gehabt: und der letzte zeigt die Beschaffenheit und Anwendung des Ploucquetschen Calculs. Ich fange meinen Auszug vom ersten Abschnitte an.

Der Calcul (ich will einmal dieses Wort im Deutschen doch nur hier-unter uns beybehalten,) ist im allgemeinsten Verstande genommen, eine Methode nach unveränderlichen Regeln das Unbekannte aus dem Bekannten zu bestimmen. — Die Verschiedenheit der Gegenstände erfordert zu einem solchen Zwecke verschiedene Methoden, und  
daher

daher giebt es unendlich vielerley Calcul; Zahlen, geometrische Grössen, Kräfte und Grade, bloß logische Objecte, und solche, wo Kräfte mit Ausdehnung verbunden vorkommen, erfordern jedes seine eigene Art von Calcul. (Die Anmerkungen wodurch Herr S. dieses bestätigt, sind an und für sich richtig; aber ob sie das beweisen, was er damit beweisen will, wird aus den folgenden Briefen erhellen.)

Der Beschluß folgt künftig.

---



# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

V. Den 2. Februar 1764.

---

## Beschluß des zweyhundert und acht und sechzigsten Briefes.

Die Kräfte der Substanzen lassen sich nicht durch Grössen ausdrücken, deren Form mit der Form der Grade nicht einerley ist. Niemals stärkt das Anhäufen mehrerer Grade den Grad selbst, so wenig als lauliches Wasser in laulichen Wasser gegossen einen größern Grad der Wärme beyim Wasser hervorbringt. Ein Verstand, der eine gewisse Wahrheit nicht einsieht, zu einem andern Verstande gesetzt, der eben diese Wahrheit nicht einsieht, bringt keinen Verstand heraus, der nun die Einsicht von dieser Wahrheit hat.

Siebenzehnter Theil.

Ⓔ

Das

Das Verhältniß zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes bey dem nämlichen Subjekte, läßt sich also ebenfalls nicht durch Zahlen oder Linien ausdrücken. Ein Mensch, der jetzt sechs Schlüsse übersehen könnte, in der nämlichen Zeit, in der er sonst nur zweene übersehen hat; dieser Mensch kan deswegen nicht sagen, daß die Kraft seines Verstandes nun dreyimal größer geworden sey. Die Menge der Objecte ist nun dreyimal vermehret, aber nicht die Kraft selbst. Eine dreymalige Kraft wäre eine und abermal eine, und noch einmal eine Kraft, das heißt, so etwas, das dreyimal genommen, sechs Syllogismen nicht einläßt. (Erinnern sie mich, wenn ich es vergessen sollte, diese Stelle zu berühren.)

Daher giebt es keinen Calculum universale den man zum Vortrag der Methoden, wornach Sachen gegen Sachen gehalten werden, gebrauchen könnte, und eine Characteristica universalis gehört zu den Träumen vortreflicher Köpfe. Wolte man nur die allgemeinsten Hauptstücke einer jeden Disciplin zu diesem Calcul ziehen: so

hießt

hiesse dieses zwar einen Theil der Ontologie vor-  
tragen: aber wo ist der versprochene Nutzen die-  
ses Calculs?

Noch mehr: Erst nach dem Verständnisse der  
Sache selbst gelangt man zu einem Calcul dar-  
über. Was würde also nicht ein Calculus uni-  
versalis voraus setzen? Für Menschen ist er ge-  
wiß nicht.

Man wird hieraus die Bemühungen einiger  
Gelehrten, die nach diesem Stücke, wie nach  
dem Steine der Weisen gesucht haben, beurthei-  
len können.

Herr P. giebt Nachricht von einigen Versuchen  
in diesem Fache; von Leibnizens Embryonenge-  
danken über eine allgemeine Sprache oder auch  
Specieuse generale, und von Bilfingers Ur-  
theile darüber, woraus ich Ihnen nur anmercke,  
daß Bilfinger den Calcul erklärt habe, als  
Methodum substituendi characteres æquipol-  
lentes. Wolf hat nichts neues zu dieser Materie  
hinzugesetzt: denn Lehrsätze der Philosophie, in  
mathematische Redensarten eingekleidet, vortragen,

setzt den Leser vielmehr zurück, als daß es ihn fördern sollte. Wenn man z. E. die Grösse des Verstandes aus der Menge der erkannten Objecte und aus dem Grade der Deutlichkeit dividirt durch die Zeit bestimmte und dieses so ausdrückte:

$$J : i = \frac{M D \cdot m d}{t \cdot T}$$

was wäre man dadurch gefördert? (Hier will ich meine Anmerkung sicher im Verfolge nicht weglassen.)

Man behaupte also immerhin und zwar mit Grunde, daß bisher ausserhalb der Mathematik gar nichts dem Calcul unterworfen gewesen sey: man müsse denn die Benennung der Weisen bey jeder Schluß-Gattung sehr freigebig und gewiß mit Unrecht mit dem Namen eines Calculs belegen.

Herr P. fällt hierauf sein Urtheil von den angeführten Bemühungen der Gelehrten, den Calcul auch auf andere Sachen auszudehnen, und Leibniz steht, wie Sie leicht denken können, wieder vorne an. Dieser hatte den Einfall gehabt;  
auch

auch unsre arithmetische Zeichen bedürfen einer Verbesserung: er hatte gewünscht, solche Zeichen zu haben, wodurch nothwendig erhelle, z. E. daß  $5 + 3$  gleich sey 8. Unser V. prüft diesen Einfall sehr scharfsinnig; und der Ausschlag davon ist, daß das allzueinfache bey den Zeichen zu viel Weitläufigkeit im Verfahren selbst veranlasse. (Mir ist hier noch die Rechnung mit dem Wagebalken befallen. Es ist klar, daß wenn auf der einen Seite die Gewichte 5 und 3 angehängt werden: die andre Seite zum Gleichgewichte die Summe von jenen beyden erfordere, und diese Summe eben durch die Erlangung des Gleichgewichtes erlernt werde. Aus den gegebenen Gewichten wird also die andre intuitiv erkannt. Sollte es nicht möglich seyn, solche Zeichen, bey der Eintheilung des Wagebalkens anzubringen, die nothwendig die gegenseitigen Grössen zum erforderlichen Gleichgewichte anzeigen?)

Herr P. meynt übrigens, daß wir alle Ursache haben, nebst ihm mit unsern arithmetischen Zeichen zufrieden zu seyn. Doch will er von der-

gleichen Untersuchungen niemand abschöpfen: Denn wenn man immer so gedacht hätte, würden wir nicht einmal das, was wir jetzt besitzen, haben.

Zu dem, was der Verf. schon oben gegen den Calculus universalis gesagt hat, setzt er noch folgendes: Nicht bey jedem Calcul kommt es darauf an, Gleiches an die Statt des Gleichen zu setzen. So wenn man auf die Entwicklungen der Geister und auf die Geseze, wornach sie geschehen, sein Augenmerk richtete: so begreife ich nicht, wie dort Gleiches Gleichen könnte untergeschoben werden: so wenig, als bey den verschiedenen Aesten einer krummen Linie, die geometrisch, nicht algebraisch ausgedrückt wird. (Herr D. bedeyt nicht, daß in der Mathematik wenigstens, um hier noch nicht mehr gegen ihn zu sagen, der Calcul eben darin bestehe, daß man durch willführliche Zeichen nach nothwendigen Regeln zusammen gesetzt, eine Grösse ausdrücke; daß folglich solche Aeste einer krummen Linie, wenn es Calcul seyn soll, algebraisch müssen ausgedrückt werden,

werden, und daß alsdann der algebraische Ausdruck wenigstens mit dem Zero könne gleich gestellt werden.)

Endlich meynt er, giebt es auch keinen Calculus universalis aus dem Grunde, weil bey willführlichen Zeichen, und die sind sie bey dem Calcul alle, eines aus dem andern nicht so fließet, wie ein Zustand der Sache aus dem andern.

Man könnte einen Unterschied machen zwischen realiter calculiren, und characteristice calculiren. So wenn jemand die Natur des Feuers und einer Materie, die darin zu verhandeln wäre, genau kennete: so würde er durch einen Calculus realis alles eben so dabey heraus bringen, wie man geometrisch eine vierte Linie zum Ebenverhältnis findet. Hier finde ich die Quelle zu Herr P. Gedanken über den Calcul. Sie soll sich nicht wieder vor mir verlieren.)

Hingegen abstrahiret ein Calcul, wohey Zeichen gebraucht werden, von den Eigenschaften der Dinge und den Wahrheiten in ihrem Gegenstande betrachtet. So ist nun, setzt der V. endlich dazu,

Es ist der logische Calcul beschaffen, den ich hier vortrage. Er bedient sich keiner andern Zeichen, als deren für das Einerley und Verschiedene; dabey aber ist er so fruchtbar, daß er die Schlüsse und deren Anfertigungen auf die leichteste Art erfindet und ihre Nichtigkeit erweist; auch keine Fehler zuläßt, ausser durch die Unachtsamkeit des Rechnenden, diese Fehler aber zugleich mit ihrer Quelle entdeckt. Man braucht dazu weder die Schlußgattungen, noch die Weisen jede dererselben zu kennen: sondern man erfindet und beweiset gerade zu hin durch eine und eben dieselbe Verrichtung.

So weit geht Herr P. Einleitung. Nun folgt der zweyte Theil seiner Schrift: die Theorie seines Calculs.

Er schickt einige Erklärungen voraus; die er für nothwendig zur Verständlichkeit seiner Theorie hält, und davon ich diejenigen hieher setzen will, die mir als die unentbehrlichsten zum Verständnis seiner Redensarten vorkommen. Mein Brief wird immer trockener, ich fühle es. Aber die  
Logik



Logik hat überhaupt wenig Fleisch und noch weniger Farben.

1) Wo ist wol das Besondre anzutreffen? da unstreitig, wo von einem Theile oder von Theilen, nur nicht von allen, die Rede ist. Wird die Beyfügung des übrigen weder verworfen noch angenommen: so nennt man es comprehensiv; wird sie gänzlich untersagt: so nennt man es exclusiv.

2) Ein Subjekt und ein Prädikat als ganz einerley sich vorstellen, heißt etwas bejahen; so wie verneinen heißt, die Verschiedenheit des Subjekts mit dem Prädikate fassen.

3) Stückweise wird etwas von allem prædicirt, sobald es auf den Theil und abermal den Theil und wieder den Theil und so durchhin gehet; im Ganzen zusammen genommen aber, wenn man nicht auf jedes Stück insbesondere Achtung giebt, sondern nur das Ganze sich vorstellt. Daher, wenn das erste Statt findet: ist es alsdann ein allgemeiner Satz. Der besondre Satz

hat dieses, daß das prædiciren nicht auf alle Theile des Allen durchhin gehet.

4) Das Umkehren eines Satzes heißt die Ver-  
wechselung des Subjekts mit dem Prädikat.

Ausser diesen Erklärungen kommt es nun auf  
den folgenden Hauptsatz der ganzen Theorie an:

„Jeder bejahende Satz ist nichts anders als  
„die Fassung eines einzigen Begriffes, der erst  
„durch zween dem Scheine nach verschiedene  
„angedeutet worden.“

Ich werde diesen Satz nebst den Erläuterungen  
desselben in der Folge prüfen. Lassen Sie mich  
jetzt zum dritten Theil oder zur Beschreibung des  
Calculus selbst fort eilen. Lernen Sie erst die nö-  
thige Zeichen dazu kennen.

1) Die Allgemeinheit wird durch grosse Buchsta-  
ben: das Besondre durch die kleinen angezeigt. Bey  
einzelnen Beyspielen kan man den Anfangs-Buchsta-  
ben jedes Wortes anstatt des ganzen Wortes setzen.

2) Die Bejahung wird durch das unmittelbare  
Aneinandersetzen zweyer Buchstaben, deren der  
eine das Subjekt, der andere das Prädikat nen-  
net,

net, angedeutet. Bey der Verneinung aber setzt man das Zeichen ( $\triangleright$ ) zwischen die Buchstaben.

3) Mehrere Buchstaben aneinander deuten an, daß immer der nachfolgende vom vorhergehenden bejahet werden könne.

4) Wenn zwischen einem solchen Haufen sich berührender Buchstaben, und einem andern dergleichen das Zeichen  $\triangleright$  steht: so heißt es, daß der erste Buchstabe der einen Seite, der seine bejahende Prädikate bey sich hat, von dem ersten Buchstaben der andern Seite, der auch seine Bejahungen neben sich hat, verneinet werde. Z. E.  $a \triangleright de$ , hier wird eigentlich  $d$ , dem  $e$  zukommt, vom  $a$  verneinet, dem  $b$  nebst seinem  $c$  zukommt.

5) Das vollkommene Lesen dieser Charaktere erfordert, daß man einmal wisse, bejahende Sätze können umgekehrt werden, wie man nur will, wofern man nur Sorge trage, das distributive Zeichen, (einiges) im Falle eines Zweifels vorzusetzen: hernach, daß durch eben dieses Versehen

Versetzen mehrere Sätze erhalten werden, so wie mehre Aussprüche geschehen, wenn in dem angeführten Beyspiel  $abc \supset de$  eins nach dem andern entwickelt wird, als  $a \supset d$ ,  $a \supset e$ ,  $b \supset d$ ,  $b \supset e$ ,  $c \supset d$ ,  $c \supset e$ ; endlich daß in den Exempeln  $a \supset b \supset c$ , nicht müsse geschlossen werden, daß auch  $a \supset c$ . Nun folgt die Rechnung selbst.

Die erste Regel steht S. 48. (wenn ich dieses sage: so sage ich es meiner Vermuthung und besten Einsicht nach: denn ich versichere Sie, daß ich aus der Schrift des B. die nicht gehörig abgetheilet ist, gewaltig herausflauben muß.)

Diese erste Regel, also wenn bey zweyerley bejahenden Sätzen irgend ein gemeinschaftlicher Ausdruck Statt findet; so fließen sie beyde in einander. Z. E.

$$ab \quad + \quad ca$$

Das Zeichen (+) braucht hier der B. um das abgesonderte der beyden Sätze anzudeuten. Wegen des gemeinschaftlichen  $a$  wird aus ihnen  $abc$ .

Die

Die zweite Regel: wenn von einer Sache etwas verneinet wird, und von diesem etwas wieder ein anders, das letztere enthält aber etwas mit dem erstern gemeinschaftliches: so fließen die beyden äussersten in einander, und das mitlere wird davon verneinet. Z. E.

$$a b > c > d e b$$

Daraus wird  $a b d e > c$  :

Die dritte Regel: wenn bey zween abgesonderten bejahenden Sätzen, die nichts gemein haben, ein Ausdruck des einen Satzes von einem Ausdrucke des andern Satzes nach Belieben bejahet oder verneinet wird; so schmelzen dadurch die beyden Sätze in einander und man kan daraus Wahrheiten oder Fretümer entdecken. Z. E.

$$a b \quad + \quad c d$$

Man nehme an  $a d$ : so entsteht  $a b c d$  nach allen Verletzungen; und man wird bald finden, ob man habe annehmen dürfen  $a d$ .

Die vierte Regel: wenn bey abgesonderten Sätzen ein Ausdruck bey dem einen vorkommt, der unter einem Ausdruck des andern begriffen ist:

so schmelzen sie zusammen und kan nachher gleiches von ihnen bejahet oder verneinet werden. Z. E.

$$Ab + C \supset D + Ac$$

Nach einer vorhergehenden Regel wird aus dem ersten und letzten Satze.  $Abc$ , nun wird  $D$  dem  $C$  abgesprochen, also auch dem  $c$ : folglich entsteht aus den vier Sätzen:  $Abc \supset D$ .

Nach dieser Methode zeigt nun Herr P. auch die Schlußreden zu erfinden, wozu er folgende Grundregel vorausschickt.

„Denjenigen Satz, darin das Mittelwort  
 „der Schlußrede allgemein genommen wird,  
 „setze man zuerst, den andern zunächst so, daß  
 „das Mittelwort in die Mitte zu stehen komme,  
 „hernach wird das Mittelwort ausgestrichen,  
 „und der Schlußsatz zeigt sich. Z. E.

$$\begin{array}{c} Mp \\ S \supset M \end{array}$$

$$S \supset Mp \text{ oder } S \supset p$$

Bei diesem Exempel macht Herr P. folgende Note. Sonst fordert man, daß in der ersten Figur der Untersatz bejahend seyn solle: aber man  
 sieht

sieht wol, daß er nichts desto weniger, wofern anders rechtmäßig daraus geschlossen wird, und dem Subjekte und Prädikate jeden sein Zeichen der Quantität vorgesetzt wird, verneinend seyn könne. Diese Methode lehrt sich weder an Figuren noch Abänderungen dieser Figuren; sondern sie setzt ihre Vordersätze nach Belieben hin, und lehrt daraus den nothwendigen Schlusssatz finden und erweisen.

Die übrigen Beispiele (und der B. hat deren für funfzehn Nummern in allem, die Soritten nicht mitgerechnet, angebracht;) müssen Sie mir erlauben wegzulassen.

Am Ende zieht Herr P. noch Folgerungen aus seiner Methode.

1. Alle bejahende Schlüsse kommen endlich auf einen Begriff hinaus.
2. Alle verneinende auf zween von einander verschiedene.
3. Aus gegebenen Vordersätzen muß nothwendig ein Schlusssatz aber nur einer folgen:

4. Alle

4. Alle Schlüsse sind gleich natürlich, das Mittelwort mag stehen wie es will.

5. Der Calculverständige faßt gleich in den Vorderfällen den Schlußsatz einsehen:

6. Sonst unwissende kan man nach diesem Calcul richtig im Schliessen verfahren lehren.

Man braucht endlich um die Fehler zu vermeiden, nur die Regel zu merken: Subjekt und Prädikat müssen im Schlußsatze die nämlichen in Absicht auf die Quantität seyn, wie in den Vorderfällen.

Hier haben Sie nun so kurz und so deutlich, als es mir möglich gewesen ist, den trockenen Auszug aus einer sehr trockenen Schrift über eine außerordentlich trockene Materie. Der nächste Brief fängt mit meinen Anmerkungen darüber an. Wenn Sie iher aber entübriget seyn können: so wünschen Sie nur.

B.



# B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 9. Februar 1764.

---

## Zweyhundert und neun und sechs- zigster Brief.

Aus ihrem Stillchweigen schliesse ich, daß sie unter dem Schicksal, sich mit der Logik unterhalten zu lassen, gerne erliegen. So hören Sie meine Anmerkungen über Herrn Ploucquets Schrift!

Sollen wir Hr. P. Erklärung von *Calcul* gelten lassen? Der Himmel beware uns für Wortstreit! Ich will also vorerst nur dieses sagen. Bisher hat man den *Calcul* allezeit auf gewisse Methoden, mit Größen, oder Quantitäten umzugehen, eingeschränkt. Und so lange war er nichts anders, als die Methode, willkürliche Zeichen der Größen, nach ihren möglichen Verbindungen, beständigen Regeln zufolge, zu Erfindung des Unbekannten, ab-

Siebenzehnter Theil

S

juhu

zuändern. Nun wäre bloß die Frage; ob man Methoden, nach welchen bey Qualitäten eben so verfahren würde, ebenfalls den Namen *Calcul* beylegen wolte?

Meinetwegen mag dieses immerhin geschehen; und sie mögen daraus erkennen, wie billig ich bin.

Bis zur Entscheidung der Frage, ist Hr. P. Begriff über den *Calcul* von dem meinigen in diesen beyden Stücken verschieden.

1) Sein Begriff deutet bey mir die Erfindungskunst an: von welcher ich den *Calcul* als eine sehr untergeordnete Gattung ansehe.

2) Ich rechne zum *Calcul*, daß Quantitäten (bloß, nicht Qualitäten) durch Zeichen ausgedrückt werden. Er aber nennt dieses letztere *Calculus characteristicum*, dem er den *realem* entgegen setzt. Ich habe vor der Hand noch den eingeführten Sprachgebrauch für mich; Hr. P. mag sehen, wie er diesen zu seinem Vortheil besticht.

Doch aber sehe ich, daß man nicht so ganz ungestraft Begriffe ändert.

Herr

Herr P. Idee verleitet ihn anzunehmen, daß es einen ~~neuen~~ Calcul für Zahlen, einen eigenen für geometrische Größen u. s. w. gebe. Welche Verwirrung!

Jede GröÙe, wenn ich mir sie in gleichartige Theile zerlegt, vorstelle; einen solchen Theil als den Stammbegrif annehme und Achtung gebe; wie ofte ich den nämlichen Begrif bey mir wiederholen muß, um die Vorstellung der GröÙe selbst zu haben; jede solche GröÙe heißt alsdann gezählt. Die Zeichen, womit ich die Wiederholung des Stammbegriffes andeute, nennt man Zahlen. Diese Zahlen aber sind keinesweges eine eigene Gattung von GröÙen, die ihre eigene Rechnungsmethode erfordert.

Herr P. mag sich ja nicht darauf berufen, daß multipliciren in der Geometrie ganz was anders sey als in der Arithmetik. Darin hat er Recht, daß der gewöhnlich angenommene Begrif in diesen Theile etwas abgeschmacktes in jener sagen würde. Aber wer heißt ihn auch den gewöhnlich arithme-

tiſchen Begriff des multiplicirens für den wahren Begriff anſehen?

Bei dem bisher bekannten Calcul kommen, ſo viel ich einſehe, nur die vier Aufgaben vor:

1) Zu gegebenen Gröſſen einen gleich bedeutenden Ausdruck zu finden.

2) Zu zweyen ungleichen Gröſſen das zu finden, was ſie gleich macht.

3) Zu drey gegebenen Gröſſen eine vierte im Ebenverhältniß zu finden.

4) Polynomische Gröſſen in zuſammengeſetzte Verhältniſſe zu wickeln oder aus denenſelben herauszuwickeln.

Dieſe ſind die bey den Gröſſen uns bisher angewenden möglich gewordene Veränderungen um etwas zu erfinden. Dieſe Begriffe ſind allenthalben die nämliche, und die Methoden, durch Zeichen dabey zu verfahren, machen die Algebra aus, oder den Calcul.

Wenn man dieſe Begriffe in der Arithmetik abgeändert hat, weil ſie dort bey einzelnen Fällen einen ſolchen Zuſatz litten: ſo macht dieſes nichts beſonders

besonders in den Methoden. Bringt man sie aber mit diesem Zusatze an die Stelle des allgemeinen Begriffes: so verfährt man wie ein Rechenmeister, der an Statt das Einmaleins seinen Schülern in Kopf zu bringen, sich aufs Beweisen einläßt, davon er nichts versteht. Aber die Darstellung einer vierten Proportional-Linie ist ja ganz verschieden von dem Ausdrücke derselben in einer Zahl? Was will Herr P. damit? So ist es ja auch zweyerley, eine Summe Geldes schreiben und in den Münzsorten sie auf den Tisch legen.

Daß sich aber die Kräfte der Substanzen bis jetzt noch unter diesen Calcul nicht haben bringen lassen, rührt wol nicht daher, wie Hr. P. meynt, weil sie sich nicht durch Grössen ausdrücken lassen, deren Form von der Form der Grade verschieden ist. Denn wie gesagt, die Zahlen haben keine eigene Form. Sie sind die Zeichen zergliederter und in ihrer Zergliederung aufmerksam gedachter Grössen; keinesweges aber selbst Grössen. Es muß also bey den Kräften der Substanzen, (deren Wirkung sich nicht in ähnlichen Theilen

einer bey dem andern darleget, mit andern Worten, die kein extensum aus darstellen,) es muß also bey diesen Kräften die Schwierigkeit des Rechnens auf der Schwierigkeit des Zergliederns beruhen; und zwar einzig und allein darauf.

Denn was die angeführten Hauptbegriffe der Veränderungen mit den Grössen betrifft: so müßten sie sich wol auch in diesen Kräften der Substanzen recht gut schicken. Man könnte sehr wol die vier obengenannte Aufgaben ansetzen. Aber es ist, vielleicht für den Menschen unübersteiglich schwer, den ersten Stammbegriff zum Zählen dabey festzusetzen, und dann die Wiederholung dabey anzustellen, so daß er dabey gewiß wäre, er wiederhole noch den nämlichen Stammbegriff, und werde dadurch endlich die Grösse erschöpfen.

Da nun bey Verhältnissen ohne eine solche Wiederholung nichts anzufangen: der Schwierigkeiten in richtiger Bestimmung derer an solchen Graden der Kräfte in Gegenrichtung befindlicher, das ist, positiver und negativer Grössen, nicht zu erwähnen:

ermähnen: so hat bis jetzt dieser Calcul bey Substanzen nicht angebracht werden können.

Dieser Calcul sagte ich eben; ich meyne wo man endlich im Stande ist, nachdem man die Beziehungen der Grössen durch allgemeine Zeichen angedeutet, alles in der vollständigsten Deutlichkeit des Zergliederns zu übersehen. Und in so fern läßt sich freylich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes eines und eben desselben Subjektes nicht durch Zahlen ausdrücken. In Einnen es zu thun, dürfte niemand leicht einfallen. Dies hindert aber keinesweges, dergleichen Verhältnisse anzudeuten. Man veranlaßt wenigstens dadurch den Begriff der Beziehung solcher Grössen gegen einander, und einer gewissen obgleich sehr verwirrten Art sie gegen einander zu halten; ja sehr öfte wird man eine Art von Erleichterung zur Einsicht in ihre Natur dadurch erhalten,

Dergleichen Bemühungen sind also auch nicht gänzlich zu verwerfen; wenn sie nur mit Anwendung der wahren mathematischen Begriffe gesche-

hem. Aber freylich wie in dem Beyspiele, daß Herr P. giebt, pflegen diese meistens irrig angebracht zu werden. Denn betrachten Sie einmal dieses Beyspiel: ein Verstand gegen den andern gehalten, sollte sich aus der Zeit, dem Grade der Deutlichkeit und der Menge der gefassten Objekte bestimmen lassen.

Merken Sie, worauf es bey einer solchen Bestimmung ankömmt. 1) Nicht auf die Deutlichkeit in der Zergliederung oder auf's Zählen; dieses können wir vorjezt noch nicht schaffen, 2) sondern auf ein sichres bloß angezeigtes Verhältniß. Dies muß sich allemal finden; folglich auch allgemein anzeigen lassen. Daher dann, woferne 3) die Zusammensetzung des Verhältnisses vollständig ist: eine sehr klare Idee (obgleich keine deutliche) von der Grösse des Verstandes entsteht. Man würde also nicht ohne Nutzen setzen:

$$J : i = \left\{ \begin{array}{l} M : m \\ D : d \\ T : t \end{array} \right.$$

Oder



Oder wenn der Verstand J die Gegenstände M, mit der Deutlichkeit D, in einer Zeit t, i aber die Gegenstände m, mit der Deutlichkeit d, in der Zeit T begreifen kan, so ist  $J : i = M D T : m d t$ . Wer heißt aber die Formel so anordnen?

$$J : i = \frac{M D}{t} : \frac{m d}{T},$$

wobey der einfältige Schulmeister Begriff des dividirens in seiner vollen Verwirrung ange-

bracht ist. Denn  $\frac{M D}{t}$  oder die Menge der

Objekte und der Grad der Deutlichkeit dividirt

durch die Zeit heißt,  $t : i = M D : \frac{M D}{t}$  oder wie

sich eine kleine Zeit zur Einheit oder auch zur Menge der Sachen verhält, so verhält sich u. s. w. welches hier so viel ist als nonsense.

Eine Sammlung von Begriffen auf diese Art mathematisch ausgedrückt, wobey das zusammen gesetzte Verhältnis recht vollständig und genau gefunden und angegeben wäre: würde so unnütze nicht seyn. Ich könnte an einigen Beyspielen zei-

4. Alle Schlüsse sind gleich natürlich; das Mittelwort mag stehen wie es will.

5. Der Calculverständige kan gleich in den Vorder-  
versätzen den Schlußsatz einsehen:

6. Sonst unwissende kan man nach diesem Calcul richtig im Schliessen verfahren lehren.

Man braucht endlich um die Fehler zu vermeiden, nur die Regel zu merken: Subjekt und Prädikat müssen im Schlußsatz die nämlichen in Absicht auf die Quantität seyn, wie in den Vorder-  
sätzen.

Hier haben Sie nun so kurz und so deutlich, als es mir möglich gewesen ist, den trockenen Auszug aus einer sehr trockenen Schrift über eine ausserordentlich trockene Materie. Der nächste Brief fängt mit meinen Anmerkungen darüber an. Wenn Sie iher aber entübriget seyn können: so winken Sie nur.

B.

# B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 9. Februar 1764.

---

## Zweyhundert und neun und sechs- zigster Brief.

Aus ihrem Stillchweigen schliesse ich, daß sie unter dem Schicksal, sich mit der Logik unterhalten zu lassen, gerne erliegen. So hören Sie meine Anmerkungen über Herrn Ploucquets Schrift!

Sollen wir Hr. P. Erklärung von *Calcul* gelten lassen? Der Himmel beware uns für Wortstreit! Ich will also vorerst nur dieses sagen. Bisher hat man den *Calcul* allezeit auf gewisse Methoden, mit Größen, oder Quantitäten umzugehen, eingeschränkt. Und so lange war er nichts anders, als die Methode, willkührliche Zeichen der Größen, nach ihren möglichen Verbindungen, beständigen Regeln zufolge, zu Erfindung des Unbekannten, ab:

Siebenzehnter Theil

S

juun

zu ändern. Nun wäre bloß die Frage; ob man Methoden, nach welchen bey Qualitäten eben so verfahren würde, ebenfalls den Namen *Calcul* beylegen wolte?

Meinetwegen mag dieses immerhin geschehen; und sie mögen daraus erkennen, wie billig ich bin.

Bis zur Entscheidung der Frage, ist Hr. P. Begriff über den *Calcul* von dem meinigen in diesen beyden Stücken verschieden.

1) Sein Begriff deutet bey mir die Erfindungskunst an: von welcher ich den *Calcul* als eine sehr untergeordnete Gattung ansehe.

2) Ich rechne zum *Calcul*, daß Quantitäten (bloß, nicht Qualitäten) durch Zeichen ausgedrückt werden. Er aber nennt dieses letztere *Calculus characteristicum*, dem er den *realem* entgegen setzt. Ich habe vor der Hand noch den eingeführten Sprachgebrauch für mich; Hr. P. mag sehen, wie er diesen zu seinem Vortheil besticht.

Doch aber sehe ich, daß man nicht so ganz ungestraft Begriffe ändert.

Herr

Herr P. Idee verleitet ihn anzunehmen, daß es einen ~~neuen~~ Calcul für Zahlen, einen eigenen für geometrische Grössen u. s. w. gebe. Welche Verwirrung!

Jede Grösse, wenn ich mir sie in gleichartige Theile zerlegt, vorstelle; einen solchen Theil als den Stammbegrif annehme und Achtung gebe; wie ofte ich den nämlichen Begriff bey mir wiederholen muß, um die Vorstellung der Grösse selbst zu haben; jede solche Grösse heisst alsdann gezählt. Die Zeichen, womit ich die Wiederholung des Stammbegriffes andeute, nennt man Zahlen. Diese Zahlen aber sind keinesweges eine eigene Gattung von Grössen, die ihre eigene Rechnungsmethode erforderte.

Herr P. mag sich ja nicht darauf berufen, daß multipliciren in der Geometrie ganz was anders sey als in der Arithmetie. Darin hat er Recht, daß der gewöhnlich angenommene Begriff in diesen Theile etwas abgeschmacktes in jener sagen würde. Aber wer heisst ihn auch den gewöhnlich arithme-

tischen Begriff des multiplicirens für den wahren Begriff ansehen?

Bei dem bisher bekannten Calcul kommen, so viel ich einsehe, nur die vier Aufgaben vor:

1) Zu gegebenen Größen einen gleich bedeutenden Ausdruck zu finden.

2) Zu zweyen ungleichen Größen das zu finden, was sie gleich macht.

3) Zu drey gegebenen Größen eine vierte im Ebenverhältniß zu finden.

4) Polynomische Größen in zusammengesetzte Verhältnisse zu wickeln oder aus denselben herauszuwickeln.

Dies sind die bey den Größen uns bisher anzubringen möglich gewordene Veränderungen und etwas zu erfinden. Diese Begriffe sind allenthalben die nämliche, und die Methoden, durch Zeichen dabey zu verfahren, machen die Algebra aus, oder den Calcul.

Wenn man diese Begriffe in der Arithmetik abgeändert hat, weil sie dort bey einzelnen Fällen einen solchen Zusatz litten: so macht dieses nichts besonders

besonders in den Methoden. Bringt man sie aber mit diesem Zusatze an die Stelle des allgemeinen Begriffes: so verfährt man wie ein Rechenmeister, der an Statt das Einmaleins seinen Schülern in Kopf zu bringen, sich aufs Beweisen einläßt, davon er nichts versteht. Aber die Darstellung einer vierten Proportional-Linie ist ja ganz verschieden von dem Ausdrücke derselben in einer Zahl? Was will Herr P. damit? So ist es ja auch zweyerley, eine Summe Geldes schreiben und in den Münzsorten sie auf den Tisch legen.

Daß sich aber die Kräfte der Substanzen bis jezt noch unter diesen Calcul nicht haben bringen lassen, rührt wol nicht daher, wie Hr. P. meynt, weil sie sich nicht durch Grössen ausdrücken lassen, deren Form von der Form der Grade verschieden ist. Denn wie gesagt, die Zahlen haben keine eigene Form. Sie sind die Zeichen zergliederter und in ihrer Zergliederung aufmerksam gedachter Grössen; keinesweges aber selbst Grössen. Es muß also bey den Kräften der Substanzen, (deren Wirkung sich nicht in ähnlichen Theilen

einer bey dem andern darleget, mit andern Worten, die kein extensum uns darstellen,) es muß also bey diesen Kräften die Schwierigkeit des Rechnens auf der Schwierigkeit des Vergleichen beruhen; und zwar einzig und allein darauf.

Denn was die angeführten Hauptbegriffe der Veränderungen mit den Grössen betrifft: so müssen sie sich wol auch in diesen Kräften der Substanzen recht gut schicken. Man könnte sehr wol die vier obengenannte Aufgaben ansetzen. Aber es ist, vielleicht für den Menschen unübersteiglich schwer, den ersten Stammbegriff zum Zählen dabey festzusetzen, und dann die Wiederholung dabey anzustellen, so daß er dabey gewiß wäre, er wiederhole noch den nämlichen Stammbegriff, und werde dadurch endlich die Grösse erschöpfen.

Da nun bey Verhältnissen ohne eine solche Wiederholung nichts anzufangen: der Schwierigkeiten in richtiger Bestimmung derer an solchen Graden der Kräfte in Gegenrichtung befindlicher, das ist, positiver und negativer Grössen, nicht zu erwähnen:



erwähnen: so hat bis jetzt dieser Calcul bey Substanzen nicht angebracht werden können.

Dieser Calcul sagte ich eben; ich meyne wo man endlich im Stande ist, nachdem man die Beziehungen der Grössen durch allgemeine Zeichen angedeutet, alles in der vollständigsten Deutlichkeit des Zergliederns zu übersehen. Und in so fernne läßt sich freylich das Verhältnis zwischen den verschiedenen Graden des Verstandes eines und eben desselben Subjektes nicht durch Zahlen ausdrücken. Ja Einien es zu thun, dürfte niemand leicht einfallen. Dis hindert aber keinesweges, dergleichen Verhältnisse anzudeuten. Man veranlaßt wenigstens dadurch den Begriff der Beziehung solcher Grössen gegen einander, und einer gewissen obgleich sehr verwirrten Art sie gegen einander zu halten; ja sehr ofte wird man eine Art von Erleichterung zur Einsicht in ihre Natur dadurch erhalten,

Dergleichen Bemühungen sind also auch nicht gänzlich zu verwerfen; wenn sie nur mit Anwendung der wahren mathematischen Begriffe gesche-

hen. Aber freylich wie in dem Beyspiele, das Herr P. giebt, pflegen diese meistens irrig angebracht zu werden. Denn betrachten Sie einmal dieses Beyspiel: ein Verstand gegen den andern gehalten, sollte sich aus der Zeit, dem Grade der Deutlichkeit und der Menge der gefassten Objekte bestimmen lassen.

Merken Sie, worauf es bey einer solchen Bestimmung ankommt. 1) Nicht auf die Deutlichkeit in der Zergliederung oder auf's Zählen: dieses können wir vorjetzt noch nicht schaffen, 2) sondern auf ein sichres bloß angezeigtes Verhältniß. Dies muß sich allemal finden; folglich auch allgemein anzeigen lassen. Daher dann, wofern 3) die Zusammensetzung des Verhältnisses vollständig ist: eine sehr klare Idee (obgleich keine deutliche) von der Grösse des Verstandes entsteht. Man würde also nicht ohne Nutzen setzen:

$$J : i = \begin{cases} M : m \\ D : d \\ T : t \end{cases}$$

Oder

Oder wenn der Verstand J die Gegenstände M, mit der Deutlichkeit D, in einer Zeit t, i aber die Gegenstände m, mit der Deutlichkeit d, in der Zeit T begreifen kan, so ist  $J : i = M D T : m d t$ . Wer heist aber die Formel so anordnen?

$$J : i = \frac{M D}{t} : \frac{m d}{T},$$

wobey der einfältige Schulmeister Begriff des dividirens in seiner vollen Verwirrung ange-

bracht ist. Denn  $\frac{M D}{t}$  oder die Menge der

Objekte und der Grad der Deutlichkeit dividirt

durch die Zeit heist,  $t : i = M D : \frac{M D}{t}$  oder wie

sich eine kleine Zeit zur Einheit oder auch zur Menge der Sachen verhält, so verhält sich u. s. w. welches hier so viel ist als nonsense.

Eine Sammlung von Begriffen auf diese Art mathematisch ausgedrückt, wobey das zusammen gesetzte Verhältnis recht vollständig und genau gefunden und angegeben wäre: würde so unnütze nicht seyn. Ich könnte an einigen Beyspielen zei-

gen, wie viel jemand, der sie nach Art der unbestimmten Aufgaben durchliese, dabey auf einmal überschauen könnte. Allein, die würde mich hier zu weit ableiten.

Lassen Sie uns vielmehr von dem Calcul der Qualitäten schwätzen; denn dieser ist es eigentlich, welchen Leibniz hat erfinden wollen. Es kommt dabey nicht auf Begriffe von Grössen an. Daher klagt auch Leibniz, daß, so ofte er von seinen Einfällen darüber zu reden angefangen, fast niemand darauf geachtet habe. Man konnte nemlich nicht begreifen, wie bey blossen Qualitäten mit Beyseitsetzung aller Grösse von einem Calcul die Rede seyn könne. Unterdessen war die Idee nicht falsch. Das Wort nur hätte Leibniz im Anfange vielleicht weglassen sollen.

Nach vorhergängiger fester Zeichnung der Hauptbegriffe, deren eben so sehr viele nicht seyn dürfen, weil mit einiger Abänderung wenn alles gut eingerichtet wäre, sich andre bald daraus herstellen ließen, (so wie wir die 9 Schreib-Karaktäre der Zahlen nur durch die Abänderung des Ortes  
mehr,

mehrdeutig machen) diese Zeichnung vorausgeschickt, dürften die Hauptaufgaben alsdenn folgende seyn.

1) Die Erklärung eines Subjekts gegeben, seine nothwendige Eigenschaften daraus zu finden.

2) Die Stellung eines Subjekts, seine Erklärung und einige Modus desselben gegeben, andre Modus zu finden.

3) Den Fortgang der Folgeeigenschaften zu bestimmen.

4) Mit polynomischen Subjekten, das heißt solchen, die verschiedene Beziehungen zugleich haben, z. E. jemand als Unterthan Gottes und als Herr über Unterthanen zugleich betrachtet, nach den obigen zu verfahren: wohin auch Verbindungen zweener oder dreier verschiedener Subjekte gehörten. Der Rückschluß von Wirkungen auf Ursachen würde methodus inversa dieser Art von Calcul seyn.

Zu diesem Calcul (weil es einmal Calcul heißen soll) könnte die bisher in der Logik zu den Syllogismen übliche Charakteristik allerdings etwas beitragen.

beitragen. Freylich verdient sie an und für sich den Namen eines solchen Calculs keinesweges; Ich wüßte aber auch nicht, wer sie jemals dafür ausgegeben. Hingegen wäre sie ein vorläufiges recht gutes Hülfsmittel die Eigenschaften beyder Arten (nemlich nothwendige und zufällige) durch die den allgemeinen und besondern Sätzen zuständige Zeichen gegen einander zu halten und den Fortgang, dessen in der 3ten Aufgabe gedacht worden, zu bestimmen. Es erhellet deucht mir zugleich hieraus, was Leibniz gesagt hat, daß bloß die Erfindung dieser allgemeinen Charakteristik unendliche Schwierigkeiten habe, daß aber die Erlernung derselben sehr leicht fallen würde.

Ich sage zum Beschluß nur noch etwas über die Eintheilung, die Herr P. vom Calcul giebt. Calculus realis und Calculus characteristicus! Und der erste sollte so etwas seyn als wie die Darstellung einer vierten Proportional-Linie in der Geometrie! Es ist unbegreiflich, wie Herr P. dieses vom Rechnen nennen. Wenn diese vierte Linie in Zahlen ausgedrückt wird, denn ist sie ja  
erst

erst berechnet. Ich drücke die Geschwindigkeit eines Boten von einem Orte zum andern durch Zahlen aus, und den folgenden Tag geht der Bote dahin und trifft mit meiner Rechnung zu, werde ich wol sagen, daß der Bote realiter gerechnet habe?

Mir ist es klar, daß Herr P. den Qualitäten-  
Calcul mit dem Quantitäten-  
Calcul verwechselt habe. Er führt hier noch das Beispiel an von der Natur des Feuers und der Natur einer darin zu behandelnden Materie. Alles, was durch eine vollständige Kenntnis davon würde erfunden und wirklich dargestellt werden, heißt bey ihm reeller Calcul. Unrichtig. Freylich würde dieses ein Exempel des Qualitäten Calculs werden: aber es würde durch Zeichen alles vorgenommen werden: und die Wirklichmachung könnte nachher anstellen, wer wolte.

Wenn ich glücklich genug gewesen bin, mich Ihnen bisher verständlich zu machen: so werden Sie nun wol selbst im Stande seyn, das Urtheil zu fällen, daß dasjenige, was Herr P. seinen  
Calculus

---

Calculus in Logicis nennet, gar nicht der Qualitäten: Calcul, sondern etwas ähnliches mit der Syllogismen Charakteristik sey. Es könnte wie diese ebenfalls zu jenem seinen Gebrauch äussern. Mein folgender Brief soll dis mit Ihnen näher untersuchen.

B.

---

Zwey.



## Zweyhundert und siebenzigster Brief.

Sie erinnern sich wol noch der Grundlage zu der ganzen Theorie dieses Calculs. „Ein bejahender Satz ist nur ein Begriff, aber zweymal, und dem Anschein nach verschieden ausgedrückt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß mir gleich bey dem ersten Anblicke dieses Ausspruches dunkel im Gedächtnisse geschwebt hat, etwas ähnliches bey d'Alembert gelesen zu haben, der wo ich nicht irre, von den Gleichungen sagt, daß  $2 + 2 = 4$  nichts mehr als ein einziger Begriff sey, der aber unter zweyerley Ausdrücken angedeutet worden. D'Alembert hat einiges Recht, obgleich noch immer ein sehr wichtiger Unterschied ist zwischen folgenden beyden Sätzen:  $4 = \text{vier}$ ;  $2 + 2 = 4$ . Der erste würde in eigentlichen Verstande denselben Begriff unter zweyerley Ausdrücken darstellen, der letzte aber deutet zugleich eine besondere Entstehungsart

der

der (4) an, welche Zahl einen weiteren Begriff enthält, als  $2 + 2$ . Denn 4 sagt auch dem  $2 + 2$ , dem  $3 + 1$ , dem  $1 + 1 + 1 + 1$ , dem  $0 + 4$ , dem  $1 + 4$  u. s. w. zu.

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VII. Den 16. Februar 1764.

---

## Beschluß des zweyhundert und siebenzigsten Briefes.

Wenn aber Herr P. sich vollends verleiten läßt, diesen d'Alembertschen Einfall auf alle mögliche bejahende Sätze auszudehnen; so giebt er zu erkennen, daß er die Gränzen der beiden Calculi nicht sorgfältig genug unterschieden hat. Denn was kan ihm alles künstliche Drehen und Wenden bey seinem gewählten Exempel helfen? Er bleibt immer in den Schlingen hängen. Urtheilen Sie selbst: Er nimmt den Satz: Der Zirkel ist eine krumme Linie; und will zeigen, daß Zirkel und krumme Linie recht verstanden nur einen Begriff geben. Erst erklärt er den Zirkel durch eine in sich zurücklaufende krumme Linie mit gleichem Abstände aller äußern

Siebenzehenter Theil.

⊗ Punkt

Punkte vom Mittleren. Man sieht also, setzt er hinzu, daß Subjekt und Prädikat auf eines hinaus kommen. Man siehet also, möchte ich hinzusetzen, daß Herr P. in der Erklärung des Zirkels die Worte *krumme Linie* ganz ohne Noth einschiebt, um seinen Satz identisch zu machen, denn zur Definition sind sie ganz überflüssig.

Daß das Subjekt eines bejahenden Satzes den Begriff des Prädikats enthalte, wird endlich niemand leugnen, aber machen sie deswegen nur einen einzigen Begriff aus? Dieses kan ohne gewaltsame Verdrehung der Worte auf keinerley Weise behauptet werden. Gesezt ich lösete die Glieder des 1. B. angeführten Satzes in andere Grunderklärungen auf, als die mir Herr P. an die Hand giebt. Ich definirte 1. B. den Zirkel durch seine Entstehung, indem sich nämlich eine Linie um einen festen Punkt so lange bewegt, bis sie ihre erste Stelle einnimmt; eine *krumme Linie* aber sezte ich mit einem von den Alten, sey eine Linie, in welcher kein Theil alle übrigen beschattet. Wenn ich nun spreche, der Zirkel ist eine *krum-*

me

Die Linie, d. i. die auf angeführte Weise beschriebene Linie enthält lauter solche Theile, deren keiner alle übrigen beschattet, heißt dieses etwas identisches gesagt? oder ist es in diesem Fall nicht offenbar, daß der Begriff des Prädikats zwar in dem Subjekte anzutreffen, aber nicht mit ihm einerley sey?

Der Anblick einer Zirkel-Linie setzt Herr P. ferner hinzu, würde den Begriff der krummen Linie bey uns hervorbringen, und dadurch will er ebenfalls beweisen, daß Zirkel und krumme Linie auf einerley Begriff hinaus laufen. Aber, mit seiner Erlaubnis, jemand der bloß eine Zirkel-Linie betrachtete, würde weiter nichts denken als eine Zirkel-Linie ist eine Zirkel-Linie. Dis ist eben der Vortheil der abstrakten Erkenntnis, daß sie uns weiter führt, und uns in dem gegenwärtigen Falle den Zirkel in eine Art von Verbindung mit andern Linien bringen lehrt, auf welche Verbindung wir sonst nicht würden gefallen seyn.

Noch zu einem Beweise führt Herr P. an, daß  
1. E. aus dem Satze: die Erde ist fruchtbar, der

Begriff entstehe, die fruchtbare Erde. Dis soll nun beweisen, daß Erde und fruchtbar gleichsam nur einerley sagen! Doch was halte ich mich damit auf? Herr P. hat Lust mit uns zu spielen.

Sie sollten wol denken, daß eine Theorie, die auf einen so falschen Satz gebauet ist, mit demselben nothwendig sinken müsse. Nicht so nothwendig. Die Beysetzung der Zeichen der Quantität zu jedem Satze und zu jedem Gliede des Satzes hindert den Einbruch der groben Fehler, die sonst unumgänglich entstehen müßten. Dis ist das palliativ, wodurch Herr P. das Gebrechen seiner Theorie versteckt. Merken Sie aber, daß auch zur Vergeltung aus solchen gegen die Regeln und doch unsträflich umgekehrten Sätzen niemand nichts lernet. §. E.

Alle Christen sind menschen, (ich schreibe bedächtig das letzte Wort mit dem kleinen Anfangsbuchstaben.) Unsträflich kan dieses so umgekehrt werden: Einige Menschen sind alle Christen. Und nach der lateinischen Signatur omnes Christiani sunt homines.

Ch

## C h oder h C

Und vollends ist vornemlich anzumerken, daß ich im voraus wissen muß, ob ich hier homines mit einem H oder h zu schreiben habe. Denn es wäre ein verzweifelter Streich, wenn ich es mit einem grossen H geschrieben hätte. So dürfte ich, nach einem theologischen Satze, wenn ich anders nicht irre, sehr wol schreiben: O Redempti sunt Homines.

## R H

Und folglich auch H R, omnes Homines sunt Redempti, aber wie viel muß einer hier nicht im voraus wissen, ehe er seine Buchstaben klein oder groß ansehen kan.

M p

S &gt; M

---

S > M p oder S > p auch p > S

Im einzelnen Falle: Omnis Christianus homo, Judæus non est Christianus, ergo Judæus non est Christianus homo, oder Judæus non est quidam homo qualis Christianus.

Auf Deutsch: Ein Jude ist kein Christ; daher ist ein Judenmensch kein Christenmensch, oder kein Mensch wie ein Christ. Die herrlichen Sätze! Es lebe die Regel daß in der ersten Figur der Untersatz bejahend seyn müsse!

Ich glaube, daß ich nur noch eine Beurtheilung über die Zeichen dieses Calculs hinzuzufügen habe, und dann mit Ehre schließen könne. Ich mag das nicht anführen, daß bey den bejahenden Sätzen das Nebeneinandersetzen der Buchstaben einen Mathematiker immer auf die Gedanken bringen könne, er habe Produkte vor sich. Herr P. würde sagen, wer heißt ihn in der Logik an Allgeber denken. Aber das Zeichen ( $\supset$ ) das auch ausser der Allgeber seine bestimmte Bedeutung hat, die Zeichen zum Zeichen der Verneinung brauchen, ist wol etwas unschicklich. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie ärtlich man mit solchen einfachen Charakteren umgehen müsse. Es würde so leicht gewesen seyn, ein anderes Zeichen zu finden!

Alles.



Allen dieser Einwendungen ohnerachtet gestehe  
 ich Ihnen doch, daß mir Herr P. Methode nicht  
 ganz mißfällt. Sie scheint mir sehr vieles zusam-  
 men zu ziehen, und zum künstlichen Verfahren  
 der Logik bequem zu seyn. Der große Fehler,  
 der unstreitig in der Theorie liegt, hat weiter kei-  
 nen schädlichen Erfolg, außer diesen, daß man  
 ofte im Schlußsaze ein Nichts findet: aber dis ist  
 unerheblich gegen die Unbequemlichkeit so vieler-  
 ley Figuren und Moden nicht lernen zu dürfen.  
 Das Lesen solcher ins Kürze gezogenen Sätze,  
 und die Entwicklung anderer darin versteckter  
 Sätze dürfte hingegen so viel ich aus den Bey-  
 spielen abnehmen kan, auch so viel neues nicht  
 lehren; es ist auch nicht wol möglich, wie Sie  
 leicht aus der Natur der Ploucquetischen Con-  
 version begreifen werden. Ueberhaupt sind der-  
 gleichen Erfindungsmethoden nicht der Erfin-  
 dungsweg des Genies. Jenes sind Künstler die  
 einen menschlichen Körper in Wachs ausbilden:  
 Dis ist der glückliche Liebhaber, der unter dem

**Einflüsse der alma parens ein holdseliges lebendiges Geschöpfe zeuget.**

Herr P. kan sich im übrigen gar wol den Ruhm zu eignen, der erste zu seyn, der (wenigstens soviel ich weiß,) diese Methode; wenn es auch kein Calcul ist, in der Logik einführt.

B.

Zwey-

## Zweyhundert und ein und siebenzigster Brief.

Die Materie von der gelehrten Sprache verfolgt Sie und mich. Raum ist Herr Ploucquet aus dem Wege geschafft: so stößt mir Hr. Prof. Meier in Halle mit seiner Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache auf. \*) Ich leugne es nicht; ich war es zufrieden, eine so gute Gelegenheit zu finden, meinen Gedanken über diese Sache nicht nur überhaupt weiter nachzuhängen, sondern ihnen auch eine neue Wendung zu geben: denn ich wußte im voraus, daß mich der letztere Verfasser einen ganz andern Weg führen würde, als mich der erstere geführt hatte. Zwar wußte ich ebenfalls, daß Herr M. einige Grundsätze beständig im voraus vorrätzig hat, die ihm zu allen seinen Schriften dienen, und in die er nachher nur die veränderten Figuren, so ferne sie sich zu jedem neuen Titul schicken, gleichsam hineinwürfet. Ich wußte ferner, daß dieser Schriftsteller, so viel Verdienste

\*) Halle, bey Hemmerde 1763.

dienste er sich sonst durch die Aeußerung richtiger Einsichten in manchen Stücken erworben hat, daß er sich um noch mehrere Verdienste, besonders um das Verdienst eines recht guten deutschen philosophischen Schriftstellers durch eine Gewohnheit gebracht habe, in die ihn seine Commentarien über des seel. Baumgartens Aesthetik, Metaphysik und Moral gestürzt haben. Diese Gewohnheit besteht darin, zu jedem Heu nur einen Gedanken, das ist, am häufigsten das Glied einer Abtheilung zu nehmen, und das übrige dieses Heus mit einer erläuternden Umschreibung anzufüllen, die bey dem Professorvortrage, so viel ich Leye davon verstehe, recht gut seyn mag, die aber den armen Leser, der nicht auf einer Universität lebt, zu seinem grossen Verdrusse unendlich lange an einerley Stelle sitzen läßt. Herr M. hat durch diese Methode die Kunst, bey allen Anstalten zur möglichsten Klarheit doch immer weiter zu rücken, und das Licht um den Leser, den man mit sich fortreißt, und auch hinter ihm zu verbreiten, gänzlich verloren. Allein, ich hatte doch

Grund

Grund zu hoffen, daß er sich in einige Stücke, die man meiner Einsicht nach bey der gelehrten Sprache nothwendig denken muß, tiefer einlassen werde. Mein Grund muß leicht gewesen seyn; denn Herr W. sagt nichts von diesen Stücken, und scheint überhaupt bey dieser Materie etwas ganz anders zu denken, als ich bisher gethan habe. Ich könnte noch hinzusetzen, daß er sich gewaltig viel Nachlässigkeit in seinem Style erlaube, und nicht einmal die oft beynahe unmittelbare Wiederholung einerley Redensarten, die gar nicht wissenschaftlich sind, und also aus diesem Grunde könnten gerechtfertiget werden, erlaube: Allein ich will lieber diese Kritik für mich behalten.

Diese Entdeckung hat mich schüchtern gemacht. Ich fange an zu fürchten, daß mein Geist eine gewisse Unbiegsamkeit annehme, die uns hindert, in die Gedanken andrer uns gleichsam hinein zu denken, und folglich sehr oft die unsrige dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie liest, über die man selbst noch nicht gedacht hat.

Ist aber dieses letztere geschehen: so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch ausser andern, bey alten Leuten häufiger angetroffen wird, als bey jungen. Es gehört entweder eine besondre Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Geistes dazu, um weich und beugsam genug zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher lieft, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt: so hat er gewiß eben so viel Lob verdienet, als der heil. Aldhelmus, der sich nacket und bloß zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand.

Auf der andern Seite ist zu besorgen, daß jemand, der allzu nachgebend und demüthig gegen anderer Gedanken wäre, der Wahrheit Rechten schaden würde, der schimpflichen Knechtschaft im Denken nicht einmal zu erwähnen.

Das beste Mittel zwischen diesen beyden Auswegen mir durchzuhelfen, wird wol dieses seyn, daß Sie, mein Freund, genau auf mich Achtung geben, und mich so gleich erinnern, wo ich Eigendünkel

dunkel an die Stelle des Selbstdenkens  
setze.

Herr Prof. Meiers ganze Betrachtung läuft, der Rechenschaft zufolge, die ich mir von meinem Lesen abgestattet habe, darauf hinaus, daß ein Gelehrter, von der Sprache so viel in seiner Gewalt haben müsse, um sich kunstmäßig, ordentlich und so schön als möglich auszudrücken, (welches denn bey ihm die gelehrte Sprache ausmacht,) daß er sich also von den Constructionen und Redensarten des Pöbels entfernen, z. E. nicht Krein anstatt Kriegen schreiben müsse, ja daß er sich der deutschen Sprache aus patriotischem Eifer zu seinen Schriften bedienen dürfe, und in vielen Stücken, wenn alles andre gleich ist, ein recht gelehrter Mann bleiben und heißen könne, wenn er gleich weder das Lateinische noch das Griechische verstehe.

Zu diesen wichtigen Entdeckungen fährt uns Hr. M. durch die unnütze Eintheilung der Sprache in eine gemeine, ästhetische und gelehrte; durch einen dreyfachen sehr überflüssigen Beweis,  
das

daß ein Gelehrter eine solche gelehrte Sprache in seiner Gewalt haben müsse, durch die wenig unterrichtende Beschreibung der vier Haupttugenden dieser gelehrten Sprache ihrer Weitläufigkeit, Würde, Richtigkeit und Schönheit, und endlich durch einige schielende Anmerkungen über die Nutzbarkeit der lateinischen und griechischen Gelehrsamkeit.

Das schlimmste ist, daß Herr M. zuletzt die gelehrte Sprache mit der Schreibart eines guten Schriftstellers, so wie die gemeine Sprache mit der lauderwälschen Sprache des Pöbels verwechselt, und dieses alles seinen eigenen Erklärungen zuwider, so daß in der That und von Rechtswegen seine Schrift den Titel führen sollte. „Ge. „Fr. Meiers Beweis, daß ein Gelehrter eine „Sprache müsse schreiben können, es sey nun „griechisch, lateinisch oder deutsch.“

Denn was für ein Licht steckt uns wol die Einteilung an, die er von der Sprache macht in eine gemeine, ästhetische und gelehrte; Heißt bis nicht in einem andern, als dem Kathederstyle,  
so



So viel: zu den Vorfällenheiten des gemeinen Lebens, zu der Schreibart über Dinge, wobey abstrakte Untersuchungen wegsfallen, und zu dem Vortrag tief sinniger und deutlicher Begriffe, gehören eigene Worte und Redensarten. Fast niemals aber sind diese drey Stücke so sehr eins von dem andern abgesondert, daß sie nicht vermischet vorkommen sollten; denn auch im täglichen Gebrauch kommen die Worte, möglich, nothwendig u. s. w. vor; und Metaphern und Figuren bilden sich häufig auch auf den gemeinsten Lippen; und jede Materie fordert fast ihren eignen Kreis von Ideen. Die Eintheilung ist also unnütze; sie ist sogar nach Herr M. eigenen Begriffen unsicher. Zu welcher Sprache wolte er wol die Comödien des Terenz rechnen? oder sind beyin Moliere die Auftritte, die er in der guten französischen Mundart geschrieben, zur ästhetischen Sprache, diejenigen aber, die er im Burgundischen oder Champagnischen Dialect geschrieben, zur gemeinen Sprache zu zählen? Das wahre dieser Eintheilung kommt darauf

darauß hinaus: wir wolten ganz gemeine und bekannte Sachen unter etwas fremdere Namen verstecken.

Der Beschluß folgt künftig.

## Zweyhundert und zwey und siebenzigster Brief.

Einst habe ich ihnen aus einem Gedichte von der Frau Barschin, über den Sieg bey Torgau, eine schöne Stelle angeführet, und seit der Zeit haben wir ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterin gemeldet. Wir haben ihnen verschwiegen, daß sie von einer wohlthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie zu Großglogau gelebt hat, ist entrißen und nach Berlin geführt worden, daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdigt wird, daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten, oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde, eine Sammlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen; alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände die diese Dichterin betreffen, haben wir ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem ganzen

gebe, daß sie es seyn möge; so würde ich doch auch einmal etwas erfunden haben, denn ich habe sie längstens als etwas sehr bekanntes im Kopfe, und wie ich glaube auch in der Feder gehabt, und es schwebt mir, wie mich dünket, im Sinne, daß sie in sehr vielen Büchern stehe. Ein Unglück für Hr. M. ist, daß durch diese neue Betrachtung sein schönes herrlich aufgepuztes Gleichniß (§. 3.) von dem Verhältnisse der Kleidung zum Körper, welches das Verhältniß des Ausdruckes zum Gedanken vorspiegeln soll, schrecklich Noth leidet. Denn bey den Gedanken, die sich ohne Worte nicht denken lassen, verhält sich der Ausdruck zum Gedanken zum allerwenigsten wie die Haut zum Körper.

Wäre vorthellhafter für die Gelehrsamkeit würde es gewesen seyn, wenn Hr. M. nachdem er auf diese richtige Anmerkung gekommen ist, sich von ihr weiter zu der Untersuchung hätte leiten lassen, wie das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanken vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird, dieser Anmerkung gemäß müsse erklärt werden.

Dem

Denn es ist in der That sehr schwer jemand in solchem Falle, folglich in tausend Fällen die Regeln zum Denken zu geben. Es kommt auf die Ausdrücke an, die ihm bekannt sind, und man könnte sagen, der Gedankenreichtum eines Menschen sey alsdann, wie beym Lawischen System in lauter Aktien der Worte zu suchen. Er hat keine Idee als nach dem Werthe dieser Worte. Ich weiß nicht, ob ich ihnen die Schwierigkeit, die ich in dieser Sache finde, begreiflich mache: denn ich gestehe es aufrichtig, ich fühle sie; es wird mir aber schwer, sie nur einigermaßen deutlich zu denken.

Hr. M. hatte sich erst vor einem Einwurfe gefürchtet, den man ihm durch das Beyspiel einiger taub und stummgebohrnen machen könnte, weil diese nämlich doch Verstand ausserten, ohne Worte zu kennen; Er löset sich aber denselben durch die Betrachtung, daß diese Leute alsdann wenigstens anderer Zeichen sich bedienen müssen. Vor der Hand aber, da man von ihnen noch keine Proben der Gelehrsamkeit aufzuweisen hätte,

machten sie noch keine Ausnahme der Regel. Ich sehe gar nicht ein, wie man das Beyspiel der Stummen und Taubgebohrnen als einen Einwurf betrachten könne. Sie können allerdings durch den Gebrauch andrer Zeichen ausser den Worten zu abstrakten Begriffen gelangen. Eine der angesehensten Frauen in Genf, die ihr Leben auf 104 Jahre gebracht, der der nachbarliche Voltaire an ihrem 101sten Geburtstag den Strauß mit folgenden Versen zugesendet:

Nos grand peres Vous virent belle.  
Par Votre esprit Vous plaisez á cent ans,  
Vous meriteriez d'épouser Fontenelle  
Et d'être sa veuve long tems.

Diese Frau, um das zu sagen was hieher gehört, die so unglücklich war, taub und stummgebohrne Kinder zu haben, war zu dem löblichen Unternehmen sie nichts destoweniger zu unterrichten (und es ist ihr gelungen) durch die Betrachtung angefrischet worden, daß zwischen einer Idee und einem artikulirten Laute keine stärkere Verbindung

Dang sey als zwischen dieser Idee und irgend einem andern Zeichen.

Aber nicht wahr? Sie fangen an ungeduldig zu werden; wie sieht denn endlich diese gelehrte Sprache des Hrn. M. aus? Was weiß ich! sie muß weitläufig, anständig, richtig und vollends schön seyn, so gar dem Laute der Worte nach. Zu der Richtigkeit gehört, daß man sichere und feste Begriffe allenthalben mit den Worten verbinde; das heißt, eigentlich, daß man die Leute verbinde über metaphysische Gegenstände nicht mehr verschieden zu denken; daß man alle Gelehrte dahin bringe z. B. bey dem freyen Willen nur eine und eben dieselbe Vorstellung zu haben. Vermuthlich aber meynet Hr. M. nur, daß diejenigen, welche nach dem nämlichen Auszuge eine Wissenschaft erlernt haben, bey den Erklärungen der Kunstwörter beharren sollen. Wenn er aber die Sprache der Mathematiker zum Muster für die Sprache der Metaphysiker anpreiset; wie viel — doch nein, das würde mich zu weit führen.

Das zärtliche Gefühl in Absicht des Klanges der

dürfte manchem bey der gelehrten Sprache zu weit getrieben scheinen und ist allensals ein neuer Beweis, daß dem B. sein Gegenstand, den er anfangs zu halten dachte, aus den Händen geschlüpft ist, und er an dessen Statt eigentlich bloß von der Schreibart rede, die in Schriften über nicht ganz gemeine Materien herrschen soll. — Dies ist das Schicksal vieler Schriftsteller. Man wählet sich eine Materie, die allerdings der Untersuchung werth ist; aber das unbeholfene Ding will sich nicht recht handhaben lassen. Wilt du nicht, so will ich auch nicht, denkt der Schriftsteller, und greift nach der wohlfeilern Liebe. — Lassen sie sich die Weile nicht verdriessen um das Urtheil des Herrn M. über die französische Sprache zu lesen, weil es wirklich neu ist. Den Franzosen sagt er, kommt vielleicht unsere Sprache nur deswegen so rauh vor, weil ihre Ohren an etwas unendlich weichers, gewöhnt sind. Sie wissen, was Rousseau in seinem Briefe über die französische Kunst von dieser Sprache sagt. So viel ist immer richtig, daß die Antibouffonisten in Paris während der

größte



größten Hize des Streits niemals einen so günstigen Ausspruch für ihre Sprache gethan haben.

Ich würde nichts von den Urtheilen über die Nothwendigkeit des Griechischen und Lateinischen sagen, wenn ich nicht einen nachtheiligen Einfluß derselben auf den Eifer befürchtete, der allmählich für diese Sprachen in Deutschland wieder erwachet. Es ist niemals, wenigstens nicht in unseren Zeiten darüber gestritten worden, ob ein Mensch der nur Griechisch und Latein, samt dem damit unzertrennlich verbundenem, ausserdem aber gar nichts verstünde, ob ein solcher Mensch ein wahrer Gelehrter heissen könne? Die Frage ist allemal und einmüthig verneinet worden. Auch hat man nicht gestritten, ob schlecht lateinisch schreiben und reden besser sey, als gut in seiner Muttersprache reden und schreiben? Niemand ist es beygefallen, um Hrn. Meiers Beyspiel anzuführen, zu sagen man denke gelehrter, wenn man im Sinne habe, hic Mundus est optimus, als wenn man im Sinne habe: diese Welt ist die beste. Eben so wie niemand den Calvinus für gelehrter gehalten

solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseaus u. s. w. aus dem Stegereife niederschreiben ließen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulaufen. Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessene Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie müßte mehr als menschliche Gefinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Critik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig gelesen hat, und also selbst wenige Vergleichen anstellen kan; so fehlt ihr ein richtiger Maasstab zu ihren Fähigkeiten, und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben dasjenige ohne Wiederreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? Muß sie nicht zuletzt

Die eigentlichen Fragen sind also diese: ob jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern Gefühle des Schönen, zum vollen Besitze dessen, was uns die Wissenschaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen könne, ohne die Original-Bekannthschaft mit den Lateinischen und griechischen Schriftstellern zu haben; ferner, ob die Vernachlässigung dieser Quellen ohne schädlichen Einfluß auf den Geschmack der ganzen Nation bleibe? weiter, ob sich diese versprechen könne, den dauerhaften Besitz auch, anderer dem Anscheine nach nicht so genau mit diesem Studiren verwannten Kenntnisse zu behalten, wenn gleich der Jugend, die sich besonders dem Studiren widmet, von diesen Mustern nichts bekannt gemacht werden sollte? Alle diese Fragen hat man verneinet und mit Recht verneinet. Geschichte und eigene Beobachtungen, besonders die Bemerkung, was für ein grosser Unterschied im Geschmacke zwischen zweyer oder dreyer Menschen Altern bey der nämlichen Nation sich zeige, wovon einer der wahren Gründe gewis die neu aufgeworfene Muster sind,

alles dieses muß und wird vereinigt der Wahrheit beystehen. Wenn also gleich jemand dächte, siehe da, du hast niemals in deinem Leben mehr als zweyen oder drey alte Lateinische Schriftsteller gelesen, und weißt doch manches: warum sollte ein andrer nicht eben diesen Weg zur Gelehrsamkeit einschlagen können: wenn gleich jemand so dächte so mag er sich doch hüten, den Schluß daraus zu ziehen, also kan die Gelehrsamkeit einer ganzen Nation ohne dieses vorläufige Gepränge sich erhalten. Ein Soldat der in der Linie aufmarchiret, merkt es auf diese Art nicht, daß sich das Bataillon zu viel rechts oder zu viel links ziehe, Ihm deucht es immer, er gehe gerade aus, nur der Befehlshaber siehet daß das Ganze seinen Zweck verfehlet. Man preiset das Lesen dieser Schriftsteller nicht an, weil sie Griechen und Römer sind, unsertwegen könnten sie Chineser seyn, sondern weil sie Muster sind:

## Zweyhundert und zwen und siebenzigster Brief.

Einst habe ich ihnen aus einem Gedichte von der Frau Karschin, über den Sieg bey Torgau, eine schöne Stelle angeführet, und seit der Zeit haben wir ihnen nicht ein Wort mehr von dieser Dichterin gemeldet. Wir haben ihnen verschwiegen, daß sie von einer wohlthätigen Hand der Dürftigkeit, in welcher sie in Großglogau gelebt hat, ist entrissen und nach Berlin geführt worden, daß sie allda in der ganzen Stadt, und am Hofe sogar, bewundert, von Kennern und Liebhabern der Dichtkunst unterstützt und von den besten Köpfen ihres freundschaftlichen Umganges gewürdiget wird, daß alle öffentliche Blätter von ihren Gedichten, oder von ihrem Lobe voll sind, und daß endlich ihre Freunde, eine Sammlung von ihren Gedichten auf Subscription drucken lassen: alle diese und noch weit merkwürdigere Umstände die diese Dichterin betreffen, haben wir ihnen verschwiegen, um Sie auf einmal mit diesem ganzen

ganzen Bande von ihren Gedichten zu überraschen. Wo sie nicht auch mit andern Journalisten buhlen, und daß dieses nicht geschehe, sind wir stolz genug voraus zu setzen, so muß ihnen diese außerordentliche Erscheinung auf eine sehr angenehme Weise unerwartet seyn. In der That, diese Erscheinung ist außerordentlich. Ein Frauenzimmer ohne Erziehung, ohne Bücher, ohne Umgang, das ihre Jugend auf einem Dorfe, bey der Kinderwiege, oder hinter einer kleinen Heerde zugebracht, in dem Ehestande beständig mit der Beschwerlichkeit des Mangels und tausend andern Hausplagen zu kämpfen hatte, ohne jemals die geringste Aufmunterung zu finden; dieses Frauenzimmer, sage ich, bildet sich selbst zur Dichterin, erlangt eine feine Sprache, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, macht Betrachtungen über das Leben und die Sitten der Menschen, die eines müßigen Betrachters würdig sind, befiget überdem eine so ungemeine Fertigkeit zu reimen, daß sie in einer kurzen Zeit diesen ganzen Band von Gedichten hingeschrieben, dem Wort-

verstande

verstande nach hingeschrieben hat, denn wie man sagt, soll sie dergleichen Gedichte mitten unter dem Geräusche der Gesellschaft in solcher Eile hinschreiben, daß man darüber erstaunen muß. Bedenken Sie die glückliche Ruhe eines solchen Geistes, der allen Hindernissen zum Trotz, seinen einsamen Weg fortschreitet und freuen sie sich, daß dieser Geist endlich alle Hindernisse überstanden und sich in Freyheit steht. Es ist ein herrlicher Triumph des Naturels über alle Schwierigkeiten des Glückes, der Geburt und der Erziehung.

Die Dichterin lebt nunmehr in unsrer Hauptstadt und genießt die Vortheile, die Ruhe und Umgang dem angebohrnen Genie verschaffen. Sie kan sich den Rath ihrer Freunde zu Nuzze machen, die nicht unterlassen werden ihren Geschmack zu läutern, ihre Einsichten zu verbessern, und ihre Talente auszubilden. Ich hoffe, sie werde nicht unterlassen sich dieser glücklichen Gelegenheit zu bedienen. Ein guter Boden, kan zwar den ersten Wuchs einer zarten Pflanze begünstigen, aber eine sorgfältige

tige Wartung, muß sie vor wilden Auswüchsen, und andern Gefahren die ihr zufließen können, bewahren. Daß das Genie der Fr. Kr. noch mehrerer Cultivirung bedürftig sey, werden sie vielleicht mit mir, wenn wir ihre Gedichte etwas genauer betrachten solten, finden, es sind darin, nebst vielen schönen Stücken, auch viele mittelmäßige matte und schlechte. Man siehet also, daß es der Dichterin entweder an Beurtheilungskraft oder an Geduld, um ihre Stücke auszuwählen oder an beiden annoch mangeln muß.

3.

Zwey:



## Zwey hundert und drey und siebenzigster Brief.

Mein voriges Schreiben enthält zugleich mein Urtheil über die Gedichte der Fr. Karschin. Ich finde bey ihr, glückliche Wendungen, eine blühende Einbildungskraft, gute moralische Gesinnungen und eine ungemeine Fertigkeit zu reimen. Wenn sie auf diese Talenten nur nicht zu stolz ist, und nicht versäumet sich des guten Rathes kritischer Freunde zu bedienen; so kan sie mit der Zeit eine überaus angenehme Dichterin werden.

Ich sage mit der Zeit: denn ich bin von dem Enthusiasmus weit entfernt, mit welchem ihre Freunde Anfangs ihr Genie der Welt angepriesen haben. Man hat sie nicht nur allen andern deutschen Dichtern, Kleinigkeit! allen alten und neuern Dichtern? gleichgeschätzt, ja vorziehen wollen, wenn es auf eine gewisse Zeitung angekommen wäre, die allemal in dem Vorberichte

richte entschlichen Term blieb, wenn sie ein Paar  
Leberreime von der Fr. Karschin anzukündigen  
hatte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# B r i e f e,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 1. Martii 1764.

---

### Beschluß des zweyhundert und drey und siebenzigsten Briefes.

**A**lle alten und neuen Dichter! so erinnere ich mich in einem Deutschen Aufsatze gelesen zu haben und so schrieb ein Engländer, \* vermuthlich aus Hühneren, den Deutschen nach. Kann man unbefonnener loben? Als wenn die Kunst aller alten und neuern Dichter, Homers, Shakespears Klopstocks u. s. w., bloß darin bestanden, erträgliche Einfälle in Reimen oder in Sylbenmaaß zu bringen, und da die Fr. Karschin dieses kan, sie so groß sey als Homer, Shakespeare, Klopstock, oder als wenn sich solche

\* Im Gentleman's Magazine.

Siebenzehenter Theil.

3

solche Oden als Pindars, Horazens, Rousseaus u. s. w. aus dem Stegereise niederschreiben ließen, und man nur glückliche Impromptus zu machen hätte, um diesen Dichtern den Rang abzulassen. Wie? stieg dem Kunstrichter nicht eine Röthe ins Gesicht, als er diese vermessene Worte hinsetzen wollte?

Dieser unüberlegte Eifer ihrer Freunde muß ihr nothwendig mehr schaden, als Nutzen bringen. Sie mußte mehr als menschliche Gefinnungen haben, wenn sie durch so unbescheidene Lobeserhebungen nicht selbst alle Bescheidenheit verlieren, und über alle Critik hinweg zu seyn glauben sollte. Da sie selbst wenig gelesen hat, und also selbst wenige Vergleichen anstellen kan; so fehlt ihr ein richtiger Maasstab zu ihren Fähigkeiten, und sie muß sich hierüber von ihren Freunden belehren lassen. Zum Unglücke urtheilen diese noch günstiger für sie, als ihre Eigenliebe vielleicht je hat wünschen können. Muß sie nicht also endlich glauben dasjenige ohne Wiederreden zu seyn, wofür sie solche Männer ausgeben? Muß sie nicht zuletzt

zulezt, wenn sie davon vollkommen überredet ist, ihre eigene Freunde, in Vergleichung mit sich, geringschätzen, ihre Critiken verachten und alles für unverbesserlich halten, was sie gereimt hat, Wenn sie das Unglück hat diese Denkungsart anzunehmen, so gehen ihre glücklichen Naturgaben ohne Hülfe verloren, und ihre Freunde haben sich selbst die bittersten Vorwürfe zu machen.

Meinen sie nicht, daß es weit freundschaftlicher gewesen wäre, ihr einen richtigen Begriff von ihren Kräften beizubringen, ihr die Stelle zu zeigen, die sie unter den Dichtern jetzt einnimmt, und die, wohin sie streben kan, damit sie es beständig fühle, wie weit sie von der Vollkommenheit noch entfernt ist? Man hätte ihr sagen sollen, daß es höhere Dichtungsarten gebe, an welche sie sich noch gar nicht gewagt hat; Solche, bey welche eine gute Dichtersprache das letzte ist, worauf man sieht, die hauptsächlichste Fietion, Bildung der Charaktere und Behandlung der Leidenschaften erfordern. Man hätte ihr zu verstehen geben sollen, daß sie in derjenigen Art, die sie gewählt, für eine Lieb-

Haberin ganz gute Gedichte verfertigte, die ein überaus glückliches Naturell verrathen; daß es aber für Virtuosen strengere Regeln gebe, nach welche man sie richtet, denen mit dem glücklichsten Naturell ohne Nachdenken und Anstrengung des Geistes kein Gnüge geschehen kan, daß vielmehr der beste Kopf, wenn er zu viel aus dem Stegreife dichtet, zu diesen höhern Schönheiten ganz unfähig werden muß, indem er sich zu sehr an Eilfertigkeit und Nachlässigkeit gewöhnt. Man hätte ihr endlich nicht verschweigen sollen, wie vieles zu einer vollkommenen Ode gehöre, und wie selten es dem Enthusiasmus allein gelinge, dieses alles zu leisten; daß ein faselndes Geschwätz, ohne Plan und Ordnung, ganz artige Verse enthalten könne, aber den Namen der Ode nicht verdiene. Ein ungesährer Pinselstreich kan den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glücklich nachahmen, aber niemals eine Rose hervorbringen. Hier wird außer der Leichtigkeit des Pinselzuges, Plan, Absicht und ein wohl überlegtes Ganze erfordert. Man hätte ihr die Kunst beybringen sollen, weniger

zu

zu dichten, und mehr zu prüfen, sich bey aller Gelegenheit mit den grossen Mustern zu vergleichen die wir in jeder Dichtungsart haben, und niemals ohne Zittern öffentlich zu erscheinen. Diese Sprache würde ihrer Eigenliebe weniger geschmeichelt haben, aber weit nützlicher würde sie ihr gewesen seyn, als alle die übertriebene Schmeicheleyen, die ihren Fortgang zur Vollkommenheit natürlicher Weise hemmen müssen. Ihr Ruhm würde sich nicht so schnell ausgebreitet, aber er würde allmählig zugenommen haben, und nur desto gegründeter gewesen seyn, da sie ihn in Gefahr ist, ihn allmählich sinken zu sehen.

So lange diese Gedichte nur noch geschrieben von Hand zu Hand herum giengen, half die Rücksicht auf das Geschlecht und die Umstände der Dichterin manchen kleinen Fehler bedecken, manche kleine Schönheit ausnutzen. So bald der Leser aber ein Buch in die Hand nimt, um zu lesen; so wird er vergessen, wer der Verfasser sey, und in welchen Umständen er sich befunden. Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieses zur

Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu seyn, muß alle Nebenbetrachtungen bey Seite gesetzt, als Schriftsteller beurtheilt werden. Ohne Ansehen der Person siehet der unerbittliche Richter nur auf die Sache, und sein Urtheil wird ganz gewiß desto strenger ausfallen, je mehr man ihm versprochen, je grösser das Geschrey war, mit welchem man ihm ein Werk angepriesen hat. Der Leser ist allezeit desto schwerer zu befriedigen, je grösser seine Erwartung war. Diese allgemeine Bemerkung allein hätte die Freunde unserer Dichterin abhalten sollen, mit solchem Geräusch ein Werk in die Welt zu schicken, das in mancher Betrachtung die Nachsicht der Leser bedarf.

3.

Zwey.



## Zweihundert und vier und siebenzigster Brief.

Ich habe mich in der Sammlung der Gedichte der  
Fr. Karschin nach grossen Erdichtungen, erha-  
benen Bildern und kühnen Gedanken, wie man  
sie von einem Genie erwartet, umgesehen, und nur  
hie und da einige Spuren davon angetroffen.  
Von eigentlichen Erdichtungen habe ich nur eine  
einzige gefunden, die aber vorzüglich schön ist,  
und wohl verdiente mit mehrer Sorgfalt ausgear-  
beitet zu werden. Sie führet den Titel:

Begebenheit in dem Reiche Plutons  
nach der Schlacht bey Lorgau.

Im Reiche der Schatten gieng jüngst ein Gericht  
umher.

Das auf der Welt ein König war,

Der grösser sey, als alle Helden,

Von deren Thaten uns Plutarche Wunden  
melden.

Der Schatten Hauptortuis komt an und liess ein  
Buch,

Von dieses Helden Thaten voll;  
 Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll,  
 Und jede Stirn wird Widerspruch!  
 Der Schatten von dem Weltbezwinger,  
 Der noch mit nervenlosem Finger  
 Den Staaten Plutons scheint zu drohn,  
 Weint neidisch eine Gelfterjähre,  
 Daß auf der Welt ein König wäre,  
 Der größer sey, als Philipps! Sohn.  
 Achill stampft grimmig mit dem Fusse,  
 Schwört bey dem Styr, daß ihnen zum Verdrusse  
 Der größte Held erdichtet sey:  
 „Groß, schwört er, war nur ich, groß war nur  
 Alexander!

Indem er schwört entsteht ein gräßliches Geschrey,  
 Die Helden fliegen auseinander,  
 Gehn dem Göttemmel nach, und stehen lauter Ohr,  
 Zu hören, was zehntausend Schatten sprechen,  
 Zehntausend ziehen ihn nun allen Helden vor,  
 Zehntausend wollen sich nicht an den Sieger rächen,  
 Von Torgau kommen sie, die armen Schatten, her.  
 Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft  
 Achill nicht mehr.

Das unmittelbar darauf folgende Stück, der  
 weinende Amor, enthält zwar auch eine artige  
 Sic

Fiction, und die letzte Strophe ist überaus schön.  
 Venus nimt den Amor seinen Köcher und schilt,  
 daß er ihr den Helden nicht zu ihren Füßen bringe,  
 der nur dem Mars folgt und dem Apoll,

Geh' Bube, fern von meinen Augen eile!

Ist Friedrich mehr als Jupiter?

Ja, schluchzte Amor, gieb mir — Mutter —  
 meine Pfeile,

Mehr als ein Gott ist er!

Diese schöne Strophe hält uns für acht schlechtere,  
 die vorhergehen, vollkommen schadlos, allein die  
 Idee ist nicht neu, sie hat viel Ähnlichkeit mit  
 des Herrn v. Kleist Amor im Triumphwa-  
 gen.

In einem Gedichte, das Ungewitter betitelt,  
 finde ich ein treffliches Bild;

Ist stürzen ganze Ströme Kugeln nieder,

Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht  
 Des Baums, der seine Glieder,

Zerrißne Nester, sucht.

Solche Züge sind es, die ein Genie charaktéri-  
 siren, und deren ich mir eine weit grössere Anzahl  
 bey dieser Dichterin zu finden vermuthet hätte.

In der Ode auf den Tod des Prinzen Heinrichs  
von Braunschweig, die eine sehr obenmäßige An-  
fangsstrophe hat,

„Wa ist Er, das ich Ihn mit Thränen salbe,  
„Mein Sohn? — — Wo ist Er? bringt Ihn  
mir!

So klagt die Fürstin! u. s. w.

In dieser Ode befindet sich ein Gleichniß, das  
erhaben genannt zu werden verdienet.

Klagt ihn, ihr Hügel! und ihr Auen,

Ihr Wälder klaget ihn bey Ham!

Er fiel; So fällt, vom Künstler umgehauen,

Der jungen Eeder Stam:

Nach ihrem Unfall ein geschnitzter Göze,

Wird Weirauch vor ihr aufgestreut.

So stirbt ein Held, das ihn der Nachruhm setzt  
Hin zur Unsterblichkeit.

Geschnitzter Göze ist etwas unedel; sonst ist  
das Gleichniß vortreflich.

Eine Witwe läßt die Dichterin klagen (S. 58.)

Auf dem Leichensteine

Sieh ich dann und Weine

Meinen

Meinen Kummer in den dürrn Sand,  
Der das beste Herz bedeckt,

Das für mich empfand!

In diesem ganzen Gedichte herrscht eine feyerliche Melancholy, der das Metrum sehr wohl zu statten kömt. Sie schließt mit folgender Strophe:

Nie will ich dem Leben fluchen,  
Selbst mein Kummer soll mir heilig seyn.  
Oft will ich den Staub besuchen,  
Und ihm eine stille Thräne weyn,  
Der entflogne Schatten  
Meines treuen Gatten,  
Lächelt dann mit euch auf mich herab,  
Und behorcht die frommen Seufzer  
Hingestöhnt aufs Grab.

Die Klagen eines unglücklichen Verliebten (S. 250.) sind in dem nämlichen Sylbenmaasse, und bis auf einige tadelhafte Ausdrücke ziemlich artig.

Sie sehen, daß ich ganz unvermerkt von dem Erhabenen zurück aufs Schöne, oder gar aufs Artige komme. Doch dem sey wie ihm wolle, ich habe mir eine Auswahl gemacht

VON

von den besten Stücken aus dieser Sammlung und diese will ich Ihnen empfehlen.

S. 43. An einen Freund, der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte. Dieses ist vielleicht das einzige Lied, in der ganzen Sammlung, das den wahren Gang einer Ode beobachtet. Einzelne schlechte Zeilen werden Sie zwar darin finden, aber das Ganze hat seine Schönheiten.

(S. 39.) Das Lied an den May sollte sich mit der Siebenten Strophe anfangen; so würde es ein artiges Ganze ausmachen.

Holder May, bey jenem Sitz der Musen,  
Wo die Oden ihren offenen Busen  
Mit erschlagner Ruffen Blut geschwärzt,  
Liegt ein Dichter, der dich einst gesungen;  
Hundert Seelen hat sein Tod durchdrungen,  
O, er starb voll Wunden, und beherzt!

Von dem größten Künstler der aus Steinen  
Bilder machet, die, wie Menschen weinen,  
Werdest du gebauen auf sein Grab.

In Gestalt des Mädchens, die ihn dachte,  
Mit dem Schooß voll Blumen, die sie brachte,  
Zeichne dich des Künstlers Meißel ab!

Wenn

Wenn alsdann in spätgetömmten Tagen,  
 Wanderer nach des Grabes Nahmen fragen,  
 Nenn' ein Marmor, Schild den sanften Kleiß,  
 Der nur Zorn empfunden gegen Feinde;  
 Eine Tafel nenne seine Freunde,  
 Und berichte, wie das Mädchen heißt,

Die, gereizet von des Helden Ruhme,  
 Seinem Staube, diesem Heiligthume,  
 Tausend Frühlingskinder opferte!  
 Schöner Monat, komm, oftmales wieder!  
 Streu aus deinem Schoosse Blumen nieder  
 Vor dem Mädchen, daß es sanfter geh'!

Auf eine Glocke, die in Magdeburg um-  
 gegossen ward (S. 55.) die Dichterin zeigt in  
 diesem Stücke einen fruchtbaren Witz.

Die Klagen einer Wittwe habe ich bereits  
 oben berührt. Von dem Gedichte an die gold-  
 ne Feder, von Palemon geschenkt, streiche  
 ich in meinem Exemplare die ersten sechs Stro-  
 phen durch, und fange mit der siebenten an;

O du mir köstliche Feder!  
 Dich las ein Mädchen vielleicht  
 Aus einem Bache voll Goldsand,  
 Und sagte seufzend dabey:

„Wo bleibt der liebende Jüngling?  
 „O, mir verächtlicher Staub!  
 „Sein Herz im lächelnden Aug  
 „Glänzt mehr, ist theurer als du!

So sprach das Mädchen vielleicht  
 Zu dir noch rohen Metall;  
 Ist aber bist du gebildet  
 Für mich zum hohen Gebrauch!

O nur den Göttern und Helden  
 Zu schreiben diene du mir,  
 Und göttlich denkenden Freunden

Die Farth der königlichen Braut nach Eng-  
 land, beschreibt die Dichterin allerliebft. Die sel-  
 nen glänzenden Bilder sind eines Pope, der eine  
 Schiffart auf der Themse mit ähnlichen Zügen  
 beschreibt, nicht unwerth. Jedoch streiche ich in  
 meinem



meinem Exemplare abermals die zweite und dritte Strophe die der übrigen unwürdig sind, und zum Glück süglich wegbekleben können.

Ich wünschte mit dem Liede an ihren verstorbenen Oheim eine ähnliche Operation vornehmen zu können. Die dritte, vierte und fünfte Strophe sind voller matten, langweiligen Umschreibungen, davon einige so gar possierlich sind. Die heilige Schrift nennet sie, der Christen hochgehaltenes Buch, die Theologen sind:

Männer, die in schwarzen Röcken,  
Auf der hohen Cappel uns entdecken,  
Welcher Weg zum Leben richtig ist.

Uebrigens herrscht in diesem Gedichte ein Geist ärtlichster Dankbarkeit für die in ihrer Kindheit genossene Unterweisung, der ihr Ehre macht. Ueberhaupt muß man zu ihrem Ruhme gestehen, daß ihre meisten Gedichte Gottesfurcht und Tugend athmen. Sie hat warme Empfindungen der Tugend, und weis sie öfters sehr glücklich ihren Lesern einzufloßen.

Eine

Eine Nachahmung der Horazischen Ode, *Pindarum quisquis studet aemulari* u. s. w. ist der Dichterin (S. 167.) bis in der ersten Hälfte so ziemlich gelungen. In der zweiten Hälfte wird sie nachlässig, und am Ende bleibt sie so weit zurück, daß sie ihr Muster ganz aus den Augen verliert. In solchen Arbeiten hätte sie sich fleißiger üben sollen, um zu lernen, wie man sich im Fluge erhält, ohne zu sinken.

Der Beschluß folgt künftig.

**B r i e f e,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**X. Den 8. Martii 1764.**

---

**Beschluß des zweyhundert und vier  
und siebenzigsten Briefes.**

**W**ollen sie ein Beyspiel von der Gabe zur  
Satyre, die unsere Dichterin besitzt; so  
lesen Sie folgende Strophen:

Läßt die Natur aus ihrer Hand,  
Erobrer gehn, o dann bebt schauervoll die Erde:  
Erwartend, das auf manches Land  
Tod und Verwüstung kommen werde!

Wenn ein zukünftiger Tyrann  
Grimm aus dem Auge weint, das kaum sich auf  
geschlossen  
Dann sehen Engel weinend an  
Der Hölle jungen Bundsgenossen.

**Siebenzehnter Theil.**

**X**

**Der**

Der Sonnen Antlitz wird entfärbt,  
Wenn sie den Heuchler sieht, dem Gift im Blute  
schleicht

Der künftig mit dem Hauch verderbt,  
Wenn er als Freund die Hände reicht.

Sey der Geburt des Wuchrers lacht  
Der Geiz, und schrockt mit Hohn die Wallust vor  
der Wiege

Und gibt mit schielen Blicken acht  
Wo Gold für seine Hände liege?

Den Dummkopf drückt die Trägheit an  
Mit weichem Arm und spricht bey seiner ersten  
Erbäne!

Sey ruhig, werd ein fatter Mann,  
Und über Glück und Unglück gähne!

Der Neidische kommt auf die Welt  
Mit Blicken um sich her als wolt er trotzig wissen:  
Warumb der Mutter noch gefällt  
Den Vater mehr als ihn zu küssen!

Die Dichterin kömt hierauf zu dem Gegenstande  
des ihres Gesanges;

O Muse frag die Gottheit nicht,  
Warum sie alle die herab zur Erde schickte,  
Nein singe nun; Wenn Sonnenlicht  
Der Tugend, aus den Augen blickte!

Uder

Aber wie erschrock, ich, als mir die nächstfolgende elende Strophe in die Augen fiel! Sie will die Geburt eines Jugendhaften beschreiben;

Die Luft ward harten Eises Zwang,  
Der Winter schloß sich dem Frühling anzuweichen,

Da Spiegel der Natur entdrang,  
Um ihr an Güte zu gleichen.

Haben sie je was Erbärmlicheres gelesen?  
Wie haben die Freunde der Dichterin eine so ungereimte Stelle können stehen lassen?

Der Vers ward harten Reimes Zwang,  
Der Wiß schloß sich dem Sylbenmaß zu weichen,  
Als sie der Dichterin entdrang. —

Das Lied der Fröhlichkeit im vierten Buche (S. 243.) ist artig und das von Sappho an Amor hat eine Anfangsstrophe, die der Sappho würdig ist;

Sohn Cytherens kleiner Weltbeglinger!  
Welch ein Schmerz durchstobte deinen Fingel  
Von dem Stich der Honigträgerin!  
D empfind ihn noch, wie Schlangenbisse,

**Aud denn denke' was ich leiden müße,  
Da ich wund von deinem Pfeile bin!**

Der Rest von diesem trefflichen Liede verdiente von der Hand eines Kunstrichters verbessert zu werden. Die glühende Liebesbrunst der Sappho herrscht in demselben vollkommen, nur findet man hier und da einige Nachlässigkeiten, denen abgeholfen werden sollte.

Die am Ende angehängte Einfälle sind theils schlecht, theils mittelmäßig, und durchgehends nicht würdig aufbehalten zu werden.

3.

Zwey.

## Zweyhundert und fünf und siebenzigster Brief.

Es hat der Dichterin gefallen die erste Hälfte ihrer Gedichte Oden zu überschreiben. Vielleicht weil in denselben eine Unordnung herrscht, und sie gehört hat, daß man gemeinlich der Ode die schöne Unordnung für ein Verdienst anrechnet. Allein die wahre Critik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar verstellt seyn, aber niemals vernachlässiget werden darf. Es giebt mancherley Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können. Die Ordnung der Zeit, wenn die Begriffe so auf einander folgen, wie die Begebenheiten auffir uns; die Ordnung des Raums, wenn wir die Gegenstände überdenken, wie sie neben einander sind; die Ordnung der Vernunft, wenn unsere Begriffe schlufförmig auf einander folgen. Die Ordnung des Wises, der Scharffsinnigkeit u. s. w. die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibet nicht historisch, wie der epische, nicht

R. 3

topisch,

topisch, wie der malerische Dichter, sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehredichter. Die Ordnung die ihr wesentlich ist, ist die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genant werden. So wie in einer begeisterten Einbildungskraft die Begriffe nacheinander den höchsten Grad der Lebhaftigkeit erlangen, eben so, und nicht anders, müssen sie in der Ode auf einander folgen. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odedichter übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind, und in welcher die Bilder und Gleichnisse

nur



nur mit grossen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Ich könnte auch aus diesen Begriffen einige Regeln herleiten, wo die Ode sich anfangen, und wo sie schliessen muß. Jedoch sie wollen ja eben jetzt keine kritische Abhandlung über die Ode von mir lesen. Ich merke nur noch dieses an.

Da die Ablegung des Plans zu einem Gedichte, und also auch zur Ode, kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist; so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten seyn werden, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen, er muß nachdenken und empfinden, und man sie-

bet leicht ein, was ihm dieses für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strom der Begeisterung und dichtet; so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können, aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subjekt und nur durch ein Ungesähr die gehörige Einheit und angemessene Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der Strom der Gedanken seinen Weg unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nemlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude u. s. w. so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine sehr misliche Führerin. Sie führt den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte, sie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt  
also

also poetische Phantasien herfür, aber keine Oden.

Und so muß es unsere Dichterin angefangen haben. Alle ihre Oden, wenige ausgenommen, sind nur poetische Phantasien, ohne Plan, ohne Ordnung und ohne ordnungsmäßigen Zusammenhang. Fast mit jeder Strophe bietet sich ein anderer Gedanke als das Subjekt an; die Dichterin schwärmt von Gegenstand zu Gegenstand, kommt öfters sogar wieder an die Stelle zurück, die sie verlassen hat, und läßt sich bloß vom Ungesähr führen, oder vom Reime, der eben kein verständiger Führer ist. Wir wollen doch einmal einige von ihren Oden zergliedern. Die zwote des ersten Buches ist an den Schöpfer gerichtet, an ihrem Geburtstage:

Wo war ich als die Morgensterne lobten?  
Da, wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer!  
Und als vor dir die Wellen tobten,  
Du thnen sprachest: Kommet, bis hieher!

Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen  
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?  
Als du die Morgenröthe glänzen  
Mit Purpur hießest, den sie um sich trägt?

In ungesformten Klumpen noch gelegen  
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervor geeilt  
Der Thau gezeugt ward, und der Regen  
Und Finsterniß von Lichte ward getheilt!

Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne  
Heißscheinend an sich zieht von dürrer Erde Schoß,  
War ich doch schon der Engel Wonne,  
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Mit Sternenkleidern herrlich angezogen  
Hast du, Gott Schöpfer sie dem Winde gleich gemacht  
Schönfarbigt wie der Regenbogen  
Wie Sonnenglut, ist ihrer Leiber Pracht,

Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder  
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,  
Durch deinen Himmel viel geschwinder  
Als deine Blitze, die du flammigst schickst

Aus Aether sind zusammen sie geflossen:  
Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusam-  
men läuft,

Wann deine Wolken ihn begossen  
Und Klop an Klop sich nun zusammen häuft.

Ich

**Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen  
machen!**

**Das riß auch mich hervor, als du des Lebens Thür  
Entriegeltest, und noch der Rachen  
Des Grabes nicht eröffnet war vor dir!**

**Jahrtausende vergiengen, kurze Tage  
Vor deinem Angesicht! dann kam mein Tag, und du  
Gabst mir die Hülle, die ich trage  
Um diesen Geist von dir geathmet, zu!**

**Von deinem Munde, der mit einem Hauche  
Gebürge bläset tief herunter in das Meer,  
Nahm ich das Leben zum Gebrauche,  
Zu deinem Ruhm; Herr mein Gesang sey er!**

**Der Faden dieses Gedichts ist etwa folgender:  
Als Gott die Welt erschuf, war ich ein Klei-  
nes Sonnenstäublein. Nach Jahrtausende  
empfing ich von ihm diesen Leib und diese  
Seele, ich will ihm dafür danken. Aus die-  
sen Gedanken sollte eine Ode werden. An Ma-  
terie fehlt es eben nicht, sie ist vielleicht nur gar zu  
fruchtbar. Die Dichterin hebt ganz natürlich an:**

**Wo war ich als dich die Morgensterne lobten?**

**Allein warum verweilet sie bey diesem Gedan-  
ken so lange? Warum füllet sie zwei ganze Stro-  
phen**

phen damit an? Streichen sie die erste ganz durch, und sehen sie ob das Gedicht etwas verlieret, oder vielmehr streichen sie die zweite durch, denn die erste ist vielleicht an sich selbst erträglicher. In der dritten Strophe kommt der nehmliche Gedanke abermals vor:

Als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,  
Der Thau erzeugt ward, und der Regen,  
Und Finsternis vom Lichte ward getheilt.

Das Gedicht könnte sich also mit der dritten Strophe anfangen, ohne einen wesentlichen Theil zu entbehren.

In ungeformten Klumpen noch gelegen.  
Bin ich, als auf dein Wort u. s. m.

Die dritte Strophe enthält einen guten Gedanken;  
Noch gleich dem kleinsten Sonnenstaube, den  
die Sonne

Heißscheinend an sich zieht von bärreter Erde,  
Schuß;

War ich doch schon der Engel-Donne,  
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.

Eine grosse Wahrheit! Man sollte glauben der Gedanke würde das Haupt-Thema ausmachen; allein

Wen nichts weniger! Er hat auf's Ganze nicht den geringsten Einfluß, und steht fast so für die lange Weile da. Und was dünkt ihnen von der prächtigen Beschreibung des Sonnenstaubes? den die Sonne heißscheinend an sich zieht von dürrender Erde Schooß. Kann die Dichterin keine solche Kleinigkeit vorbeplassen, ohne zu malen?

Verzeihen sie! \*der Gedanke: als Sonnenstaub war ich schon die Freude der Engel, steht nicht ganz für die lange Weile da. Die Dichterin hat von dem Worte Engel Gelegenheit genommen ihren Gegenstand zu verlassen, und durch zwei Strophen hindurch die Natur der Engel zu beschreiben. Was für ein unglücklicher Abweg! War es hier Zeit das Thema zu verlassen, und sich von einem einzigen Worte auf Nebenbegriffe führen zu lassen? Und wie unerheblich ist diese Beschreibung an sich selbst?

Mit Sternentleibern herrlich angezogen

Hast du, Gott Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;

Was

Was für eine Beziehung haben die Sternenkleider  
auf die Geschwindigkeit der Engel? — Die  
Dichterin verläßt den Begriff der Geschwindigkeit,  
und kommt auf die Farbe der Engel;

Schönfarbigt wie der Regenbogen,

Wie Sonnenglut ist ihrer Leiber Pracht.

Allein in der folgenden Strophe kommt sie zur Ge-  
schwindigkeit zurück, und widmet ihr eine viel  
prächtigere Beschreibung;

— — Sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst

Durch deinen Himmel viel geschwinde

Als deine Blitze, die du flammigst schickst.

Dieses heißt ein Kreislauf der Gedanken, der nir-  
gend weniger zu vergeben ist, als in einer Ode.

Auf einen Gedanken, den er einmal verlassen hat,  
muß der Odendichter niemals zurück kommen.

Was fangen wir also mit diesen beiden Strophen

an? Weg mit dem wilden Auswuchs! Die Ode

schießt ohne denselben natürlicher auf. Wir wol-  
len immer lesen;

War ich doch schon der Engel Sonne,

Von dir erschaffen, war ich ihnen groß.



Aus Wasser sind zusammen sie geflossen:  
 Ich ward, wie Staub, der auf der Flur zusam-  
 men läuft,  
 Wann deine Wolken ihn begossen  
 Und Klop an Klop sich nun zusammen häuft.

Die folgende Strophe ist abermals höchst müßig;  
 die Gedanken kommen nicht von der Stelle, am  
 Ende der Strophe befinden wir, uns eben da, wo  
 wir beym Anfange gewesen sind:

Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menschen  
 machen!  
 Das riß auch mich heran, als du des Lebens Thür  
 Entriegeltest, und noch der Rachen  
 Des Grabes nicht eröffnet war vor dir!  
 Dieses heißt bloß phantasiren, nicht dichten.

S. 16. ist eine Ode überschrieben, die All-  
 macht und Güte Gottes. Ein zusammen ge-  
 setztes Subjekt zur Ode verspricht viel Kunst in der  
 Ausführung. Durch welche Erfindung wird die  
 Dichterin diesen beiden Eigenschaften des Unend-  
 lichen die poetische Einheit zu geben wissen? —

O daran ward gar nicht gedacht! Die erste Zeile  
besingt die Allmacht, die zweite die Güte;

O Gott, der du allmächtig bist — —

An deiner unerschöpften Güte u. s. w.

Bis in der Mitte der dritten Strophe bleibt es  
bey der Güte, sodann erscheint plötzlich die All-  
macht wieder, in der sechsten abermals die Güte,  
und so wechselsweise. Endlich beschließt die Dich-  
terin mit der Allmacht.

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XI. Den 15. März 1784.

---

## Beschluß des zweyhundert und fünf und siebenzigsten Briefes.

**U**eberhaupt muß sie vermuthlich niemals ihre Materie vorher überdenken, um die Ideen, die ihr das Subjekt darbietet, zu ordnen; sondern sie dichtet, so bald sie nur will, schreibt eine Anzahl Strophen hin, bis sie glaubt, daß die Ode lang genug sey, und fñnkt sodenn auf eine Schlußstrophe. Wo das Subjekt einfach und ihr Feuer anhaltend genug ist, bringt sie ein leidliches Ganze hervor; wo aber eines von Beiden fehlet, begnügt sie sich mit einzelnen Schönheiten. Es gelingt ihr öfters, daß sie sich selbst ins Feuer fñngt, und nach einigen mittelmäßigen Strophen erhascht sie eine schöne Idee, davon sie aber keinen rechten Gebrauch mehr machen kan. Sie hätte verdient das Ende

Siebenzehenter Theil. 9 1elt

jezt des Ganzen zu seyn; allein sie fand sich zu spät  
 eid. In einer Ode an Gott, die sehr mittelmäßig  
 ist, hat sie von ungefähr den schönen Gedan-  
 ken; der Löwe —

Er macht Gebrauch von seinem Rechte,  
 Würgt um sich her, und kennt dich nicht.

Sie führt diesen Einfall umständlicher aus, und  
 macht einigermaßen Gebrauch davon;

Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale

Weiß Herr! von dir der Adler nichts:

Er fliegt zur Sonne, trotz dem Strale,

Und steht dir nicht, du Quell des Lichts!

u. s. w.

Allein das Ganze hat auf denselben keine Bezie-  
 hung. Er wird plötzlich aufgefangen, aber auch  
 plötzlich wieder verlassen. Der Ueberrest des Ge-  
 dichts sind schlechte Reime.

Eine ähnliche Kritik könnte man mit dem größ-  
 ten Theile ihrer sogenannten Oden vornehmen. Es  
 sind Improptus, die weder Plan noch bestimm-  
 tes Subjekt haben. In einer Ode an Palemon,  
 erzählt die Dichterin ihrem Freund, sie habe ihn  
 besuchen wollen. Sie singt:

Fünf

Fünf lange frostige Tage  
 Nicht vom Vergnügen durchweht,  
 Von keinen sonnigten Blicken  
 Für mich zu Tagen gemacht.  
 O Freund! von keinem gesegnet,  
 Der meinem Herzen verwandt  
 Ward durch gleichstimmiges Denken,  
 Hab ich sie traurig durchlebt.

So weit die Einleitung. Ist das Thema!

Dich suchen malt' ich am Tage  
 Den einerschaffender Gott,  
 Nach der vollendeten Schöpfung  
 Hochheilig machte zur Ruh.

Das heißt den Sonntag recht poetisch umschreiben! Die Dichterin findet ihren Freund nicht zu Hause. Im Weggehen betrachtet sie den Mond, und sein Bild im Wasser, vergleicht denselben mit der Seele der Sappho (so nennet sie bey allen Gelegenheiten sich selber), die sich in ihren Gedichten spiegelt, und beschließt das Gedicht. — Wer hat diese Gedanken zusammen gefügt? — Der Zufall; nichts anders als der Zufall, denn

daß sie in der Natur vielleicht wirklich so auf ein-  
ander gefolgt sind, dieses giebt doch wohl keinen  
tächtigen Grund sie auch in der Kunst so zu ord-  
nen, wenn sie zusammen kein Ganzes ausmachen.

Bei einem Spaziergange auf dem Fürstens-  
wall zu Magdeburg, im kalten April 1762  
mag vielleicht folgendes Gespräch vorgefallen seyn:

A. Es ist heute rauhes Wetter.

B. Aber doch gut Spazierengehen.

A. Ja, wo die Sonne scheint.

B. Sehen Sie einmal, wie die Knaben hier  
spielen, wie muthig!

A. Sie haben noch keine Sorgen. Dort der  
an seiner Krücke hinkende Mann wird schon so  
muthig nicht seyn.

B. Ah! der ist vielleicht auf seine Narben  
Hoh. Die arme Frau, die dort zwei schwere  
Wassereymen hinauf schleppt, scheint mehr zu be-  
dauern u. s. w.

— Aus diesem Gespräche wird folgende Ode ent-  
standen seyn. Wenigstens hat sie sehr natürlich  
auf diese Weise entstehen können.

Na

An Palemon,

Der Spaziergang, auf dem Fürstenwall.

(In Magdeburg im kalten April 1762.)

Du nacktend, Freund! muß noch die Linde bleiben  
Die ganz ihr grünes Kleid verlor.

Nach ist der Frühling's Tag. Die kleinen Wur-  
feln treiben

Nicht junges Gras hervor,

Doch lieblich ist der Fußgang an der Elbe  
Auf ihrer Oberfläche schwimmt

Die Sonne noch einmal, der an dem Luft Gewölbe  
Gott ihren Lauf bestimmt.

Ihr feyren bey dem ersten holden Blicke  
Ein Fest, die Kraben mit dem Ball  
Die nicht besorgt um Brod, und ihr zukünftig  
Glücke

Laut jauchzen auf dem Wall.

Dort stüzt ein Mann, die lahmgeliebne Rechte  
Und krumme Schenkel an ein Holz.

Er schleicht und denkt sich noch das schreckliche Ge-  
fachte

Und ist auf Narben stolz.

O Freund! ein Weib trägt voller Eymor Lasten;  
Sie steigt am Ufer auf, und leucht

Ich leb im Ueberflus, und ganze Tage saßen

Muß sie: und ach! vielleicht  
 Fiel in der Schlacht ihr bester Freund, und Kinder  
 Ein traurig Denkmahl! ließ er hier!  
 Die macht die stille Nacht den Gram des Herzens  
 minder  
 Es schlummert nicht in ihr!  
 Auch ich gieng einst in abgetragner Hülle,  
 Und Kinder sammelten um Brod.  
 Mit Seufzern unterbrach ich nächtlich meine Stille:  
 Und träumte Morgen-Noth.  
 Jetzt denk ich oft zehn Frühlinge zurücke,  
 Und staune was mir wiederfährt  
 Mit vollem Herzen an; und eine Thrän im Blicke  
 Frägt; Himmel bin ich werth?  
 Mich dünkt aus allen diesen Beispielen läßt  
 sich mit gutem Fuge schließen, daß die Dichterin  
 von dem schönen Ideal einer Ode nicht den min-  
 desten Begriff haben muß. Sie kan es vielleicht  
 noch kennen lernen, wenn sie es nur nicht schon  
 zu kennen glaubt. Wenn sie der Critik Gehör  
 giebt, und sich den Rath ihrer strengern Freunde  
 führen läßt; so dürfte es ihr vielleicht nicht viel  
 schwerer werden, nach einem ausgearbeiteten Plan,  
 als aus dem Stegreife zu dichten.



## Zwey hundert und sechs und sieben- zigster Brief.

Sie werden wenige Gedichte in dieser Sammlung finden, die nicht ein oder ein Paar schöner Stellen aufzuweisen hätten. In den schlechtesten Stücken zeichnet sich hier und da eine Wendung, ein Gleichnis, oder eine Betrachtung aus, die Aufmerksamkeit verdienen. Allein Sie werden eben so wenig Gedichte antreffen, die durchgehends schön, oder nur ohne Tadel seyn sollten; Die Dichterin erlaubet sich in ihrer Eilfertigkeit sehr viel mittelmäßiges, manches Unnatürliche, manchen Schwulst und nicht selten die allergeringsten Untergänge. Ich will Ihnen einige von diesen Stellen, die ich mir angezeichnet, hersehen. Sie werden daraus sehen, wie sehr die Dichterin nöthig hat, noch guten Rath anzunehmen, und ihre geschwinde Art zu dichten, die zu den größten Nachlässigkeiten Anlaß gibt, sich abzugewöhnen.

Gleich in der ersten Ode an Gott beschreibt sie eine helle Nacht:

Welch eine Pracht verbreitet sich!  
 Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte  
 Sieht auf uns nieder, nennet dich  
 Mit Glanz im Angesichte.

Du Sonnenschöpfer! wie so groß  
 Bist du im kleinsten Stern dort oben!  
 Wie unaussprechlich namenlos!  
 u. s. w.

Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte läßt  
 sich vertheidigen. Aber was heißt das: nennet  
 dich mit Glanz im Angesichte? Im kleinsten  
 Stern dort oben ist sehr unpoetisch, und  
 unaussprechlich namenlos offener Non-  
 sense. Ueberhaupt ist dieses Gedicht schlecht,  
 hat aber einige Strophen, nemlich die siebente,  
 achte und neunte, die es retten.

G. 69. sagt sie vom Könige:

Dem Held gleich Herkul nicht, nicht Alexander.  
 Bald mit den Köpfen unter sich gekehret,  
 Stürzt er verbundene Adler aus einander  
 Zerhauen durch sein Schwerdt.

Herkul

Jertul und Alexander werden hieher bemüh-  
 et, damit sich aus einander reimen soll. Das  
 ganze Vers gehört hieher nicht.

S. 72. Johanneischer Phöbus;

Der Sonnen Antlitz, unverschleiert schön,  
 Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten  
 Stralenreichen Blicken, streute Diamanten  
 Und lies die Fahrt durch Silber gehen.

So auch S. 233. von dem Geburtstage ihres  
 Freundes;

Er kommt geschmückt mit goldnem Sonnenkleide,  
 Ist lauter Blumenkranz, und sieht  
 Dein Antlitz weggewandt von einer Welt  
 voll Freude

Und frage dich, wo dein Frühling blüht?  
 Imgleichen S. 235.

Sie malte, die Feder in Glammen getaucht  
 Ihr sonst verschwiegen Gefühl.  
 Blut wird vom redenden Blatte gesaugt  
 In dein eröffnetes Herz.

Es ist wohl unnöthig das Schwülstige, Unge-  
 reimte und Gezwungene in diesen Zeilen zu zer-  
 gliedern. Wer fühlt es nicht?

Bey dem Grabe des Herrn von Kleist klagt sie  
im Namen Herrn Gleims;

Hier auf diesen Aschenkrüge  
Weint die Freundschaft ihren Schmerz.  
Und mit diamantnen Pfluge,  
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.

Diesen diamantnen Pflug und die Furchen,  
die der Kummer ins Herz zieht, hat man mit  
großem Rechte sehr ungereimt gefunden; allein  
außerdem, was für eine Beziehung haben die  
beiden Begriffe auf einander: „Auf diesen Aschen-  
krüge weint die Freundschaft, und nun zieht der  
Kummer Furchen ins Herz?“, Nichts als der  
Reim verbindet sie.

Sie finden häufige Exempel von Gedanken,  
die neben einander stehen, bloß weil sie der Reim  
verbindet. S. 111. heißt es.

Meine Jugend ward gedrückt von Sorgen  
Seuffend sang an manchem Sommermorgen  
Meine Einsalt ihr gestammelt Lied;  
Nicht dem Jüngling thöneten Gesänge,  
Nein, dem Gott, der auf der Menschen Menge,  
Wie auf Ameisenhaufen niedersieht!

Die.

Die Eigenschaft, die hier dem höchsten Wesen zugeschrieben wird, hat weder auf das vorhergehende, noch auf folgende die geringste Beziehung. Der Reim hat sie hergeführt, so wie S. 206.

Gott, den die Jügel hören müssen,  
Hat alles Fleisch gepaart.

Jungfräuen S. 179.

Ihn reißt nicht im buntgestreiften Kleide  
Die Tulpe, die sich stolz erhebt — —  
Ihr Rock ward ohne Hand und Seide  
Geordnet und gewebt  
Von Gott, erhaben über alle Thronen,  
Der tausend Welten ausgeschmückt,  
Und mehr als tausend Nationen  
Auf einmal überblickt.

Nehmen Sie diesen Zeilen die Mähne, und sehen Sie zu, ob man im Traume schlechter verbundene Gedanken haben kan? Den traurigen Landmann reißt die Tulpe nicht — die Tulpe hat ihren Rock von Gott bekommen. — Gott ist über alle Thronen erhaben u. s. w. — Jedoch diese Stelle ist zu schlecht für die Critik! Sie würde

würde nimmermehr stehen geblieben seyn, wenn die Dichterin ihrer Arbeit nur den zweyten Blick gegönt hätte.

Einige allzugroße Freyheiten nimt sie sich auch in Ansehung der deutschen Sprache heraus, die ihr wirklich zu widerrathen wären. Sie erlaubet sich gar seltsame Inversionen, die unmöglich gefallen können, und nur die Sprache verunstalten, als:

O du mein Geist! stolz und verwegen singen,  
Den Unmachabnlichen, soll ich?

An einem andern Orte:

O Freund! der Malen? gefunden  
Hat er im Auge mein Herz.

Oder:

Aus Ruhmsucht ward ihm nicht des Würgens  
Arbeit sauer;

Dieses soll heißen: Aus Ruhmsucht ward ihm des Würgens Arbeit nicht sauer. Sobald aber die Negation versetzt wird, so kömmt ein ganz anderer Sinn heraus.

Sie bildet auch ohne Bedenken neue Hilfsörter, daran es doch gewis im Deutschen nicht fehlt, als

S. 318. Und Ruhe sucht und Ruhe liege  
begehren.

S. 333. Wie schamvoll steht er sich das Auge  
decken —

Sie werden ähnliche Beispiele in grosser Anzahl bemerken. So wenig Gewissen man sich sonst daraus machen will, der Poesie die Regeln der Sprache aufzuopfern; so kan man doch dergleichen Neuerungen unmöglich gut finden, besonders wenn sie keine ausserordentliche Schönheiten in ihrem Schutze haben. Es scheint auch als wenn sie der Dichterin nur aus Unachtsamkeit entfahren wären. Wenn man die erstaunliche Geschwindigkeit nicht aus den Gedanken läßt, mit welcher sie dichtet; so kan man ihr dergleichen Fehler nicht zur Last legen; allein sie sollte nunmehr auch lernen, aus Hochachtung für das Publikum und für die Nachwelt, ein jedes Gedicht unzähllichemale in die Hand nehmen, bevor sie es bekannt werden läßt.

Mit einem Worte! Jetzt ist der entscheidende Zeitpunkt für ihr Genie. Wenn es sich von ein-  
sicht

sichtsvollen Freunden lenken läßt; so kan sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Führet sie aber so fort, wie sie angefangen; so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern heraussinken, die sie ihrer natürlichen Talenten nach, weit hinter sich zurücklassen könnte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rath geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterin folgsam seyn möchte. Mich dünkt mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß sie sich auf das Hinschreiben etwas zu gute thut, und sie sollte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben schämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen, ist einem guten Dichter nöthig; weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unsere Dichterin muß wissen, daß diese Fertigkeit, bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen nützlich ist, und ausserdem in eine sehr verdächtige



schliche Schmiererey ausartet. Die Fertigkeit  
 geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwün-  
 gen, kan ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bey  
 einigen Personen kenntlich zu machen, und sich  
 dadurch aus der äussersten Niedrigkeit und Dürf-  
 tigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß  
 sie sich auch bewußt seyn, daß sie sich in einem ver-  
 edelten Zustande befindet. Die Welt fodert von  
 ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Le-  
 ser, der ihre Gedichte liest, ist es einerley, ob sie  
 eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfer-  
 tigung zugebracht hat. Ich will es gerne glau-  
 ben, was in der Vorrede gesagt wird: „daß die  
 „Lieder welche ihr am besten gelungen sind, alle  
 „in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben  
 „worden; dahingegen die, welche sie aus Vor-  
 „satz und mit ruhiger Ueberlegung versertiget,  
 „allermahl das Kennzeichen des Zwanges und den  
 „Mangel der Muse, nicht undeutlich bemerken  
 „lassen.“ Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht  
 allein an den Fr. K. etwas besonders, sondern es  
 gehet allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber  
 daß

sichtsvollen Freunden lenken läßt; so kan sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Führet sie aber so fort, wie sie angefangen; so wird sie mit der Zeit mehr, aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Keimern herabsinken, die sie ihrer natürlichen Talenten nach, weit hinter sich zurücklassen könnte.

Wenn ich aber voraussetze, daß ihr einsichtsvolle Freunde den besten Rath geben werden, so wünschte ich auch recht sehr, daß unsere Dichterin folgsam seyn möchte. Mich dünkt mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß sie sich auf das Hirschreiben etwas zu gute thut, und sie sollte es durch reifes Nachdenken dahin bringen, daß sie sich desselben schämen lernte. Die Fertigkeit zu reimen, ist einem guten Dichter nöthig; weil ohne diese sein Geist in der Arbeit aufgehalten werden muß, aber unsere Dichterin muß wissen, daß diese Fertigkeit, bloß als ein Mittel, weit größere und edlere Talente schimmern zu lassen nützlich ist, und ausserdem in eine sehr verdächtige

schliche Schmiererey ausartet. Die Fertigkeit  
 geschwind ihre Gedanken in einen Vers zu zwin-  
 gen, kan ihr Gelegenheit gegeben haben, sich bey  
 einigen Personen kenntlich zu machen, und sich  
 dadurch aus der äussersten Niedrigkeit und Dürf-  
 tigkeit zu ziehen. Da dieses geschehen, so muß  
 sie sich auch bewußt seyn, daß sie sich in einem ver-  
 edelten Zustande befindet. Die Welt fodert von  
 ihr keine Gedichte aus dem Stegreife. Dem Le-  
 ser, der ihre Gedichte liest, ist es einerley, ob sie  
 eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfer-  
 tigung zugebracht hat. Ich will es gerne glau-  
 ben, was in der Vorrede gesagt wird: „daß die  
 „Lieder welche ihr am besten gelungen sind, alle  
 „in der Hitze der Einbildungskraft geschrieben  
 „worden; dahingegen die, welche sie aus Vor-  
 „satz und mit ruhiger Ueberlegung verfertigt,  
 „allemahl das Kennzeichen des Zwanges und den  
 „Mangel der Muse, nicht undeutlich bemerken  
 „lassen.“ Es ist dieses auch, wie mich dünkt, nicht  
 allein an den Fr. K. etwas besonders, sondern es  
 gehet allen andern Dichtern zuweilen eben so. Aber  
 daß

angesehen; theils auf ihre äußerliche Umstände, auf ihr Geschlecht, auf ihre schlechte Erziehung, auf ihre Geschwindigkeit zu dichten, beständige Rücksicht gehabt haben. Der Leser hingegen siehet auf alle diese Umstände gar nicht, und fordert hingegen mit Recht, daß sich die Dichterin von keiner Regel bis aus dem Wesen der Dichtkunst fließet, freisprechen soll. Wenn sie einmal wird eingesehen haben, wie ungemein viel zu einem vollkommenem Gedichte erfordert wird, wie viel ihr noch in der Dichtungsart, wozu sie ihr Glück getrieben hat, fehlet, und wie sehr viele andere vortrefliche Dichtungsarten es giebet, an die sie sich noch wagen könnte, wenn sie dieses alles und noch mehrere Wahrheiten bedenkt, die ihr ihre verständige Freunde, — und sie hat solche, die zu Freunden zu haben der beste Kopf für ein Glück schätzen wird, — ihr gewiß nicht verhehlen werden, so wird sie thun, was alle große Dichter gethan haben, sie wird zittern, so oft sie ein neues Werk dem Publico vorlegt.

Wie

Wie nöthig es sey, diese Wahrheiten unserer Dichterin recht tief einzuprägen, sehe ich aus vier kleinen Bogen, unter dem Titel: Poetische Einfälle von M. L. Karschin, (\*) die mir auch ganz neu von der Presse eben überbracht wurden; Sie haben in einem vorigen Brief schon mein Urtheil über die Einfälle der Fr. K. gelesen, und da ich weiß, daß sie sie alle Tage bey hundertem hat, so sehe ich auf diesen Bogen die Worte: erste Sammlung mit wahrem Entsetzen.

3.

(\*) Berlin bey Winter 1764. in 12.

## Zweyhundert und sieben und siebenzigster Brief.

Wenn man Bertheuge nicht so vollkommen haben kan, als man sie wünschet: so muß man aus den verräthigen zu machen suchen und sich daraus machen läßt. Die war mein erster Gedanke bey \* Herrn Meierschen Schrift. Leibnizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen. Wie könnten wir aus der deutschen, u. noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allensals eine andre als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen kömt der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, so weit wir nemlich diese Vollkommenheit ausdenken können, am nächsten. Denn daran ist gar kein Zweifel, daß Seelen auch nur mit anders gebildeten Körpern ganz verschiedene und nach Beschaffenheit weit vollkommnere Sprachen, als die menschlichen sind, erfinden müßten. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde

\* S. den 27ten Brief.

würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen. Man kan ja die Sprache unter zweyen Augpunkten ansehen, in so ferne sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellt; hernach, in so ferne sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt. Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang auch das Bilderreiche einer Sprache ab, und es ist solcher Vollkommenheiten fähig die mit dem Ende der Sprache, wenn sie aufhört Landessprache zu seyn, verlöschen. So ist z. E. unstreitig, daß außer den fünf Selbstlautern, (von deren richtigen Abstände eines vom andern, der Gefangene dessen Schafesbury erwähnt, durchs Einschieben seiner fünf Finger ins Maul, sich aufs strengste überzeugt, und dadurch für jeden, der noch zweifelt, den Weg zur Ueberzeugung angezeigt hat,) unstreitig ist es doch daß außer diesen fünf noch viele Zwischenlaute hätten angebracht werden können; so wie die vorgehende und nachfolgende Bewegung der Stimmwerkzeuge in solchen Lauten noch weit man-

nigfaltiger eingerichtet wäre, wovon das z. B. der Engländer für uns Deutsche ein Beyspiel ist. Dergleichen Vollkommenheiten aber, wie gesagt, gehn allezeit mit dem Leben der Sprache in einem Lande verloren. Einige Selbstlauter der Griechen führen auch hievon den Beweis.

Beym zweyten Stücke kommt es hauptsächlich auf einen Artikel an 1) ob man die Verbindung der Ideen durch bloße Abänderung des Ausdruckes für eine jede, oder durch Zwischenlegung kleiner Worte, oder durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drey Fälle sind, glaube ich, nur möglich. 2) Was für Befolge man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. Für alle beyde muß noch folgendes überlegt werden 1) Ob von bloß möglichen, oder von wirklichen Gegenständen die Ideen und folglich auch ihre Anzeige zu bilden: im letztern Falle müssen die Zeiten und der Raum bey den meisten Ideen beobachtet werden. Jenes hat  
fast



keine Sprache unterlassen, obgleich die Vollkommenheit darin von einer weiter getrieben werden als von der andern; Dieses hat, deucht mir keine Sprache an den Worten selbst angebracht, sondern jede hat sich dazu einiger Nebenvorte bedienet. 2) Wie solche Umstände, die auf mehrere Ideen zugleich treffen, geschickt anzudeuten. Ich rechne hieher die Einzelheit oder Mehrheit, das unbedingte oder bedingte, bestimmte und unbestimmte, welches unsere sogenannte Modos ausmacht: man sieht aber bald, daß in einer recht philosophischen oder gelehrten oder vollkommenen Sprache noch weit mehrere ähnliche Bestimmungen der Ideen an deren Zeichen selbst durch Beugungen und Lenkungen dererselben könnten angebracht werden.

Bei dem erstgenannten Artikel, wie die Abhängigkeit der Ideen von einander, anzudeuten, wird man sogleich auf die Betrachtung gerathen, daß eine Sprache, die ihre meisten Worte in einen Selbstlauter endigte, — viele dieser Selbst-

lauter hätte auf die Art wie wir angemerkt, — und die Abhängigkeit der Ideen bey jedem Worte durch den Uebergang in einen andern Selbstlauter nach gewissen Ordnungen und Regeln anzeigte; — daß eine solche Sprache weit vollkommener als irgend eine andre wäre. Nur müßte man den Gedanken nicht vergessen, daß weit mehr dergleichen Abhängigkeiten durch die Fallendungen der Worte können angedeutet werden, als wir jetzt thun; und daß es folglich eine lächerliche Bemühung wäre die sogenannten Casus auf wenigere zurückbringen zu wollen, da wir zu einer vollkommnern Sprache mehrere nöthig hätten.

Der andre Artikel ist wol der wichtigste und scheint folgendes Hauptgesetz anzunehmen: man lasse mehrere Ideen, die zusammen einen Gedanken als ein Ganzes ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Redenden gemäß ist. Nun kan der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerley seyn; also wird

- **Es** eine gewisse allgemeine Construktionsordnung geben, deren Nützlichkeit allerdings von den einzelnen gut zugeschnittenen Theilen der Rede abhängt. Hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste, welche, wenn ich so sagen darf, räumig genug geschärft ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besondrer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzeigen vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Sprache!

Zunächst nach diesem Grundsatz kommt die Vorschrift, die Worte so zu ordnen, daß sie bey aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Diese Vorschrift nun ist die einzige, die wir bey unsern Sprachen brauchen können; und nach welcher wir das, was Hr. Meier die gelehrte Sprache nennet, und was wir füglich die Sprache der Schrift-

steller nennen dürfen, ausbilden müssen. Ich sage mit Fleiß die Sprache der Schriftsteller. Es ist wahr daß gut erzogene Leute in der großen Welt un besonders in der französischen Sprache sich öfters eben so fein, als der beste Schriftsteller in den Gesellschaften ausdrücken: allein ich glaube doch, daß sie hundertmal Fehler gegen diese Vorschrift begehen, ohne daß sie bemerkt werden. Denn dem Sprechenden helfen seine Gebärden und der Ton der Stimme, (wenn er anders gut redet) den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dieses im Buche wegfällt.

Ich würde also nun untersuchen, wie weit an unsrer Sprache nach dieser Regel schon gearbeitet worden; und durch was für Künste die Franzosen es dahin gebracht, daß man ihre Sprache, die Sprache der Vernunft genennet. Ich würde weiter erforschen, ob eine philosophische Materie, die ohngefähr mit gleicher Genauigkeit in zween Sprachen vorgetragen werden, in der einen sich klarer, netter, überzeugender

gender darstellte als in der andern, und woran wol der Grund bey der Sprache, daran sich dieses befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben seyn könnten; hingegen in eine andre Sprache übertragen, nicht in gleicher Anmuth mit Originalschriften der letztern sich ausarbeiten lassen? ob wol dieses an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trachten Bezeichnung man bey dem einen Volke mehr gewöhnt ist als bey dem andern.

So würde ich ebenfalls den Ausspruch thun, daß eine Sprache die wenig Unterschied in den Zeiten \* angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, wenig

\* Wir haben gar keinen Begriff von allen temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beyden temporum praeteritorum des Franzosen, das dieser in einem so hohen Grade richtig hat, daß ich lächerliche Mißverständnisse daraus habe entstehen sehen, wenn ein Deutscher, sie vor einem dieser letztern Nation verwechselte.

wenig Aenderung in der Stellung der Worte anbringen kan; daß eine solche Sprache z. E. die Deutsche, nicht sonderlich geschikt zur Geschichte sey; daß man ihr also hier noch die größte Hülfe geben müsse. Dergleichen Untersuchungen würde ich bey einer Abhandlung über die gelehrte Sprache oder über die Sprache der Schriftsteller, (denn weiter gienge sie doch nicht,) für nöthig erachten, wenn ich etwas davon zum Vortheil meiner Nation, und in der Absicht etwas mehr zu thun, als nur einige gedruckte Bogen voll zu schreiben, aufsetzen wolte. Doch ein jeder weiß am besten, was ihm selbst nützlich ist. Leben Sie wol.

D.

Ende des siebenzehnten Theils.

gender darstellte als in der andern, und woran wol der Grund bey der Sprache, daran sich dieses befände, liegen möchte. Ferner, woher es käme, daß einige Dinge in einer Sprache gut geschrieben seyn scheinen; hingegen in eine andre Sprache übergetragen, nicht in gleicher Mannuſch mit Originalſchriften der letztern sich anſchaffen laſſen? ob wol dieses an der Subtilität der Gedanken läge, an deren trocknen Bezeichnung man bey dem einen Volke mehr gewöhnt ist als bey dem andern.

So würde ich ebenfalls den Ausſpruch thun, daß eine Sprache die wenig Unterschied in den Zeiten \* angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern ſehen, wenig

\* Wir haben gar keinen Begriff von allen temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat ſelten das Gefühl von dem Unterschiede der beyden temporum praeteritorum des Franzosen, das dieser in einem so hohen Grade richtig hat, daß ich lächerliche Mißverständnisse daraus habe entstehen ſehen, wenn ein Deutſcher, ſie vor einem dieser letztern Nation verwechſelte.

1975 1 23

11

THE UNITED STATES OF AMERICA

1 1 0 0 0 7 7 0 0



1 1 0 0 0 7 7 0 0

1 1 0 0 0 7 7 0 0

1 1 0 0 0 7 7 0 0

1 1 0 0 0 7 7 0 0

1 1 0 0 0 7 7 0 0



## **Inhalt der Briefe des achtzehnten Theils.**

**Zwey hundert und sieben und siebenzigster Brief.**  
Anpreisung der mit einigen Zugaben vermehrten  
Auflage des Hrn. Spaldings von der Bestimmung  
des Menschen; Prüfung seiner Gedanken, von ur-  
sprünglichen und unabhängigen Trieben; vom  
vernünftigen Werth der Andacht; vom glücklichen  
Alter; von menschlichen Erwartungen, und von  
der Entschlossenheit; Bemerkung eines Fehlers  
der besten unserer deutschen Schriftsteller. S. 3

**Zwey hundert und acht und siebenzigster Brief.**  
Von Gessners neuen Auflage seiner sämtlichen  
Schriften. Critik über dessen Schäferspiel Evän-  
der und Alcinna, wie auch über dem Crast, und  
dem Gemäld aus der Sündfluth. Von dem Ge-  
dicht, der Schiffer betitelt. S. 25

**Zwey hundert und neun und siebenzigster Brief.**  
Urtheil über des Hrn. Fr. Carl v. Mosers Schreib-  
art in seinen gesammelten moralischen und politi-  
schen Schriften; alltägliche Gedanken in dem Stück  
das Gedächtniß betitelt; Prüfung der Stelle des  
Verfassers, dieser oder jener Mann hat zur un-  
rechten Zeit gelebt, vom Hrn. von Mosers un-  
richtiger Erklärung vom außerordentlichen Geiste. S. 47

**Zwey hundert und achtzigster Brief.** Prüfung  
der Schrift des Hrn. M. Kants von dem einzig  
möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des  
Daseyns Gottes. Vergleichung der Definition des  
Daseyns des Verfassers mit der Baumgartens-  
schen; Von der Erkenntniß der innern Möglichkeit  
der Dinge, sowohl in Absicht auf Gott, als die Men-  
schen; Folgerungen aus dieser Möglichkeit auf das  
schlechterdings nothwendige Daseyn eines Wesens,  
insbesondere Gottes. S. 69

**Zwey**

---

**Zwey hundert und fünf und achtzigster Brief.**  
Von dem weitläufigen Nutzen aus der Beweis-  
art des Hrn. M. Kants; Untersuchung von der  
Nothwendigkeit und Zufälligkeit der Bewegungs-  
gesetze; Bemerkung von der Verknüpfung der Stra-  
fen und Belohnungen Gottes; Von den gewöhnli-  
chen Fehlern der Physicotheologien und deren Ver-  
besserung; Hypothese des Verfassers von der Kos-  
mogonie; und alleinigen Möglichkeit seines Beweis-  
grundes für das Daseyn Gottes. S. 87

**Zwey hundert und zwey und achtzigster Brief.**  
Critische Beurtheilung der Sylloge epistolarum no-  
va Vol. IV. Libr. IX. et X. des Hrn. Prof. Hbla.  
S. 103.

**Zwey hundert und drey und achtzigster Brief.**  
Barum Youngs Nachtgedanken nicht in deutsche  
Hexameter übersetzt werden sollen; Von eines Un-  
genannten Uebersetzung desselben in deutsche Hexa-  
metern; bewiesene Schwierigkeit aus einigen Exem-  
peln des Uebersetzers; insbesondere bey einsylbigen  
Wörtern. S. 119

**Zwey hundert und vier und achtzigster Brief.**  
Von den nöthigen Eigenschaften der roetischen Uebers-  
etzung des Youngs und dessen Charakter; Wird  
durch die Hexameter seines Uebersetzers verstellt;  
Beweis hiervon; Vergleichung des Ungenannten mit  
Hr. Eberts Uebersetzung; Lob der Ebertschen Uebers-  
etzung. S. 145

**Zwey hundert und fünf und achtzigster Brief.**  
Von dem Trauerspieler Julius Caesar des Verfass-  
ers der Anmerkungen für deutsche Kunstschreiber wird  
dessen schlechte Einrichtung gezeigt. S. 181

**Zwey hundert und sechs und achtzigster Brief.**  
Von einem fürchterlichen Traum; eingesandte An-  
merkung für die Schusschrift des Hrn. Schüzens  
für Luthern wider den Recensenten der Briefe der  
Litteratur. S. 185

---

**Briefe,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Achtzehnter Theil.**

91913

On 19th June 1942

-----

1942

---

## Inhalt der Briefe des achtzehnten Theils.

Zwey hundert und sieben und siebenzigster Brief.

Anpreisung der mit einigen Zugaben vermehrten Auflage des Hrn. Spaldings von der Bestimmung des Menschen; Prüfung seiner Gedanken, von ursprünglichen und unabhängigen Trieben; vom vernünftigen Werth der Andacht; vom glücklichen Alter; von menschlichen Erwartungen, und von der Entschlossenheit; Bemerkung eines Fehlers der besten unserer deutschen Schriftsteller. S. 3

Zwey hundert und acht und siebenzigster Brief.

Von Gessners neuen Auflage seiner sämtlichen Schriften. Critik über dessen Schäferspiel Evander und Alcimus, wie auch über dem Craft, und dem Gemäld aus der Sündfluth. Von dem Gedicht, der Schiffer betitelt. S. 25

Zwey hundert und neun und siebenzigster Brief.

Urtheil über des Hrn. Fr. Carl v. Mosers Schreibart in seinen gesammelten moralischen und politischen Schriften; alltägliche Gedanken in dem Stück das Gedächtniß betitelt; Prüfung der Stelle des Verfassers, dieser oder jener Mann hat zur un rechten Zeit gelebt, vom Hrn. von Mosers un richtiger Erklärung vom außerordentlichen Geiste. S. 47

Zwey hundert und achtzigster Brief.

Prüfung der Schrift des Hrn. M. Kants von dem einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes. Vergleichung der Definition des Daseyns des Verfassers mit der Baumgartenschen; Von der Erkenntniß der innern Möglichkeit der Dinge, sowohl in Absicht auf Gott, als die Menschen; Folgerungen aus dieser Möglichkeit auf das schlechterdings nothwendige Daseyn eines Wesens, insbesondere Gottes. S. 69

Zwey

Sie ist mit einigen Zugaben vermehrt, welche zwar schon in wöchentlichen Blättern einzeln gedruckt worden, aber noch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen.

Der Plan und Inhalt der Schrift selbst ist unter uns zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, einen Auszug daraus zu machen. Ich werde mich daher begnügen nur einige Anmerkungen niederzuschreiben, die vielleicht schon vor mir gemacht worden sind, und die, es dem Hrn. Verfasser einst gefällig ist, näher zu prüfen.

In der Betrachtung, die den Herrn Verfasser auf die Tugend leiten soll, findet er S. 17. u. folg. bey Untersuchung der Frage: ob andere Wesen, die um ihn sind, alle um seinerwillen da sind, und ob er mit ihnen in keinem Verhältnisse stehe? ursprüngliche und unabhängige Triebe in seiner Seele zu dem, was sich schickt; zu dem, was anständig, großmüthig und billig ist; zu der so vorzüglichen Schönheit Uebereinstimmung und Vollkommenheit in den Gesinnungen und Handlungen freyer verständiger Wesen, welche seinen Vortheil, in so fern es

~~\_\_\_\_\_~~ §  
es sein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben.  
Und zum beweisenden Exempel hiervon führt er  
den Schaden und Neue über solche Dinge an, wo  
es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt;  
und den so verschiedenen Unwillen, den man  
bey einem Nachtheile empfindet, welcher uns  
von einem Thiere, Rinde, Wahnmüthigen, oder  
hingegen von einem ordentlichen, verständigen  
Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert  
er, daß der natürliche Begriff vom Recht und  
Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen,  
vom Schönen und Hässlichen in den Gesinnun-  
gen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so  
finden wir, daß die Empfindungen des Rechts  
und Unrechts, des Anständigen und Unanständ-  
igen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe  
sind, sondern sich allezeit auf vorübergehende Ur-  
theile gründen. Und so lange ein Mensch solch  
ein Urtheil nicht fällt, hat er auch jene Em-  
pfindung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier  
Buckesons feines System zum Grunde zu  
legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingedruckt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdrückt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch-guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdrückt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gesallender und dem Menschen schmeichelhafter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit ver-



~~unvollständiges~~ 8  
eigene Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben,  
Und zum beweisenden Exempel hievon führt er  
die Ehem. und Neue über solche Dinge an, wo  
es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt;  
und den so verschiedenen Unwillen, den man  
bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns  
von einem Thiere, Kinde, Wahnmüthigen, oder  
hingegen von einem ordentlichen, verständigen  
Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert  
er, daß der natürliche Begriff vom Recht und  
Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen,  
vom Schönen und Häßlichen in den Gesinnun-  
gen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so  
finden wir, daß die Empfindungen des Rechts  
und Unrechts, des Anständigen und Unanständ-  
igen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe  
sind, sondern sich allezeit auf vorübergehende Ur-  
theile gründen. Und so lange ein Mensch selbst  
ein Urtheil nicht fällt, hat er auch jene Emp-  
findung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier  
sicherlich ein solches System zum Grunde zu  
legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Hässlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingebrucht wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdrückt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdrückt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menschen schmeichelter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit ver-

vers

...sowohl die irragte Erfahrung, über  
geführt wird, als man Zeit gehabt hat, auf  
die Kraft, darauf sie aussteht, selbst Acht zu  
haben.

Der Herr Verfasser muß auch selbst S. 26.  
bis 39 die Ausformeln der Wahrheit, oder der  
Reinheit über die Beziehungen der Dinge gegen  
einander zu Hilfe nehmen; um  
seinen Gedanken von der Tugend die gehörige

---

**Zwey hundert und fin und achtzigster Brief.**  
Von dem weitläufigen Nutzen aus der Beweis-  
art des Hrn. M. Kants; Untersuchung von der  
Nothwendigkeit und Zufälligkeit der Bewegungs-  
geetze; Bemerkung von der Verknüpfung der Stra-  
fen und Belohnungen Gottes; Von den gewöhnli-  
chen Fehlern der Physicotheologien und deren Ver-  
besserung; Hypothese des Verfassers von der Kos-  
mogonie; und alleinigen Möglichkeit seines Beweis-  
grundes für das Daseyn Gottes. S. 87

**Zwey hundert und zwey und achtzigster Brief.**  
Critische Beurtheilung der Sylloge epistolarum no-  
va Vol. IV. Libr. IX. et X. des Hrn. Prof. Wbls.  
S. 103.

**Zwey hundert und drey und achtzigster Brief.**  
Warum Youngs Nachtgedanken nicht in deutsche  
Hexameter übersetzt werden sollen; Von eines Un-  
genannten Uebersetzung desselben in deutsche Hexa-  
meters; bewiesene Schwierigkeit aus einigen Exem-  
peln des Uebersetzers; insbesondere bey einsylbigen  
Wörtern. S. 119

**Zwey hundert und vier und achtzigster Brief.**  
Von den nöthigen Eigenschaften der poetischen Uebers-  
etzung des Youngs und dessen Charakter; Wird  
durch die Hexameter seines Uebersetzers verstellt;  
Beweis hiervon; Vergleichung des Ungenannten mit  
Hr. Eberts Uebersetzung; Lob der Ebertschen Uebers-  
etzung. S. 145

**Zwey hundert und fünf und achtzigster Brief.**  
Von dem Trauerspiele Julius Caesar des Verfaß-  
fers der Anmerkungen für deutsche Kunsttrichter wird  
dessen schlechte Einrichtung gezeigt. S. 181

**Zwey hundert und sechs und achtzigster Brief.**  
Von einem fürchterlichen Traum; eingesandte An-  
merkung für die Schusschrift des Hrn. Schüzens  
für Luthern wider den Recensenten der Briefe der  
Litteratur. S. 185

---

**Briefe,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Achtzehnter Theil.**

1911

On the 1st of January 1911

—————

1911

er selbst keinen Werth hat, als ist so fern er  
 „rechtchaffen ist, und sich mit mir nach eben  
 „demselben ewigen Regelmaaß des Rechts und  
 „der Ordnung richtet. Ich bin groß genug,  
 „wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht miß-  
 „falle.“ Wie vortreflich ist hier Edelmauth und  
 „Simplicität mit einander vereinigt!

Bey der dritten Auflage ist dieser Schrift be-  
 reits ein Anhang beygefügt worden, worin dem  
 Misbrauche begegnet wird, den einige Leser  
 daraus gemacht haben sollen, die Vortreflichkeit  
 der natürlichen Religion und Sittenlehre über  
 die Offenbarung zu erheben, und die Wahrheit  
 des christlichen Glaubens dadurch zu bestreiten.  
 Der Verfasser setzt bey dieser Veranlassung die  
 Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Re-  
 ligion und Sittenlehre sehr richtig auseinander,  
 und sucht den Umfang und Einfluß einer jeden  
 insbesondere genau zu bestimmen.

Ich komme nun auf die vier Zugaben, welche  
 dieser Schrift angehängt sind. Die erste ist eine  
 kurze Betrachtung über den vernünftigen Werth  
 der

Sie ist mit einigen Zugaben vermehrt, welche zwar schon in wöchentlichen Blättern einzeln gedruckt worden, aber noch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen.

Der Plan und Inhalt der Schrift selbst ist unter uns zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, einen Auszug daraus zu machen. Ich werde mich daher begnügen nur einige Anmerkungen niederzuschreiben, die vielleicht schon vor mir gemacht worden sind, und die, es dem Hrn. Verfasser einst gefällig ist, näher zu prüfen.

In der Betrachtung, die den Herrn Verfasser auf die Tugend leiten soll, findet er S. 17. u. folg. bey Untersuchung der Frage: ob andere Wesen, die um ihn sind, alle um seinerwillen da sind, und ob er mit ihnen in keinem Verhältnisse stehe? ursprüngliche und unabhängige Triebe in seiner Seele zu dem, was sich schickt; zu dem, was anständig, großmüthig und billig ist; zu der so vorzüglichen Schönheit Uebereinstimmung und Vollkommenheit in den Gesinnungen und Handlungen freyer verständiger Wesen; welche seinen Vortheil, in so fern es



5

es sein Vortheil ist, gar nicht zum Zweck haben,  
 Und zum beweisenden Exempel hievon führt er  
 die Scham und Reue über solche Dinge an, wo  
 es nicht auf unsern eigenen Schaden ankommt,  
 und den so verschiedenen Unwillen, den man  
 bey einerley Nachtheile empfindet, welcher uns  
 von einem Thiere, Kinde, Wahnmüthigen, oder  
 hingegen von einem ordentlichen, verständigen  
 Menschen zugefügt wird. Und hieraus folgert  
 er, daß der natürliche Begriff vom Recht und  
 Unrecht, vom Anständigen und Schädlichen,  
 vom Schönen und Hässlichen in den Gesinnun-  
 gen, der Seele eingedrückt seyn müsse.

Wenn wir aber auf die Natur acht haben, so  
 finden wir, daß die Empfindungen des Rechts  
 und Unrechts, des Anständigen und Unanständ-  
 igen, nicht ursprünglich eingeprägte Triebe  
 sind, sondern sich allezeit auf vorübergehende Ur-  
 theile gründen. Und so lange ein Mensch selbst  
 ein Urtheil nicht fällt, hat er auch jene Emp-  
 findung nicht. Der Hr. Verfasser scheint hier  
 ausdrücklich ein solches System zum Grunde zu  
 legen, daß die Empfindungen des Rechts und

Unrechts, des Schönen und Häßlichen in moralischen Handlungen, allen Menschen von Natur eingeprägt wären. Eine Fähigkeit und entfernte Anlage dazu mag wohl jeder Mensch in seiner Natur haben; aber die allgemeine Erfahrung widerspricht, daß diese Empfindungen bey allen Menschen so bestimmt seyn sollten, daß man sie darauf, als auf ein Principium aller ihrer moralischen Handlungen verweisen könnte. Würde nicht alsdann jeder sich auf seine Empfindungen berufen, und jeder seine eigene Moral haben? Ja, viele wird man sagen, haben diese Empfindungen unterdrückt. Wohl, so können sie eben deswegen kein Principium seyn, daraus dem Menschen seine Verpflichtung zu moralisch guten Handlungen einleuchten müßte. Viele Menschen und ganze Völker haben sie nicht unterdrückt; sie haben sie nie gehabt. Dieses System scheint mir nichts weiter, als ein gefallender und dem Menschen schmeichelthafter Roman von seiner Natur zu seyn, der bey seiner Vergleichung mit dem menschlichen Herzen, so wie es wirklich ist, seine Wahrscheinlichkeit ver-

~~CONFIDENTIAL~~

35

Dear,

**Stehen.** So ist fern die Anwesenheit der  
Frucht der Erziehung als die bestmögliche  
Bewältigung der Bedürfnisse der Erzie-  
hung abhängig. Wenn demnach das Er-  
ziehungs-gesetz ist, scheint, ein solches Bedenken  
nicht zu sein, daß gewisse Fähigkeiten die sich  
nahe an moralische Empfindungen gründen, und  
überhaupt, mächtige Werkzeuge der Mäßigkeit  
Erweckung derselben sind, mit den Empfindun-  
gen selbst verwechselt, und aus den Bedürfnis-

..... die erste Erfahrung, über  
anführt, wird, als man Zeit gehabt hat, auf  
die Kraft, durch die es entstand, selbst Licht zu  
haben.

Der Herr Verfasser, muß auch selbst S. 26.  
bis 39 die Ausprüche der Wahrheit oder der  
Wahrheit über die Beziehungen der Dinge gegen

erhaben, und zugleich so göttesfürchtig aus-  
 drückt, daß jeder seiner Leser eben das empfin-  
 den sollte, was er in dem Mängelstück empfunden  
 hat. Ich muß sie ganz hersehen.

„Höher kann sich meine Ehrbegierde unmaß-  
 „lich erheben, als wenn ich dem gefalle, daß  
 „dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles  
 „sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen  
 „und Bewegungen in Millionen Welten durch-  
 „schauet; wenn der mitten unter dieser Menge  
 „auch mich sieht und billiget. Nun sind mir  
 „die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als

hier selbst keinen Werth hat, als in so fern er  
 „rechtchaffen ist, und sich mit mir nach eben  
 „demselben ewigen Regelmaaß des Rechts und  
 „der Ordnung richtet. Ich bin groß genug,  
 „wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht miß-  
 „falle.“ Wie vortreflich ist hier Ekelmuth und  
 „Einfachheit mit einander vereinigt!

Bey der dritten Auflage ist dieser Schrift be-  
 reits ein Anhang beygefügt worden, worin dem  
 Misbrauche begegnet wird, den einige Leser  
 daraus gemacht haben sollen, die Vortreflichkeit  
 der natürlichen Religion und Sittenlehre über  
 die Offenbarung zu erheben, und die Wahrheit  
 des christlichen Glaubens dadurch zu bestreiten.  
 Der Verfasser setzt bey dieser Veranlassung die  
 Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Re-  
 ligion und Sittenlehre sehr richtig auseinander,  
 und sucht den Umfang und Einfluß einer jeden  
 insbesondere genau zu bestimmen.

Ich komme nun auf die vier Zugaben, welche  
 dieser Schrift angehängt sind. Die erste ist eine  
 kurze Betrachtung über den vernünftigen Werth  
 der

der Andacht. Ich will das Wesentlichste daraus  
auszeichnen.

Die ganze Betrachtung hat zur Absicht, den  
Menschen, die doch vernünftig seyn wollen, ihr  
Unrecht und ihre widersprechende Aufführung zu  
zeigen, wenn sie keine Empfindungen der An-  
dacht haben, oder sich gar derselben schämen.



Sich diese Regungen auch merklich zeigen müssen:  
Darf man sich wohl schämen, diese Regungen

der ihm nicht artig genug zu lassen, geradezu  
Gottes, und der ihm schuldigen Empfindungen,  
Erwähnung zu thun. Es wäre daher gut, daß  
wir mehr Anleitungen hätten, die rechte Art,

des Verfassers S. 84. bis 87. mehr als einmal  
lesen!

Die zweite Betrachtung führt die Handschrift:  
Das glückliche Alter. Sie lehrt, daß man auch  
in diesem beschwerlichsten Aufstiege des mensch-  
lichen Lebens glücklich seyn könne. Der H. B.  
zeigt dieses in einem lebhaften Kontrast zwischen  
einem Alten, der mit Reue und Selbstverdä-  
migung auf die vergangenen Vergnügungen sei-  
ner Jugend, oder auf seine unethische Hand-  
lungen zurück sieht; und einem solchen, der die  
Freuden seiner frühern Jahre billigen, und des  
Andenkens seiner guten und edlen Thaten mit  
Selbstzufriedenheit genießen kann: zwischen ei-  
nem Greise, der noch von dem Sturm seiner  
unordentlichen Begierden herumgetrieben wird,  
ohne sie doch nunmehr befriedigen zu können;  
und einem solchen, der Ruhe und Stille und  
Ordnung in sich empfindet, weil seine Leidens-  
chaften gemäßiget, und vom Taumel der Eitel-  
keit nüchtern sind: zwischen dem, der entweder  
hoffnungslos, oder mit Schrecken und Verwir-  
rung in die Zukunft hinaus sieht; und zwischen  
dem,

dem, der eine Welt voll neuer Freuden blickt  
erblickt, und mit erheiternder Hoffnung seinen  
Veränderung entgegen geht. Den Beschluß  
dieser wahrhaften Betrachtung macht das Bild  
des Empfinders eines reichschaffenen und char-  
würdigen Greises, der dieses glückliche Alter  
bis zum Tode erfahren hat.

Wenn die vernünftige Welt der alten  
Ägypter noch unter und herrschte, daß die That-  
ten der Verstorbenen nach Wahrheit und Ge-  
rechtigkeit beurtheilt werden mußten; so könnte  
man sagen, daß diese Betrachtung eine der  
besten Mittel zu einer Reinsprechung wäre, die sich  
zum Tode den vorzüglichsten, edlen und würdigen  
Nachschaffenen schickte.

Der Beschluß folgt künftig.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

II. Den 5. April 1764.

---

Beschluß des zweyhundert und sieben  
und siebenzigsten Briefes.

Von den wohl ausgemahlten Zügen in diesem Gemählde will ich nur einen auszeichnen. Man findet ihn S. 99. „Wer bey dem Anblick des täglichen Verfalls seiner irdischen Güte keine andere Zuflucht übrig hat, als daß er den völligen Unglauben zu Hülfe rufen muß, um sich vor dem fürchterlichen Gedanken vor einer andern Welt zu retten, der muß doch eben in der Hofnung seiner Vernichtung — und wie tief muß der Mensch herunter gesunken seyn, bey dem dieß die beste Hofnung ist! — in dieser elenden Hofnung muß er schon einen Theil der Marter empfinden, welche die Religion ihm drohet...

Achtzehnter Theil.

B

Es

**Es folgen die menschlichen Erwartungen.** Bey Gelegenheit eines Jahrwechsels stellt der Verfasser angenehme und sehr richtige Betrachtungen über den allgemeinen Gang der Menschen an, sich mit Hoffnungen von künftigen glücklichen Begebenheiten zu nähren. Ursprünglich rührt dieses von der gütigen Vorsorge der Natur her, welche durch solche Hoffnungen, die sich unsere Einbildungskraft ganz rein, und von Beschwerde und Verdruß unvermischt vorstellt, die gegenwärtigen Leiden oder Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens versüssen will. Aber die Ausschweifungen der Menschen verderben gemeinlich den Zweck der guten Anstalten der Natur. Anstatt daß man bey diesen schmeichelhaften aber doch täuschenden Bildern nur Augenblicke verweilen sollte, so verliebt man sich so sehr darin, daß man das gegenwärtige ganz darüber vergißt. Und welch ein Elend, wenn diese Hoffnungen nun fehlschlagen! Sie schlagen aber gemeinlich fehl; selbst diejenigen, welche, ohne Hülfe der regellosen Phantasien, nach der besten Wahrscheinlichkeit gefaßt werden. Denn

es ist alles, was wir vom zukünftigen erwarten, unsicher und ungewiß, und die geringste und unmerklichste Begebenheit giebt den größten Wahrscheinlichkeiten einen andern Ausschlag. Nur die einzige menschliche Erwartung ist und bleibt immer gewiß, daß der Tugendhafte nach diesem Leben eine glückselige Ewigkeit genießen wird. Und diese einzige Erwartung kann alles versüßen, alles erleichtern, und den Menschen allein getrost machen, „die kleinen abwechseln den Erhöhungen und Vertiefungen auf der Bahn des menschlichen Lebens, mit Gleichmüthigkeit zu durchwandern.“ Das ist der Inhalt dieser Betrachtung.

Den Beschluß macht die Betrachtung, die Entschlossenheit betitelt. Der B. versteht darunter den standhaften Vorsatz, nicht allein den Werth der Rechtschaffenheit und Tugend allezeit einzusehen, und eine moralische Entzückung darüber zu fühlen; sondern auch mit einer stets geschäftigen Stärke des Geistes die Pflichten derselben in allen Umständen des Lebens auszuüben, und alle Leidenschaften, die dawider

streiten, alle Versuchungen, die davon abziehen wollen, mit einem Wort; alle Hindernisse, welche sich dieser Ausübung entgegen setzen, und sollten sie noch so reizend seyn; allezeit der Vollbringung dessen, was man für recht und tugendhaft erkennt, aufzuopfern, sollte es auch noch so schwer seyn, und noch so viel kosten. S. 128.

Denn sobald sich der Mensch zur Unordnung, Ungerechtigkeit und Falschheit hinreißen läßt, oder sich auch nur von sich selbst, und von dem Zweck seines Daseyns bey leichtsinnigen Zerstreuungen in der Welt zu weit verliert, so fehlt ihm die unmittelbare Billigung seines eigenen Herzens. In diesem Zusammenhange druckter sich S. 121. unter andern also aus: „Auch bey „einer jeden leichtsinnigen Zerstreuung in der „Welt, — da ich kleinen unwürdigen Absichten „nachlaufe, ohne sie mit meinem großen Endzweck in eine Verknüpfung zu bringen; u. s. w.“ Das Beywort unwürdige ist dem Herrn Verfasser wohl wider seine Absicht entfallen. Unwürdige Absichten können niemals mit unserm großen



großen Endzwecke in Verknüpfung gebracht werden; aber wohl kleine Absichten. Und diese hören auf unwürdig zu seyn, sobald wir sie unter den Hauptzweck unsrer Natur ordnen, ja sie sind auch an sich selbst nicht weiter unwürdig, als in so fern sie mit der Größe unsers Bestrebens in keiner Proportion stehn.

Einen Zug der Entschlossenheit, der in unsern Zeiten sehr nachahmungswürdig ist, findet man S. 125. „Es soll mich nicht irre machen, heißt es; daß so viele neben mir, denen ich die größten Vorzüge des Verstandes und der Scharfsinnigkeit zugestehn muß, nach einem ganz andern Plane verfahren. Sie wissen zum Theil tausend Dinge, die ich nicht weiß; sie sehn in allen Angelegenheiten des Lebens weiter als ich. Allein in dieser meiner größten Angelegenheit gelten keine andere Einsichten, als die ein redliches Herz giebt; sollte man nicht lieber sagen, die mit einem redlichen Herzen verbunden sind? In und dabei bin ich außer aller Gefahr. Andere mögen also ihre Weisheit sehen, worein sie wollen; dieß soll meine Weis-

heit, mein Ruhm und mein Glück seyn, daß  
 „ich Gott fürchte, und recht thue, und auf  
 „eine bessere Welt hoffe. Hierin wird mich  
 „einmahl meine aufgeklärteste Vernunft, und  
 „die Vernunft der würdigsten Menschen, und  
 „der reinen Geister, und der Gottheit selbst  
 „rechtfertigen.

S. 130. wird mit Grunde behauptet, daß  
 auch der Lasterhafte, dem die Selbstverläugnung  
 nicht gefallen will, doch selbst, wann er Laster  
 begehet, diese Selbstverläugnung ausübe, indem  
 er erst das Licht der Vernunft, das Urtheil seines  
 Gewissens, die Regungen der Menschenliebe  
 und den Trieb der wahren Ehre verläugnen und  
 in sich ersticken müsse, ehe er sich seinen laster-  
 haften Begierden überlassen könne.

Nur kostet es ihm nicht so viel, als dem Zu-  
 gendhaften, weil er schwächere Empfindungen  
 bey sich zu überwinden hat, und von starken,  
 mächtigen und sinnlichen Trieben unterstützt  
 wird.

Es

17. 8

Ich will bey Gelegenheit dieser Zugaben nur noch eine einzige Bemerkung anführen, die wir nicht nur diesmal sondern auch bey dem Durchlesen anderer Schriften in den Sinn gekommen ist. Es ist diese, daß auch die besten unserer deutschen Schriftsteller die Genauigkeit in den Bildern, die sie machen, oder auf die sie aufspielen, nicht erlangt haben; die wir bey dem besten untern den Franzosen und andern Ausländern antreffen. Ich habe bey Hr. Spalding gleich auf einander zwey fehlerhafte Beyspiele bemerkt. p. 109. Um die Vortheile der Ausichten in die Zukunft recht zu genieffen: sollten wir nur gleichsam mit leichten Füßen über dieselben hinweggehen, und uns nicht zu stark drauf lehnen, hier ist einmahl das Gehen mit leichten Füßen auf den Ausichten fehlerhaft. Es sey aber auch das Bild eines Bodens richtig, wie kann ich dis so gleich wieder in ein Geländer, worauf man sich lehnet, verwandeln? Machen Sie die allgemeine Probe malerischer Bilder! entwerfen sie die an der Wand und sehen

ſie, ob ſie bey einerley Bild bleiben könnten? gewiß nicht.

S. 115. ſiehet. Wie kann ich bey dem ſchmüchelnden Schatten, des Glücks ſo leicht vorbey ſchlüpfen, daß ich mich nicht ſtärker daran binde, als es meine Zufriedenheit verträgt? Wie ſie auch den Schatten nehmen wollen: ſo iſt das daran binden widerſinnlich. Wollten ſie ſagen, daß ſich das daran binden auf Glück beziehe: ſo verlieren ſie das Bild des Schattens.

Solche Flecken müſſen wir noch abwäſchen, ehe wir dazu kommen, Bücher zu liefern, die ein gebesserter Geſchmack mit den Schriften der alten und der Ausländer entweder in annehmenden oder gleichem Werthe hält. Wenn wir erſt von herrſchenden unſinnigen Fehlern befreyet ſind: ſo wird ſich dieſe letzte Glättung, die letzte Arbeit, die der ächte Künſtler an ein Werk aus ſeiner Werkſtätte wendet, wohl anbringen laſſen.

## Zwey hundert und acht und siebenzigster Brief.

Herr Gefner hat die Welt mit einer neuen Auflage seiner sämtlichen Schriften beschenkt welche zu Zürich bey Orell im Jahre 1762. in vier Bänden in groß Octav heraus gekommen ist. Diese neue Ausgabe enthält nicht allein alles was schon vorher von diesem liebenswürdigen Schriftsteller erschienen, und bisher in kleinerem Formate gedruckt worden; sondern auch eine beträchtliche Anzahl neuer Stücke. Man hat diese neue Stücke, denen zu Gefallen, welche die vorige Gedichte in kleinerem Formate besaßen, auch besonders unter dem am Rande bemerkten Titel \*) abdrucken lassen.

Da die vorhergehenden Werke des Herrn Gefner, gleichsam Ihr Handbuch sind, so habe ich Ihnen nur von diesen neuen Stücken Nachricht zu geben. Ich kann zwar nicht sagen,

B 5

daß

\*) Gedichte von Salomon Gefner, 4ten z. Zürich 1762.

daß ich mit allen von diesen neuen Gebildeten gleich zufrieden bin. Ich wünschte daß Schriftsteller, die sich einmahl durch unsterbliche Werke hervorgethan haben, niemahls etwas ans Licht geben möchten, was bloß mittelmäßig ist. Einem großem Geiste steht diese Ruhmbegierde an, und billig sollte er auch so viel Selbsterkenntniß besitzen, um seine vortrefliche Werke von denen zu unterscheiden die ihm mißgerathen sind.

Ich läugne nicht, daß diese Betrachtungen hauptsächlich durch das Schäferspiel Evander und Alcimna erregt worden. Bedenken Sie selbst, sobald man höret ein Schäferspiel von Geßner, kann man wohl anders, als etwas außerordentlichschönes erwarten. — Gleichwohl traue ich mir zu sagen, daß wenn nicht nebst einigen einzelnen Zügen, das sanfte Colorit, der reizende Styl, freylich immer noch einen guten Kopf verriethe, so würde dieses Stück des Geßnerischen Mahmens ganz unwürdig seyn. Die Anlage ist so fehlerhaft als möglich. Erfindung, Situationen, Charaktere, Entwürfe

Entwicklung sind so gemein und bekannt, daß sie gar nicht die geringste Würkung mehr thun können. Urtheilen Sie selbst nach folgenden kurzen Auszüge dieses Stücks.

Im ersten Auftritte unterreden sich Lamon und Chloë zwei benachbarte Hirten, von dem Evander und der Alcimna, welche Ihnen von unbekannten Leuten vor achtzehn Jahren sind zur Pflege gegeben worden. Sie gehen weg und Evander und Alcimna kommen, sich von ihrer Liebe bis an das Ende des ersten Aufzugs zu unterreden. Sie sehen leicht daß der erste Aufzug auf diese Art, aus zwei Gesprächen bestehen würde, die nichts mit einander gemein haben würden; diß muß Hr. G. auch gemerkt haben, denn er slicht einen Hirten Namens Milo dazwischen, der hernach im ganzen Spiele nicht wieder vorkommt, und der einige Liebe gegen die Alcimna bezeugt, aber wie Sie leicht denken können, abgewiesen wird, demohnerachtet ist er so mitleidig Ihnen zu berichten, daß Schiffe gelandet, und fremde Leute nicht weit davon ausgestiegen sind.

Diß

Dies war die Anzeige im ersten Aufzuge. Im  
 Anfange des zweiten tritt Pyrrhus auf, und bezeu-  
 get seine Ungedult seinen Sohn zu sehen, den er  
 vor achtzehn Jahren unbekannt bey den Hirten  
 gelassen. Nun ist auch sogleich die Entwick-  
 lung da, und zwar sehr schnell, im Anfange  
 des zweiten Aufzugs, da das Stück drey Auf-  
 züge hat. Nun raten Sie einmahl womit  
 diese beide letztern Aufzüge erfüllet werden.  
 Nachdem der Vater den Sohn erkannt hat, so  
 kommen ein Petitmaitre, ein Officier, ein  
 Hofmann und ein Gelehrter, als wenn Sie  
 Pyrrhus recht ausdrücklich deswegen in seinem  
 Schiffe mitgebracht hätte, daß sie dem Dichter  
 sollen helfen den zweiten Aufzug ausfüllen.  
 Jeder von diesen Charaktern wünscht dem Evans  
 der Stück, daß er das schlechte Schäferleben ver-  
 sassen und schildert nach seiner Art die Welt.  
 Die Antworten des Prinzen und die ganzen  
 Scenen können Sie sich leicht vorstellen, wenn  
 Ihnen auch nicht gleich Urlequin Sauvage viel-  
 leicht einfallen möchte, denn diese Wendung ist  
 von vielen Schriftstellern genugt und abgenugt  
 worden.



worden. Ich geschweige, daß sich der Charakter eines Petitmaitres Z. E. eben nicht in das griechische Zeitalter zu schicken scheint. Doch vielleicht haben die Alten mehr Thorheiten gehabt als wir wissen.

Im dritten Aufzuge, nachdem Alcimna auch in der Geschwindigkeit ihren Vater Arates (einen von dem Gefolge des Pyrrhus,) wieder gefunden hat, läßt sie sich von ihren Aufwärtern ohngefähr eben solche Sachen vorsagen, als die oben erwähnten Charaktere dem Evander vorgesagt haben. Evander in fürstlichen Kleide hält eine Monologe die beynähe fünf Seiten einnimmt. Er empfängt von seinem Vater den Befehl die Tochter des Arates zu heirathen, und Alcimna hingegen von dem Arates den Befehl den Prinzen zu lieben. Beide sträuben sich, weil jeder des andern verändertes Schicksal noch nicht weiß; Als sie sich aber zugeführt werden, so siehet jeder daß er an seinen geliebten Gegenstand soll vermählet werden. War denn diese fable Verwicklung  
in

in mehr als hundert Schanspielen nicht bis zum Eckel gebraucht genug, daß wir sie hier noch wieder finden müssen.

Das folgende Stück: *Kraft*, ist um sehr viel besser, und seiner Anlage nach, sehr rührender Situationen fähig, der Charakter des ehrlichen Bedienten, der aus Liebe gegen seinen aufs äußerste gebrachten Herrn, auf der Straße einen Reisenden beraubt, ist neu, und ganz vortreflich ausgeführt, der Umstand daß dieser Reisende gerade der Vater ist, der dem *Kraft* so hart begegnet hat, hätte vielleicht, mit einer kleinen Bemühung können wahrscheinlicher gemacht werden, und hätte bey einer weiteren Ausführung noch zu verschiedenen Situationen Gelegenheit gegeben. Ich sage bey weiterer Ausführung, denn ich betrachte das ganze Stück nur als eine Art von flüchtigem Entwurf, der aber, auf mehr als eine Art verdient, nochmals überdacht, und weiter vollendet zu werden.

Ein

Ein Gemälde aus der Sündfluth folgt auf dieses Bild. So trefflich einem Geßner, die Beschreibungen der reizenden Natur, und die sanften Empfindungen des Schäferlebens zu gerathen pflegen, so wenig scheint das Große, das Starke, das Schreckliche für sein Genie gemacht zu seyn. Ein Genie, das sich ausser seinen Zirkel macht, sollte bedenken, wie leicht es in solchen Fällen ist, bey allen übrigen Talenten wenig Ehre einzulegen, und sich an dem Exempel eines Vanderwerf spiegeln, dem ein Fürst zwang, ins Große zu malen. Uebrigens hat dieses Gemälde auch sogar viel schreckliches nicht; Außer einer kurzen Beschreibung des wüthenden Wassers, findet man bloß die Empfindungen eines tugendhaften Paares, welches sich noch auf dem einzigen emporstehenden Berg gerettet hatte, und zuletzt von den Wellen verschlungen wird. Man würde sie angemessen finden, wenn uns nicht die heilige Schrift ausdrücklich meldete, daß Gott die wenigen Menschen, die bey dem allgemeinen Verderben, seiner Gnade würdig waren, in der Arche sorgfältig

stättig erhalten habe. — Daher wird sich dieses Gemälde ebenfalls nur in eine Provinzial-Landsturm schicken.

Vielleicht ist es dem folgenden Gedichte einverleibt gewesen, und bei reiferer Ueberlegung als ein überflüssiger Zweig abgeschnitten worden.

Der Beschluß folgt künftig.

~~Verzeichniß der in der Provinzial-  
Landsturm-Commissionen vorgefundenen  
Bücher~~

Welch ein vortreflich Gemälde! Und ich versichere Sie doch, daß dieser Stelle noch sehr viele in diesem Gedichte an Schönheit gleich sind. Einer Ihrer Freunde, auf dessen Urtheil Sie und die Welt nicht wenig zu achten pflegen, hat in einer mündlichen Unterredung, in der wir uns einst das Vergnügen mittheilten, daß wir aus diesem Gedichte geschöpft haben, den Stab mit Blumenkränzen getadelt, den Amor aus dem Rachen wachsen läßt. Es schien dis zu wunderbar und ausserdem schienen Blumenkränze nicht allzuwohl die Stelle der Segel vertreten zu können. Ich gestehe daß ich in den ersten Augenblicken selbst dieser Meinung war; Es dünkte mir sehr leicht dieses Wunder etwas natürlicher zu machen. — Wenn der Jüngling seinen Hirtenstab am Rahn befestigte und sein Oberkleid, damit er desto bequemer rudern könnte, daran hienge, so könnte hernach Amor dieses flatternde Gewand unten mit Blumen befestigen, damit es einem Segel ähnlich wäre, worin die Zephyrs sanft bliesen; der Jüngling würde daraus nicht weniger die Gegenwart eines Gottes

erkannt haben. — So dachte ich; aber bey reiserer Ueberlegung, gefällt mir der mit Blumen bekränzte Stab doch besser. Es möchte die vorgeschlagene Verbesserung, vielleicht, allungefährst scheinen. Auf dem von tausend Zephyren geglätteten Meere, war kein Segel nöthig, und da alle Erfindungen nur nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden, so möchte es wohl zu viel scheinen, wenn bey der ersten Erfindung eines Nachens auch zugleich das Segel erfunden worden wäre. Der bekränzte Stab war ein Zeichen der Gegenwart und des Wohlwollens einer Gottheit, welches die Zuversicht einflößen konnte, die derjenige wol nöthig hätte, der sich zuerst auf das wilde Meer wagte. Dieser mit fliegenden Blumen bekränzte Stab kann leicht den Nachkommen zur Erfindung der Segel Gelegenheit gegeben haben. Und es bleibt immer eine artige Nebenidee, daß die Segel, durch deren Hülfe wir noch ist das Meer beschiessen, von dem Zeichen ihren Ursprung genommen, durch welches der Gott der Liebe, das Herz des ersten Schiffers mit Zutrauen erfüllte:

Die

Geschichte der Ueberschwemmung und das Schicksal des Nylons hatte erzählen hören; Man hatte ihm auch die Schönheiten, die Medea als ein Kind besessen, gerühmet. Diese Geschichte machte in ihn großen Eindruck, hiez zu kam, daß ihm ein Traum die Insel und Meliden vorstellte, und ihn, wie er übers Meer schwebte um ihr zu Hülfe zu kommen. Nunmehr bekämpfte er seine Liebe umsonst, und gieng öfter ans Ufer um nachzufinnen. Als er so einstmahls saß, so sah er etwas nach dem Ufer treiben; es war ein von Alter ausgehöhlter Baum und darin ein Kaniuchen, welches für der Verfolgung eines Feindes darin Schutz gesucht hatte. Voll Freuden über diese Entdeckung beschloß er den Stamm so weit auszuhölen, daß er selbst darin sitzen könnte; aber er bemerkte, daß er sich auf solche Art nur von den Wellen treiben lassen mußte, und seine Reise nicht nach Belieben lenken konnte. Er besann sich daß der Schwan mit seinen Füßen seinen Lauf lenkt; Er beschloß sich also hölzerne Füße oder Ruder zu machen. Und nach vielen vergeblichen Versuchen, gelang

es ihm endlich seinen Rachen ins Meer zu legen, und glücklich wieder ans Ufer zurück zu kehren.

Ungefähr hatte Amor bey der Arbeit immer seinen Muth befeuert; ist flog er zu der Höle des Aeolus und bat ihn alle Winde einzuschließen bis an den Abend die Sonne wieder ins Meer gehe, und ihm hingegen tausend Zephyri zu geben, daß sie seinen Befehlen so lange gehorchten. Als er seiner Bitte gewähret worden, flog er schnell dem Ufer zu, wo er den Jüngling voll froher Abhandlungen sah. Die hierauf folgende Beschreibung der Haupthandlung in diesem Gedicht ist werth daß ich sie Ihnen als ein Beispiel der vortreflichen Ausführung in diesem Gedichte hersehe:

„Still und sanft zwisperte das Meer in der  
 „kommenden Morgensonne, und heller, als  
 „sonst, sah er die gegen über stehende Insel;  
 „das Ufer ertönte von dem Gesange der Vögel,  
 „und zwei wilde Tauben flogen über seinem;  
 „Haupt



„Haupt hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde  
 „kispelten am schattenreichen Ufer; so sanfte Stille  
 „war auf dem Meer und an den erwartenden  
 „Ufern, als die Göttin Venus in blendender  
 „Schönheit aus dem Meerschäum entstand; da  
 „sah der helle Himmel und das grüne Meer  
 „und die Ufer in feyerlicher Entzückung auf das  
 „wondernde Wunder, die Winde lagen erstarrt  
 „auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephyr  
 „küßten die Göttin und jede werdende Schöna-  
 „heit. Von neuem befeuert ist Amor seine  
 „Kühnheit und seine Liebe; und ist stieg er in  
 „den Nachen. O du Herrscher des Meeres,  
 „Neptun, (so rief er) Götter und Göttinnen,  
 „die ihr die Meere bewohnet, o seyd meinem  
 „kühnen Unternehmen gewogen! Nicht Troß,  
 „nicht sträflicher Stolz; nein Liebe, die ein  
 „Gott in meinen Busen legte, und tugendhaf-  
 „tes Verlangen, auf gefährlichem Wege Noth-  
 „leidenden Hülfe zu bringen, hat mich zu so  
 „kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt  
 „glücklich mich jenes Ufer erreichen; und du,  
 „der diese Liebe entzündet hat, verlaß, o ver-

„laß mich ist nicht, du hast zuerst den süßesten  
„Gedanken in mein Gemüthe gelegt!

„Plötzlich als er noch sprach, ließ Amor aus  
„seinen Rachen einen hohen Stab empor wach-  
„sen, von dessen oberster Spitze Blumenfränze  
„in der Luft gegen der Insel hinfliegen. Denn  
„er hatte den Zephyrus befohlen, in die Blumen-  
„fränze zu wehen, und vom Ufer her die Wellen  
„gegen den Hintertheil des Rachen zu schla-  
„gen; andere mußten vor ihm her die Wellen  
„zertheilen, und den flüssigen Weg ebnen; und  
„andern befahl er, den Jüngling bey seiner  
„Arbeit zu fählen. Ist sah es der Jüngling  
„mit heiligem Erstaunen, daß ein Gott ihm be-  
„steht, und stieß voll hohen Muthes vom Ufer,  
„und Amor flog ihm unsichtbar, hoch über sei-  
„nem Rachen vor ihm her. Aus der Tiefe hera-  
„uf und von fernen Ufern kamen die Tritonen,  
„die Söhne des Neptun, und schilfbekränzte  
„Töchter des Nereus; in plätschernden Spielen  
„schwammen sie in weitem Kreis um ihn her,  
„in freudigem Erstaunen über den süßesten  
„Sterb-

„**Gedächtnen**, der, der erst es wagt, im kleinen  
 „**Schiffe** dem weiten Meer sich zu vertrauen.  
 „**O** sey beglückt! (so sangen sie) **Gefahrlos** sey  
 „**deine** Reise, kühner Jüngling! Dich wird die  
 „**Liebe** belohnen, sie, die so-erfindsam dich macht,  
 „**so** kühn, in kleiner Schale des gehöleten Stam-  
 „**mes** auf die Fluthen des Meeres dich zu wa-  
 „**gen**. Wie schön schwimmst du daher, mit  
 „**platternden** Blumenfränzen auf schimmernden  
 „**Wellen** daher, wie der majestätische Schwan,  
 „**mit** künstlich lenkenden Füßen. Zwar Amor  
 „**flieget** vor dir; der muß glücklich seyn, den  
 „**die** Liebe in ihren Schuß nimmt. Empfange  
 „**ihn** unverletzt ihr Schatten der Insel! dort  
 „**soll** er den Lohn, den süßesten Lohn der kühnen  
 „**Erfindung** empfangen. Wir sehens, o wir  
 „**sehen** in der Zukunft deine verbesserte Kunst!  
 „**Nationen** decken mit Fahrzeug den Ocean,  
 „**und** schwimmen zu fernen Nationen; Völker  
 „**ungleich** an Sitten, durch ganze Meere geson-  
 „**dert**; empfangen sich erstaunt am friedsa-  
 „**men** Ufer; sie holen und bringen sich fremde  
 „**Schätze**, und Ueberfluß und Wissenschaft und

„neue Künste. Auf unwirthbaren Meeren finde  
 „dann der Schiffer den ungepfadeten Weg, und  
 „schwimmt auf unermesslicher Tiefe. Er troget  
 „kühn dem tobenden Sturm, wenn Himmel und  
 „Meer wüthen, und ungeheure Wellen mit  
 „seinem Fahrzeug spielen. So kühn und er-  
 „findsam ist Prometheus' Geschlecht; Feuer  
 „der Götter lodert in ihrem Busen, und don-  
 „nernde Gefahr beseuert den unaufhaltsamen  
 „Muth.

„So fangen die Nymphen und Meergötter in  
 „plätscherndem Tanz um den Rachen her, an  
 „dre bliesen auf ihrem Muschelhorn harmonisch  
 „zum Lied. So schwamm er glücklich dahin,  
 „und glücklich kam er ans Ufer, das mit hü-  
 „pfenden Schatten und lieblicher Kühle ihn  
 „empfing; iht sprang er freudig aus dem Ra-  
 „chen, und zog ihn ans sichere Ufer; dann dankt  
 „er den Göttern, die so gnädig sein kühnes Un-  
 „ternehmen schützten.“

Welch

Welch ein vortreflich Gemälde! Und ich versichere Sie doch, daß dieser Stelle noch sehr viele in diesem Gedichte an Schönheit gleich sind. Einer Ihrer Freunde, auf dessen Urtheil Sie und die Welt nicht wenig zu achten pflegen, hat in einer mündlichen Unterredung, in der wir uns einst das Vergnügen mittheilten, daß wir aus diesem Gedichte geschöpft haben, den Stab mit Blumenkränzen getadelt, den Amor aus dem Nachen wachsen läßt. Es schien diß zu wunderbar und ausserdem schienen Blumenkränze nicht allzuwohl die Stelle der Segel vertreten zu können. Ich gestehe daß ich in den ersten Augenblicken selbst dieser Meinung war; Es dünkte mir sehr leicht dieses Wunder etwas natürlicher zu machen. — Wenn der Jüngling seinen Hirtenstab am Rahn befestigte und sein Oberkleid, damit er desto bequemer rudern könnte, daran hienge, so könnte hernach Amor dieses flatternde Gewand unten mit Blumen befestigen, damit es einem Segel ähnlich wäre, worin die Zephyrs sanft bliesen; der Jüngling würde daraus nicht weniger die Gegenwart eines Gottes

erkannt haben. — So dachte ich; aber bey reiserer Ueberlegung, gefällt mir der mit Blumen befränzte Stab doch besser. Es möchte die vorgeschlagene Verbesserung, vielleicht allzugelinstelt scheinen. Auf dem von tausend Zephyrn gesglättetem Meere, war kein Segel nöthig, und da alle Erfindungen nur nach und nach zur Vollkommenheit gebracht werden, so möchte es wohl zu viel scheinen, wenn bey der ersten Erfindung eines Nachens auch zugleich das Segel erfunden worden wäre. Der befränzte Stab war ein Zeichen der Gegenwart und des Wohlwollens einer Gottheit, welches die Zuversicht einflößen konnte, die derjenige wol nöthig hätte, der sich zuerst auf das wilde Meer wagte. Dieser mit fliegenden Blumen befränzte Stab kann leicht den Nachkommen zur Erfindung der Segel Gelegenheit gegeben haben. Und es bleibt immer eine artige Nebenidee, daß die Segel, durch deren Hülfe wir noch ist das Meer beschiessen, von dem Zeichen ihren Ursprung genommen, durch welches der Gott der Liebe, das Herz des ersten Schiffers mit Zutrauen erfüllte.

Die

Die Vereinigung der beiden Liebenden müssen Sie selbst nachlesen, denn wenn ich alles Schöne Ihnen mittheilen wollte, müßte ich das ganze Gedicht abschreiben. Am Ende bringt der Dichter einen kleinen aber vortreflichen Zug an. „Ihre Enkel, sagt er, vervollkommeten die Kunst das Meer zu beschiffen. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche Stadt, und hießen sie Eithera; Hohe Thürme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in das Ionische Meer; der Schönste von allen war der Liebe geheiligt.“ Wie wichtig und interessant wird durch diesen Umstand nicht die kleine Hütte des Mylons.

Den Rest dieses Bandes nehmen einige Idyllen ein, und ein kleines Gedicht, die Nacht betitelt, so sonst schon besonders gedruckt gewesen. Man findet auch einige versificirte Lieder, die nicht ohne Schönheiten sind; Doch muß ich gestehen, daß mir keines sowohl gefällt, als dasjenige, das Evander und Alcimna in dem Schäferspiele dieses Namens singen: Ich hätte Ihnen dieses  
niedliche

niedliche Liedgen gleich oben anführen sollen.  
Doch hier ist es noch. —

**Alcinna.**

Was bin ich, mein Geliebter!

Was ohne dich?

Was ohne Thau und Sonne

Die Blüthen sind.

Sie trauern da, und sterben,

Der Frühling traurt;

Und Munterkeit und Freude

Gleichen von der Erft.

**Evander.**

Mir ist, mir ist die Liebe

In deinem Arm,

Was Morgenthau und Sonne

Den Blüthen sind.

Sie schmücken jede Stauden,

Der Frühling lacht;

Und Munterkeit und Freude

Umhüpft die Erft.

**Beide**



gestoben worden, so matt schleicht es einher, so alltäglich sind die Gedanken, so abgenüget die Wendungen. Es scheint überhaupt, daß dieses Stück, so wie einige andre in der Reihe, die Sprache der Wochenblätter rede, und Sie kennen diese Sprache. Ich habe aus dem ganzen Wust vielleicht die einzige gute Wendung, die ich darunter angetroffen, für Sie ausgelesen. Sie kommt in einem Stücke vor, auf dessen Beurtheilung, im Ganzen betrachtet, sich einzulassen von unsern Absichten entfernt seyn dürfte. Die Stelle ist also: S. 290.

„Ich weiß es, meine Freundin, sie würden  
 „der Verstorbenen ihr Glück gerne gönnen —  
 „wann die Seelige nur nicht ihre so zärtlich ge-  
 „liebte, so treu und genau verbundene Herzens-  
 „freundin gewesen wäre: da aber dieses eben  
 „die Hauptfrage ist, welche ihnen in der jetzi-  
 „gen höhern Schule (der Prüfung) zu beant-  
 „worten aufgegeben worden: so lassen sie es  
 „uns diktal machen, wie die Kinder, welche

~~Wie sie des Frühlings Wonne~~  
Entzückt sieht,  
So, seh' ich deine Wonne,  
Bin ich entzückt.

Beide.

Dich will ich ewig lieben,  
Das schwör ich bey den Fluren,  
Beym heil'gen Hain!  
Hört Nymphen, hört die Schwüre?  
Ich schwör es bey den Fluren  
Beym heil'gen Hain!

S.

~~Wie sie des Frühlings Wonne~~  
Zwey

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern  
 „tändeln, und spielen, machen diesen kleinen  
 „Lieblingen zuweilen das Vergnügen; sie auf ih-  
 „re Schultern zu heben, da dann das Kleine  
 „einen langen Hals macht, und sich das Lo-  
 „sungswort: Groß! Groß! mit freudigem  
 „Zappeln zurufen läßt. Ich vermerke allemal  
 „einen solchen Knaben auf einer hohen Schul-  
 „ter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton  
 „sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö-  
 „gen, Stimme und alles, groß und nur der  
 „Geist das Kleinste am ganzen Manne ist.“ Die  
 Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein  
 Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzu-  
 wenden, ist glücklich; aber die Anwendung  
 ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser  
 hat sich durch ein Sinngedicht und durch den  
 andern Gedanken: *minima pars puellae sui*, von  
 seinem eigenen Denken abbringen lassen. Der-  
 gleichen Verführungen fallen oft vor: man  
 läuft dem Einfall eines andern nach ohne daß  
 man sich es recht bewußt wird, und verläßt  
 darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

**Moser'schen Schriften Nachricht zu geben. Wir wollen zusammen auffuchen, wo die erstern Spuren von dem Verfasser des Herrn und Dieners vorhanden sind.**

**Die Fortsetzung folgt künftig.**

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur Betreffend.

---

IV. Den 19. April 1764.

---

Fortsetzung des zwey hundred und neun  
und siebenzigsten Briefes.

**I**ch finde in dem ersten Stücke: der Cha-  
rakter eines Christen und ehrlichen Mann-  
nes bey Hofe, nicht eher als auf der 48. S.  
eine Stelle, die diesen Verfasser verräth; „Vor  
„blossen Bauchpfaffen, sagt ein grauer Hof-  
mann zu seinem jungen Better, „vor solchen  
„Pfaffen hütet euch so lange und so viel es mög-  
„lich ist; meidet ihre Bekanntschaft, redet vor  
„ihnen weder gutes noch böses; überlaßt sie  
„Gott und ihrer vereinsigten Verantwortung,  
„Begegnet ihnen übrigens mit der ihrem Stand  
„gehörigen Achtung, und beweißet ihnen geles-  
„enheitlich alle diejenige Pflichten des Bandes  
„der menschlichen Gesellschaft, die ihr auch dem  
Achtzehnten Theil. D „Esel

„Esel eures Nächsten, der in Brunnen gefallen,  
 „erweisen würdet. Die unangenehme Begeben-  
 „heiten, die ich mit diesem Geschlechte während  
 „meines Consistorialpräsidii erdulden müssen,  
 „können euch Warnung genug seyn, wenn ihr  
 „anders nicht lieber erst durch eigenen Schaden  
 „Klug werden wollet.“

Weit stärker ist schon die Stelle S. 67.

„Ich gieng in mich selbst, woher bey einem  
 „Fürsten aller Rath vergebens und die besten  
 „Anschläge zu Wasser würden, der Herr führte  
 „mich ins Heiligtum; mir wars, als sähe ich  
 „die Bücher der Menschheit vor mir liegen,  
 „und in denenselben aufgezeichnet: Blutschul-  
 „den, Vergiftungen, Ehebrüche, heimliche  
 „Morde und andre Greuel, nebst Millionen  
 „Seufzer, die unausgelöscht waren. Ein En-  
 „gel schiene in diesen ewigen Augenblicken im-  
 „mer neue Striche hinzuzusetzen, und ein Strich  
 „begriffe wohl tausend Seufzer armer Wittwen  
 „und gedruckter Waisen. Es wurde mir noch  
 „mehr entdeckt, ich erfuhr alle die Arbeit, wel-  
 „che

„daß der Geist des lebendigen Gottes an die  
 „Seele meines Fürsten gewendet hatte, ihn zu  
 „einem Knechte Gottes zuzubereiten. Ich sah  
 „auf einem besondern Blatte die Sünden wider  
 „die Majestät verzeichnet, deren eine Menge  
 „war. Noch viel mehrers wurde mir in diesen  
 „Stunden der Andeutung entdeckt. Ich legte  
 „meinen Mund in den Staub, und ärgerte  
 „mich nicht mehr über das Glück der Gottlosen,  
 „denn ich sah ihr Ende.“

Der volle Styl des Hrn. v. M. kommt in  
 dem Stücke zum Vorschein, daß den Titel füh-  
 ret: Patriottische Gedanken über die Staats-  
 freygeisterey. Sie sehen wohl daß es nur auf  
 unsre deutsche Staatsverfassung geht, und ei-  
 gentlich die praktische Staatsfreygeisterey be-  
 trift, die in der Ausübung an die Gesetze, wel-  
 che die schwächlichen Stände binden, nicht  
 mehr wollen gehalten seyn. Ich müßte das  
 ganze Stück abschreiben, das vielleicht das be-  
 ste und neueste in der Sammlung ist, wenn  
 ich alles Gute auszeichnen wollte. Ich will es

~~132~~ ~~Vermerk~~  
also ihnen selbst lieber überlassen, nur die Stelle  
aus einer Schrift des Kanzlers Ludewig kann  
ich nicht überschlagen, da ich mich wirklich ge-  
wundert habe, eine gewisse Art des Wipes, die  
ich für neu hielt, bei ihm anzutreffen.

S. 134. „Wer einem Reichsfürsten dienet,  
„von dem erwartet man keine Sachen, die zur  
„Verkleinerung der Landeshoheitlichen Vor-  
„rechte dienen. Wie hingegen sich die Reichs-  
„stände nicht ärgern, wann ein Professor zu  
„Prag oder Wien einen auch übermäßigen Ei-  
„fer über den kaiserlichen Vorrechten spühret  
„läßt. — Jeder hält bey seinem Hausen und  
„Fahne, darauf er geschworen, und berget  
„sodann, wiewohl in seiner Maasse, dem heil.  
„Apostel seine Entschuldigungen und die Worte  
„ab: „Thun wir zu viel, so thun wir es dem  
„Herrn.“

Auf dieses gute Stück folget zunächst eines,  
das Gedächtniß betitelt, von dem man schwö-  
ren sollte, daß es dem Hrn v. Moser unter-  
gescho-



gehoben worden, so matt schleicht es einher, so alltäglich sind die Gedanken, so abgenüget die Wendungen. Es scheint überhaupt, daß dieses Stück, so wie einige andre in der Reihe, die Sprache der Wochenblätter rede, und Sie kennen diese Sprache. Ich habe aus dem ganzen Wusste vielleicht die einzige gute Wendung, die ich darunter angetroffen, für Sie ausgelesen. Sie kommt in einem Stücke vor, auf dessen Beurtheilung, im Ganzen betrachtet, sich einzulassen von unsern Absichten entfernt seyn dürfte. Die Stelle ist also: S. 290.

„Ich weiß es, meine Freundin, sie würden  
 „der Verstorbenen ihr Glück gerne gönnen —  
 „wann die Seelige nur nicht ihre so zärtlich ge-  
 „liebte, so treu und genau verbundene Herzens-  
 „freundin gewesen wäre: da aber dieses eben  
 „die Hauptfrage ist, welche ihnen in der jetzi-  
 „gen höhern Schule (der Prüfung) zu beant-  
 „worten aufgegeben worden: so lassen sie es  
 „und dßmal machen, wie die Kinder, welche

„sich manchmal ihre Lektion untereinander  
 „aussagen, um in der Probe vor dem Lehr-  
 „meister desto fertiger bestehen zu können.“

Die Wendung hat mir sehr wohl gefallen:  
 wenn sie nicht neu ist: so hat sie doch immer  
 den Vortheil, daß sie nicht abgenüßet ist, und  
 den folgenden Betrachtungen einen guten An-  
 stand verschaffet.

Ich will Ihnen noch ein drey oder vier an-  
 drer Stellen hersehen, die mir schön und gut  
 vorgekommen sind, und hernach werde ich einen  
 paradoxen Satz des Verfassers prüfen.

S. 350. „Die kleinen Geister machen auch  
 „Lärmen in der Welt, ohngefähr so, als wenn  
 „ein leerer Wagen durch die Strassen rennt:  
 „die große Geister gehen ofte ihren Gang stille  
 „und langsam fort, gleich einer Uhr, ohne Ge-  
 „räusche, wenn sie aber erst anschläget: so be-  
 „deutet es was.“ Welche Vergleichung!

3

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern ständeln, und spielen, machen diesen kleinen Lieblingen zuweilen das Vergnügen, sie auf ihre Schultern zu heben, da dann das Kleine seinen langen Hals macht, und sich das Lösungswort: Groß! Groß! mit freudigem Zappeln zurufen läßt. Ich vernehme allemal einen solchen Knaben auf einer hohen Schulter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermögen, Stimme und alles, groß und nur der Geist das Kleinste am ganzen Manne ist.“ Die Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzuwenden, ist glücklich; aber die Anwendung ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser hat sich durch ein Sinngedicht und durch den andern Gedanken: *minima pars puellae sui*, von seinem eigenen Denken abbringen lassen. Dergleichen Verführungen fallen oft vor: man läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß man sich es recht bewußt wird, und verläßt darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

Wie sie des Frühlings Wonne  
Entzückt sieht,  
So, seh' ich deine Wonne,  
Bin ich entzückt.

Beide.

Dich will ich ewig lieben,  
Das schwör ich bey den Fluren,  
Beym heil'gen Hain!  
Hört Nympphen, hört die Schwüre!  
Ich schwör es bey den Fluren,  
Beym heil'gen Hain!

S.

Zwey

## Zwey hundert und neun und siebenzigster Brief.

Man kann sagen, daß der Hr. v. Moser schnell auf der schriftstellerischen Laufbahn fortgehe. Es erscheint von ihm eine Sammlung\*) kleinerer schon gedruckten Schriften, und vor dieser Sammlung sein Bildniß in Kupfer. Nach unserer gelehrten Verfassung in Deutschland, sind diese beyden Umstände Merkmale, daß man schon die erste Erndte des erworbenen Ruhmes in die Scheunen gebracht habe. Mir ist es ungemein lieb, diese Sammlung, woben die Zeit der ersten Ausfertigung eines jeden Stückes genau bemerkt ist, gesehen zu haben: Denn nichts ist vortheilhafter, als dem allmählichen Wachstume eines guten Genies zu sehen, und den Zeitpunkt zu bemerken, worinn seine Schreibart endlich die Festigkeit des Eigentümlichen erlangt hat. Dieß ist auch der einzige Grund, der mich bewegt, ihnen von diesen

Moser:

\*) Fr. Carls v. Moser gesammlete moralische und politische Schriften, erster Band, Frankfurt am Mayn bey Gebhard 1763.

---

Moserischen Schriften Nachricht zu geben. Wir wollen zusammen auffuchen, wo die ersten Spuren von dem Verfasser des Herrn und Dieners vorhanden sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

sehen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein andres, über die Gleichgültigkeit in Religionsachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Moserisch als die obigen Wochenblätter Stücke. Dies war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Nolle und Nariko, das heisst, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moser erklärt sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondere Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bisher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

„Esel eures Nächsten, der in Brunnen gefallen,  
 „erweisen würdet. Die unangenehme Begeben-  
 „heiten, die ich mit diesem Geschlechte während  
 „meines Consistorialpräsidii erdulden müssen,  
 „können euch Warnung genug seyn, wenn ihr  
 „anders nicht lieber erst durch eigenen Schaden  
 „Klug werden wollet.“

Weit stärker ist schon die Stelle S. 67.

„Ich gieng in mich selbst, woher bey einem  
 „Fürsten aller Rath vergebens und die besten  
 „Anschläge zu Wasser würden, der Herr führte  
 „mich ins Heiligtum; mir wars, als sähe ich  
 „die Bücher der Menschheit vor mir liegen,  
 „und in denenselben aufgezeichnet: Blutschul-  
 „den, Vergiftungen, Ehebrüche, heimliche  
 „Morde und andre Greuel, nebst Millionen  
 „Seufzer, die unausgelöscht waren. Ein Eng-  
 „gel schiene in diesen ewigen Augenblicken im-  
 „mer neue Striche hinzuzusetzen, und ein Strich  
 „begriffe wohl tausend Seufzer armer Wittwen  
 „und gedruckter Waisen. Es wurde mir noch  
 „mehr entdeckt, ich erfuhr alle die Arbeit, wel-  
 „che



„Wo der Geist des lebendigen Gottes an die  
 „Seele meines Fürsten gewendet hatte, ihn zu  
 „einem Knechte Gottes zuzubereiten. Ich sahe  
 „auf einem besondern Blatte die Sünden wider  
 „die Majestät verzeichnet, deren eine Menge  
 „war. Noch viel mehrers wurde mir in diesen  
 „Stunden der Anbetung entdeckt. Ich legte  
 „meinen Mund in den Staub, und ärgerte  
 „mich nicht mehr über das Glück der Gottlosen,  
 „denn ich sahe ihr Ende.“

Der volle Styl des Hrn. v. M. kömmt in  
 dem Stücke zum Vorschein, daß den Titel füh-  
 ret: Patriotische Gedanken über die Staats-  
 freygeisterey. Sie sehen wohl daß es nur auf  
 unsre deutsche Staatsverfassung geht, und ei-  
 gentlich die praktische Staatsfreygeisterey be-  
 trift, die in der Ausübung an die Gesetze, wel-  
 che die schwächlichen Stände binden, nicht  
 mehr wollen gehalten seyn. Ich müßte das  
 ganze Stück abschreiben, das vielleicht das be-  
 ste und neueste in der Sammlung ist, wenn  
 ich alles Gute auszeichnen wollte. Ich will es



[REDACTED]

Auf dieses gute Stück folgt zunächst eines,  
das Gedächtniß betitelt, von dem man schwö-  
ren sollte, daß es dem Hrn v. Moser unter-  
gescho-

**Fr. v. Moser** giebt im Verfolge dieser Materie noch eine unrichtige Erklärung vom außerordentlichen Geiste. „Ein Mann, der nicht grösser ist, als seine Zeit, ist noch ein gewöhnlicher Geist.“ Es ist wahr, daß einige außerordentliche Geister über ihre Zeit erhaben gewesen: aber gewiß sind es nicht alle gewesen. Alexander und Cäsar waren nicht über ihre Zeiten erhaben: ich zweifle, ob Newton und Leibniz. — Wir müssen nemlich nur erst wissen, was die Zeit heisse, darinn ein Mann lebt. Sie ist, denkt mir, nichts anders als der Inbegriff aller derer Gelegenheiten, aller derer Kenntnisse, aller derer Freyheiten zum Denken, Reden und Handeln, die durch die Ruhe, die Ausbreitung der Wissenschaften, die Regierungsformen und Religionen und die daraus zum Theil mit entspringende Sitten bestimmt werden. So war Peter der Grosse grösser als seine Zeit auf Rußland eingeschränkt, aber nicht grösser als seine Zeit in Absicht auf ganz Europa. Der Cardinal Richelieu, der Lord Verulam,

„sich manchmal ihre Lektion untereinander  
„aufsagen, um in der Probe vor dem Lehr-  
„meister desto fertiger bestehen zu können.“

Die Wendung hat mir sehr wohl gefallen:  
wenn sie nicht neu ist: so hat sie doch immer  
den Vortheil, daß sie nicht abgenüget ist, und  
den folgenden Betrachtungen einen guten An-  
stand verschaffet.

Ich will Ihnen noch ein drey oder vier an-  
drer Stellen hersehen, die mir schön und gut  
vorgekommen sind, und hernach werde ich einen  
paradoxen Satz des Verfassers prüfen.

S. 350. „Die kleinen Geister machen auch  
„Lärmen in der Welt, ohngefähr so, als wenn  
„ein leerer Wagen durch die Strassen rennt:  
„die große Geister gehen ofte ihren Gang stille  
„und langsam fort, gleich einer Uhr, ohne Ge-  
„räusche, wenn sie aber erst anschläget: so be-  
„deutet es was.“ Welche Vergleichung!

S. 358. „Männer, die gerne mit Kindern  
 „tändeln, und spielen, machen diesen kleinen  
 „Lieblingen zuweilen das Vergnügen, sie auf ih-  
 „re Schultern zu heben, da dann das Kleine  
 „einen langen Hals macht, und sich das Lo-  
 „sungswort: Groß! Groß! mit freudigem  
 „Zappeln zurufen läßt. Ich vernehme allemal  
 „einen solchen Knaben auf einer hohen Schul-  
 „ter stehend, zu erblicken, wenn ich Phaeton  
 „sehe, an dem Titel, Haus, Körper, Vermö-  
 „gen, Stimme und alles, groß und nur der  
 „Geist das Kleinste am ganzen Manne ist.“ Die  
 Betrachtung ist richtig: der Einfall, sie als ein  
 Bild auf die Erhöhung kleiner Geister anzu-  
 wenden, ist glücklich; aber die Anwendung  
 ist nicht genau ausgearbeitet: der Verfasser  
 hat sich durch ein Sinngedicht und durch den  
 andern Gedanken: *minima pars puellae sui*, von  
 seinem eigenen Denken abbringen lassen. Der-  
 gleichen Versführungen fallen oft vor: man  
 läuft dem Einfalle eines andern nach ohne daß  
 man sich es recht bewußt wird, und verläßt  
 darüber seinen selbst ausgedachten Weg.

**E. 364.** „Es ist wohl eine der nöthwendigsten Pflichten gegen sich selbst, und eine große Wohlthat vor Gott, zu erfahren und überzeugt zu werden, welches die eigentliche Bestimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten von Gott ansehn worden.“ Ich sehe diesen Gedanken bloß wegen seiner ungemeinen Brauchbarkeit hieher. Wie viele Verbindlichkeit würde man gegen den Schriftsteller haben, der uns diese Erfahrungen richtig anstellen lehrte!

„Ein Narr kommt allemal zu früh, ein Weiser kommt niemals zu spät und ein Christ zu aller Zeit recht in die Welt. Einem Narren ist die Welt überall weit genug, einem Weisen ist sie oftmals zu enge; dem Christen ist sie just recht, weil er nur einen schmalen Pfad braucht, um wieder aus derselben hinauszukommen. Ist denn aber ein Christ nicht weise? allerdings, er ist hochweise.“ (Daraus folgt, daß die

ken? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein anders, aber die Gleichgültigkeit in Religionsachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Moserisch als die obigen Wochenblätter Stücke. Dies war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Nolle und Narko, das heisst, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moser erklärt sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondere Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bisher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

**aller Dinge sein Platz auf dem Erdboden, und seine Stunde, in der er auf demselben erscheinen und dann wieder abtreten solle, angewiesen sey; so bin ich der erste der ihm darinn bepfählt: und weil Gott alles am besten ordnet: so erscheint freylich jeder zur besten Zeit, jeder zu der Zeit, die in Absicht auf das Ganze für ihn die vortheilhafteste ist. Diß hindert zwar auch nicht, daß viele durch äbeln Gebrauch der Umstände ihrer Zeit, Gaben, die sie hätten ausüben gekonnt, ungenüget lassen; allein dafür werden sie auch zur Rechenschaft gefordert werden.**

**In diesem Verstande kömmt der Christ zur rechten Zeit, der Weise zur rechten Zeit, der Thor, der Dummkopf, jeder zur rechten Zeit in die Welt. Jedem ist sein Platz von Ewigkeit her angewiesen. Keinem kann die Welt weder zu enge noch zu weit seyn. \*)**

**Worüber**

**) Dem thörichten Jakob in England war diese Welt so angemessen als Wilhelmen von Oranien: und Maria von Schottland fand sie gewiß unbequemer als die englische Elisabeth.**



Worüber streiten wir uns denn? darüber: ob der alte Ausspruch wahr sey: quantum interest, in quae tempora cuiusque virtus incidat! Und was will man damit eigentlich sagen? Ein gewisser Mensch mit allen seinen Fähigkeiten, die er in einer gewissen Zeit, das ist unter einem gewissen Zusammenflusse äußerer von ihm unabhängiger Umstände an den Tag gelegt; ein solcher Mensch sey nun einmal angenommen: würde derselbe zu einer andern Zeit, unter andern Umständen, eben diese Fähigkeiten in eben diesem Grade zur Ausübung gebracht haben? Anders vorgetragen; Können äußere Umstände verursachen, daß bald diese bald jene Fähigkeit bey einem Menschen eher zum Vorschein komme? Wird der Saamen zur nämlichen Pflanze unter verschiedenen Himmelsstrichen gleich gut fortkommen? Würde Luther zu andern Zeiten haben Luther seyn können? Er lebte unstreitig zur besten Zeit, kam zur rechten Zeit in die Welt: aber worinn bestand diese rechte Zeit? In der Vorbereitung solcher Umstände die gewiß nicht von ihm abgehängt hatten.

Hun-

**62**

---

Hundert Jahre früher, alles so gelassen, wie es war, die nämlichen Fähigkeiten in seiner Seele, würde er nichts oder doch nicht so viel ausgerichtet haben. Wenn man also sagt: jemand habe zur unrechten Zeit gelebt: so heißt dieses nicht die Einrichtung Gottes tadeln; sondern so viel: bey Seite gesetzt was wir nicht ergründen können: Dieser Mann, der mit allen roh und unbearbeitet an ihm erblickten Gaben, zu seiner Zeit sich nicht empor zu schwingen vermocht hat, würde mit den nämlichen Gaben zu einer andern Zeit die grösste Dinge ausgerichtet haben. Columb würde zur Zeit der Kreuzzüge bloß nach Jerusalem gegangen seyn, und unstreitig sind zur damaligen Zeit Colamben-Embryonen vorhanden gewesen.

Cromwell, ich traue mir es nicht zu, zu sagen, was er in andern Zeitläufen würde geworden seyn. Vielleicht nichts: oder der Stifter der Herrnhuter. — Man braucht dergleichen Redensarten in der Geschichte, weil man ihrer darinn

die Erläuterung unzulänglich, und manche Ausführung gebrechlich und mangelhaft seyn werde. Er wird sich auch gerne prüfen lassen, und bessern Unterricht gelehrig annehmen. Ein Verfasser, der sich in seiner Vorrede so auskündiget, verdient es, gelesen und geprüft zu werden.

Die Schrift selbst enthält den Beweisgrund; den grossen Nutzen desselben; und die Gründe, warum kein anderer Beweisgrund zu einer Demonstration für das Daseyn Gottes möglich sey.

Die Bescheidenheit des Verfassers macht auf gleich bescheidene Prüfung seiner Gedanken Anspruch; was ist billiger, als sie ihm zu erwidern?

Er fängt mit dem Begriff des Daseyns an, zu dessen genauern Definition er richtigere Merkmale liefern will. Das Daseyn, sagt er S. 4. ist gar kein Prädikat oder Determination von irgend einem Dinge, denn Gott kann ein bloss mögliches Ding in allen seinen individuellen Bestimmungen, die es nach seinen möglichen

auf einmal aller derer verhaßten politischen und historischen Untersuchungen los, an die sie sich nicht wagen dürfen, und die ihre frommen Aus-  
 rufungen, Träumereien und Uebertreibungen  
 mitleidswürdig oder verächtlich machen. Auf  
 der andern Seite würden es die frechen Lügner  
 der Vorsehung eben so gerne als wahr erschlei-  
 chen, daß bloß eine ohngefähre Verbindung  
 solcher Stücke, welche Situationen ausmachen;  
 und bloß die Erziehung, die man von den Sa-  
 chen erhält, einen außerordentlichen Mann er-  
 schaffen, ohne vernünftige Absicht, warum er  
 vielmehr zu dieser als zu einer andern Zeit sein  
 Daseyn auf dieser Erde genießet. Diese irrige  
 Behauptung hat uns mit einer Menge unges-  
 gründeter Urtheile besonders über die wichtige  
 Begebenheit der Kirchenverbesserung über-  
 schwemmet, die in unserm Jahrhunderte eben  
 so seltsam an ihrem Ende aussehen, als an dem  
 einem Ende im 16ten Jahrhunderte die darüber  
 gefällte Urtheile.

Hr.

Hr. v. Moser giebt im Verfolge dieser Ma-  
 terie noch eine unrichtige Erklärung vom außer-  
 ordentlichen Geiste. „Ein Mann, der nicht  
 „größer ist, als seine Zeit, ist noch ein gemei-  
 „ner Geist.“ Es ist wahr, daß einige außeror-  
 dentliche Geister über ihre Zeit erhaben gewo-  
 sen: aber gewiß sind es nicht alle gewesen.  
 Alexander und Cäsar waren nicht über ihre  
 Zeiten erhaben: ich zweifle, ob Newton und  
 Leibniz. — Wir müssen nemlich nur erst wissen,  
 was die Zeit heiße, darinn ein Mann lebt. Sie  
 ist, denkt mir, nichts anders als der Inbe-  
 griff aller derer Gelegenheiten, aller derer Kennt-  
 nisse, aller derer Freyheiten zum Denken, Reden  
 und Handeln, die durch die Ruhe, die Aus-  
 breitung der Wissenschaften, die Regierungs-  
 formen und Religionen und die daraus zum  
 Theil mit entspringende Sitten bestimmt wer-  
 den. So war Peter der Große größer als seine  
 Zeit auf Rußland eingeschränkt, aber nicht  
 größer als seine Zeit in Absicht auf ganz Euro-  
 pa. Der Cardinal Ximenes, der Lord Verus-  
 lam,

~~\_\_\_\_\_~~  
lam, waren größer als ihre Zeiten; der große  
Corneille ebenfalls; aber Cromwell war gewiß  
in Absicht auf das was ihn auszeichnet, und  
was er verrichtet hat, nicht größer als seine Zeit,  
ob schon größer als seine Zeitgenossen.

Der Beschluß folgt künftig.

~~\_\_\_\_\_~~

Könnte auch keine Vorstellung von Beziehungen statt finden, und der ganze Nutzen dieser Operation der Seele, unsre Vorstellungen in gewisse Ordnungen und Classen zu setzen, wohin wir alles, was wir von den Dingen erkennen, referiren könnten, würde wegfallen. Eine absolute Setzung im logischen Verstande muß also auch bey bloß möglichen Dingen statt finden. Und wenn der Hr. B. das Daseyn für eine absolute Position des Dinges gehalten wissen will, so muß er zeigen, worin diese absolute Position des Dinges von der absoluten logischen Position, die wir auch bloß möglichen Dingen in unserm Verstande geben müssen, unterschieden sey. Dies ist der schwere Knoten, der aufgelöst werden soll.

Oder, wenn der Hr. B. auch behaupten wollte, daß die Vorstellung von der vorerwähnten Summe von Eigenschaften nichts weiter als eine Vorstellung von den Beziehungen ihrer Theile sey; gut, so wollen wir diese Summe noch zergliedern und weiter analysiren. Wo werden wir stehen bleiben? Bey den einfachen Vor-

„kommen, ein grosser Geist macht sie, wie er  
„sie haben will..“ Es ist nichts leichter, als  
mit dergleichen Gegensätzen zu sprechen: das  
schwerere ist, immer etwas dabei zu denken:  
und das schwerste sie richtig gedacht zu haben.

„Die Handlungen geben den Ausschlag, namentlich darüber, ob man zu den grossen Geistern oder zu den gewöhnlichen gehöre..“ Das wolte ich nicht so schlechthin sagen. Handlungen von den grössten Folgen zeigen oft weiter nichts als einen sehr gemeinen Geist an. Doch ich schreibe ja nicht, um alles zu widerlegen.

Und siehe; sogleich fange ich wieder an! Hr. v. Moser bestimmt das bleibende Verdienst eines Schriftstellers; „es besteht, sagt er, in dem beständigen Verhältnisse mit dem redlichen Vorsatze zur Nützlichkeit..“ Wenn das so viel sagen soll, daß seine Bemühungen, diesem Vorsatze angemessen, ihm auch entsprechen müssen: so ist es vollkommen richtig: aber vermuthlich kann doch der redliche Vorsatz nützlich zu werden alleine zum Verdienste nicht hinreichen. Sie fangen an dem Ende dieses Briefes entgegen zu sehen?



sehen? Gut! Ein Stück von der Ehrfurcht, die man grossen Herren schuldig ist, ein andres, aber die Gleichgültigkeit in Religionsachen, und noch eines, das den Vorschlag zu einem Patriotensaal enthält, sind weit mehr Mosersisch als die obigen Wochenblätter Stücke. Dies war ich schuldig Ihnen noch zu sagen. Antle und Nariko, das heisst, eine Fortsetzung dieser Geschichte, ist meinem Urtheile nach sehr schlecht gerathen.

Erwarten Sie wohl von dieser Moserschen Sammlung den zweiten, dritten und vierdten Theil? oder sind sie mit diesem ersten schon gesättiget? Ich will Ihnen mit keinem Urtheile vorgreifen. Der Hr. v. Moser erkläret sich, daß man hier von Blumen wenige, von Früchten hingegen das meiste bey ihm antreffen werde, wenn ich es aufrichtig sagen soll: Blumen sind es überhaupt nicht, die wir bey diesem Verfasser erwarten: sondern der besondere Geschmack, wie von einer seltenen noch wenig bekannten Frucht, ist es, der, allen seinen Sachen bisher eigen, sie ausgezeichnet hat. Sol-

ten sie diesen Geschmack verlieren: so würde es zu unsern gewöhnlichen Schriftstellern herunter sinken; welches doch keinesweges, so wenig als die langen Perioden des nordischen Aufseher's, von einem auch Gott wohlgefälligen guten Geschmacke ein Zeugniß abgeben dürfte.

B.

Zwey

## Zwey hundert und achtzigster Brief.

Nachdem man in der Republick der Gelehrten alles beynähe in den Wissenschaften und in der Natur, von den algebraischen Formeln an bis zu dem kleinsten Wurme, der im Staube kriecht, zu Beweisgründen für das Daseyn Gottes gebraucht hat, wagt es der Hr. M. Immanuel Kant in einer Schrift, die in diesem Jahre zu Königsberg herausgekommen, den einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes der Welt anzuzeigen. Wird er nicht dadurch einen Theil der ganzen Republick gegen sich aufbringen?

Doch er erklärt sich hierüber in seiner Vorrede mit solcher klugen Bestimmung und zugleich mit solcher Bescheidenheit, daß man ihn hören muß. „Die Wahrheit: Es ist ein Gott: leuchtet einem jeden gemeinen Verstande so sehr ein, daß sie derselbe ohne Beyhülfe metaphysischer Untersuchungen einsehen, und ihren Einfluß empfinden kann, wenn auch gleich der subtila

„Forscher, die genaue Bestimmung der Begriffe,  
 „und die regelmäßige Verknüpfung der Ver-  
 „nunftschlüsse dabey vermisst. Aber es ist doch  
 „der Wißbegierde gemäß, diese genaue Bestim-  
 „mung der Begriffe, diese regelmäßige Ver-  
 „knüpfung der Vernunftschlüsse, mit einem  
 „Wort; die strenge Demonstration, zu suchen;  
 „zumal da man viele Aufklärungen dieser  
 „Wahrheit davon hoffen kann. Diese sey aber  
 „nur durch Hülfe der tieffsten Metaphysick mög-  
 „lich. Bis her sey noch keine solche Demonstra-  
 „tion erfunden worden... Der Verfasser will nur  
 den Beweisgrund, nur das Vangeräthe dazu  
 liefern, und zur Prüfung vorlegen. Dieses  
 Vangeräthe ist noch roh; wer es einst zum  
 Gebäude brauchen will, muß es erst bearbeiten  
 und poliren; die von ihm angegebenen Be-  
 griffe zur Definition erhöhen, und die ange-  
 zeigten Beweisstüme in eine regelmäßige  
 Verbindung setzen. Nach diesem bescheidenen  
 Bekenntniß und bey dieser Entfernung von  
 aller Zuversicht macht er sich zum voraus dar-  
 auf gefaßt, daß mancher Satz unrichtig, man-  
 che

# B r i e f e ;

die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 3. May 1764.

---

Beschluß des zwey hundred und achtzigsten Briefes.

**W**ie verhält es sich aber mit Gott? Siehet er auch keine innere Möglichkeit, wenn er keine Data, kein Materiale zu n Denkflichen schon objectivisch wirklich vor sich findet? Wenn das ist, so ist es klar, daß Gott keine Körperwelt habe denken können, bevor einige Materie dagewesen, und also muß die Materie von Ewigkeit her dagewesen seyn. Will man sagen, das Materiale, die Data alles denkflichen hätten in Gott selbst von Ewigkeit existiret; so sind doch dieses nur existirende Conceptus, welche von dem eigentlichen Daseyn, wovon doch hier die Rede seyn muß, und das in der absoluten Position eines Dinges ohne Beziehung auf irgend ein

Achzehnter Theil.      §      anders

Beziehungen mit andern Dingen haben könnten denken, und es ist doch nicht wirklich, sondern nur möglich. Das Daseyn ist also die absolute Position eines Dinges, und unterscheidet sich dadurch auch von einem jeglichen Prädikat; welches als ein solches jederzeit bloß beziehungsweise auf ein ander Ding gesetzt wird, S. 8. das heißt: wie er sich auf den folgenden Seiten erklärt; (wo ich anders seinen Sinn recht fasse.) Das logische Seyn ist von dem eigentlichen Daseyn sehr verschieden. Jenes drückt nur die Beziehung eines Prädikats zum Subjekt aus, das Subjekt mag existiren oder nicht; dieses hingegen drückt keine Beziehung aus, sondern setzt das ganze Ding selbst. Das Daseyn kann also nicht als eine Beziehung auf ein Ding angesehen werden; sondern es ist das Ding selbst, es ist das Subjekt, darauf alle Eigenschaften, die durch den Namen des Dinges bezeichnet werden, ihre Beziehung haben. Daher will der Verfasser auch nicht sagen: Gott ist ein existirend Ding; sondern umgekehrt: ein gewisses existirendes Ding ist Gott, oder es kommen ihm  
alle

alle die Eigenschaften zu, die wir unter dem Namen Gott begreifen. S. 12. erklärt er sich bey der Frage, ob im Daseyn mehr als in der bloßen Möglichkeit sey, noch näher, was er durch diese absolute Position verstehe. Bey der bloßen Möglichkeit nämlich, werde nur alles beziehungsweise auf das Ding gesetzt; wenn aber das Ding existirt, so ist die Sache selbst absolute, d. i. zusamt diesen Beziehungen, gesetzt. In einem existirenden werde zwar nicht mehr gesetzt, als in einem bloß möglichen; aber durch etwas existirendes werde mehr gesetzt, als durch ein bloß mögliches; denn dieses gehe auch auf absolute Position der Sache selbst. So gar in der bloßen Möglichkeit sey nicht die Sache selbst, sondern es seyn bloße Beziehungen von etwas zu etwas nach dem Satze des Widerspruchs gesetzt, und es bleibe fest, daß das Daseyn eigentlich gar kein Prädikat von irgend einem Dinge sey.

Dies sind des Hr. B. Materialien zu einer Definition vom Daseyn. So gut ich kann, will ich aus dem etwas dunkeln Vortrage dieser

schweren Materie den Sinn des V. zu errathensuchen, und einige Anmerkungen zu seiner Prüfung hersehen. Ich will in dieser trocknen Materie so kurz seyn, als es möglich ist.

Das bloß mögliche ist bey uns Menschen nichts weiter als eine Vorstellung unsers Verstandes. Diese besteht entweder in der Summe der Eigenschaften, die wir bey den existirenden Dingen beständig wahrgenommen haben, und deswegen als ein unzertrennlich ganzes betrachten, welches wir mit dem Namen des Dinges bezeichnen. Dies ist unser Subjekt, das wir im logischen Verstande absolute setzen, wenn wir uns das Ding vorstellen wollen. Auf dieses Subjekt, auf dieses Ding in unsrer Vorstellung müssen wir alles übrige, das dem Dinge beygelegt wird, beziehungsweise denken, und von diesen Dingen oder Prädikaten setzen oder verneinen wir alsdenn die Beziehung nach geschehener Vergleichung mit dem Subjekt. Sollte aber das bloß mögliche allein in Vorstellungen von Beziehungen bestehen, so würden wir ja keine Subjekte haben, worauf wir sie bezögen; so könnte



**Könnte auch keine Vorstellung von Beziehungen statt finden, und der ganze Nutzen dieser Operation der Seele, unsre Vorstellungen in gewisse Ordnungen und Classen zu setzen, wohin wir alles, was wir von den Dingen erkennen, referiren könnten, würde wegfallen. Eine absolute Setzung im logischen Verstande muß also auch bey bloß möglichen Dingen statt finden. Und wenn der Hr. B. das Daseyn für eine absolute Position des Dinges gehalten wissen will, so muß er zeigen, worin diese absolute Position des Dinges von der absoluten logischen Position, die wir auch bloß möglichen Dingen in unserm Verstande geben müssen, unterschieden sey. Dies ist der schwere Knoten, der aufgelöst werden soll.**

**Oder, wenn der Hr. B. auch behaupten wollte, daß die Vorstellung von der vorerwähnten Summe von Eigenschaften nichts weiter als eine Vorstellung von den Beziehungen ihrer Theile sey; gut, so wollen wir diese Summe noch zergliedern und weiter analysiren. Wo werden wir stehen bleiben? Bey den einfachen**  
**Vor-**

Vorstellungen, oder bey denen, die uns wenigstens einfach sind. Diese müssen wir denn doch absolute und nicht beziehungsweise setzen; diese müssen unsere Subjekte seyn, darauf wir alle andere Vorstellungen referiren; die aber gewiß nur bloß möglich, ja die abgezogensten Ideen unsers Verstandes sind. Aber können diese wohl beziehungsweise gesetzt oder vorgestellt werden? Und worauf sollten sie sich denn beziehen?

Der Hr. B. erklärt sich zwar, daß wenn ein Ding existire, so werde die Sache selbst absolute, d. i. zusamt seinen Beziehungen, gesetzt. Allein scheint sich dieses nicht einander aufzuheben? absolut, und zusamt seinen Beziehungen. Wenigstens setzt der Sprachgebrauch der Philosophen eins dem andern entgegen. Er müßte sich also erklären, was er durch dieses ihm eigene absolute verstanden wissen wolle. Doch wir wollen einmal seine Erklärung annehmen. Denkt denn nicht Gott das bloß mögliche, auch das was niemals zur Wirklichkeit gelangt, zusamt seinen Beziehungen, ja mit allen seinen möglichen Beziehungen? Gott  
setzt

Also auch das bloß mögliche nach des Hr. V. Erklärung absolute: aber hat es deswegen außer seinem göttlichen Verstande auch einige Wirklichkeit?

Es scheint zwar in diesen zur Erklärung des Daseyns angezeigten Merkmalen ein Schimmer der Wahrheit zu seyn; aber er ist so schwach und in solche Dunkelheit gehüllt, daß es schwer wird, ihn recht wahrzunehmen. Das Daseyn ist freylich kein Prädikat von der Sache, sondern es ist etwas, daß das ganze Ding angeht. Was es aber eigentlich sey, werden wir vielleicht nicht eher bestimmt sagen können, bis wir mehr davon erfahren, wie ein Ding sein Daseyn erhalte. Die Baumgartensche Definition scheint noch immer, ob sie gleich nur eine Nominaldefinition ist, die deutlichste und der Wahrheit am nächsten zu seyn, und nur den Fehler zu haben, daß sie bloß auf die menschliche Denkungsart applicabel ist. Damit sie philosophische Leser mit des Verfassers seinen vergleichen können, will ich sie hersetzen. Das Daseyn, sagt er, ist die durchgängige innere Be-

stim-

stimmung desjenigen in einem Dinge, was durch sein Wesen oder durch die daraus fließende Eigenschaften unbestimmt gelassen ist.

In der zweyten Betrachtung sucht der H. V. zu beweisen, daß die innere Möglichkeit alleszeit ein Daseyn voraussetze. Er thut es auf folgende Art: „Die innere Möglichkeit ist die „Uebereinstimmung oder das Nichtwidersprechen des einen mit dem andern nach dem Satze „des Widerspruchs. Es findet sich also zweyerley in dem innern Möglichen. Die „Uebereinstimmung oder das Nichtwidersprechen der beyden denklichen Dinge; und das „nenn: er das Formale der innern Möglichkeit: „und die beyden denklichen Dinge selbst, welche „mit einander übereinstimmen, welche er das „Materiale oder die Data zum innern Möglichen nennt. Wenn kein Materiale, kein Datum zu denken wäre, so könnte auch keine innere Möglichkeit gedacht werden. Wäre nun alles Daseyn aufgehoben, so wäre nichts absolute gesetzt, und überhaupt also auch nichts gegeben, es wäre also auch kein Materiale zu etwas

ihm jeder zugesiehn, der eine Abhängigkeit der Wesen der Dinge von Gott annimmt.

S. 74. u. f. ist eine richtige Bemerkung, die zu weiterer Anwendung auf die Erkenntniß der Vorsehung Gottes genuet werden kann; daß nämlich verschiedene Strafen und Belohnungen mit dem moralischen Verhalten der Menschen nach den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen, und also nach der Ordnung der Natur in Verknüpfung stehen; andere aber zwar nach den Gesetzen der Natur erfolgen, aber die Verknüpfung derselben mit den moralischen Handlungen der Menschen liege in keinem Gesetze der Natur, sondern in einer besondern Richtung und Anordnung der Mittelursachen durch das höchste Wesen. Wollust und ein darauf folgendes fleisches Leben ist ein Exempel vom ersten Fall. Ein Erdbeben, wodurch eine lasterhafte Stadt verschüttet wird, erläutert den zweyten Fall. Das Erdbeben erfolgt aus natürlichen Gründen nach den Gesetzen der Natur; aber es liegt weder in den lasterhaften Menschen noch in den Gesetzen, nach welchen das Erdbeben er-

Vorstellungen, die wir haben. Diese Vorstellungen sind ursprünglich Abdrücke von wirklichen Gegenständen. Sind keine wirkliche Gegenstände, so können wir auch keine Vorstellungen haben. Haben wir keine Vorstellungen, so kann, auch weder Uebereinstimmung noch Widerspruch unter ihnen statt finden. Findet diese nicht statt, so ist auch keine innere Möglichkeit. Nein, das wäre ein Sprung ins schließen: dieses folgt nur; alsdenn würden wir keine innere Möglichkeit gewahr werden.

Der Beichluß folgt künftig.

gesetze thun immer einerley Wirkung, und wenn sie als Ursachen gebraucht werden sollen, müssen sie nothwendig immer ihre Wirkung hervorbringen. So verschieden und mannigfaltig also auch oft die äußerlichen Abänderungen und Verknüpfungen der Begebenheiten der Natur sind, so fließen sie doch nothwendig aus einem Naturgesetz, aus einer allgemeinen Eigenschaft der Körper, z. E. der Schwere, Elasticität, Undurchdringlichkeit u. s. w. aber der wirkliche Gebrauch dieser Gesetze und ihre mannigfaltige Verknüpfung unter einander ist zufällig, und hängt allein von Gottes Willkühr ab.

Die Bemerkung S. 84. u. f. wird vielen Lesern gefallen, „daß die Unterbrechung der Ordnung der Natur, und der daraus entstehende Uebelstand, kein Einwurf gegen die übernatürliche und unmittelbare Wirkungen Gottes in der Natur wären; denn diese Ordnung der Natur, oder die natürliche Verknüpfung der Folgen mit ihren Gründen, sey an sich selbst keine Vollkommenheit, sondern nur in so fern gut und vollkommen, als tangliche Mittel zu einem

anders bestehen soll, wesentlich verschieden sind. Der Hr. B. scheint also aus der eingeschränkten Art, wie wir Menschen nur zur Erkenntniß des innern möglichen gelangen können, auf die innere Möglichkeit überhaupt geschlossen zu haben.

In der dritten Betrachtung bauet der B. auf seine Vordersätze weiter fort, und beweiset das schlechterdings notwendige Daseyn. Er unterscheidet wieder das schlechterdings notwendige im logischen Verstande, wenn durch das Gegentheil das Formale alles denkflichen aufgehoben wird, von dem schlechterdings notwendigen im Realverstande, wodurch das Materiale alles Denkflichen und folglich alle innere Möglichkeit aufgehoben wird. Eben so wird auch das Zufällige unterschieden. Nur schließt er so: „Weil alles mögliche etwas wirkliches voraussetzt, wodurch das Materiale alles denkflichen gegeben wird; so muß eine gewisse Wirklichkeit seyn, deren Aufhebung selbst alle innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde. Dasjenige, dessen Aufhebung alle Möglichkeit vertilgt, ist schlechterdings notwendig.“



„dig. Also existirt etwas absolut nothwendiger  
 „Weise.. Dieses etwas, das absolut nothwen-  
 dig existirt, nimmt der Hr. B. S. 30. als  
 dasjenige an, das den letzten Realgrund aller  
 andern Möglichkeit enthalte, und folgert dar-  
 aus, daß das nothwendige Wesen einig  
 sey. Aber mußte er nicht nothwendig erst be-  
 weisen, daß nicht viele solche etwas, sondern  
 nur eins den letzten Realgrund aller andern  
 Möglichkeit enthalten könne. Denn wenn die  
 innere Möglichkeit ein Daseyn von Dingen  
 voraussetzt, so folgt ja noch nicht, daß es ein  
 einiges Daseyn voraussetzen müsse, welches  
 den letzten und einzigen Realgrund aller Mög-  
 lichkeit enthalte. Der Hr. B. scheint hier durch  
 den Singularem des Wortes *Etwas* und *Daseyn*  
 verführt worden zu seyn. Denn wenn er S. 33. be-  
 hauptet, „daß das, was den letzten Grund von  
 „einer innern Möglichkeit enthalte, ihn auch  
 „von aller überhaupt enthalten müsse; und die-  
 „ser Grund nicht in verschiedene Substanzen  
 „vertheilt seyn könne;“, so ist es aus dem vor-  
 hergehenden nicht einzusehn, warum das noth-  
 wendig

wendig existirende Wesen A nicht das Materiale zur innern Möglichkeit von a, b, c, u. s. w. das nothwendige Ding B das Materiale zur innern Möglichkeit von m, n, o, p, und das nothwendige Ding C das Materiale zu x, y, z, u, s. w. geben könne. D. Hr. B. muß beweisen, daß das einzige A zureichend sey, das Materiale zu allen innern Möglichkeiten zu geben, und also alle andere nothwendig existirende Wesen neben ihm ohne Noth angenommen werden; oder er muß aus dem Begriff des nothwendigen zeigen, daß nur in einem nothwendig existirenden Wesen der Realgrund aller innern Möglichkeit enthalten seyn könne.

Wenn dieses ausgemacht ist, dann folgt es natürlich, daß dieses nothwendige Wesen S. 31. einfach, S. 33. unveränderlich und ewig seyn, und S. 34. die höchste Realität enthalten müsse; weil in ihm der Realgrund der Datorum zu aller Möglichkeit, entweder als Bestimmungen desselben, oder als Folgen aus ihm, anzutreffen seyn müssen.

Den Unterschied, den er hierbey S. 36. u. f. in Absicht der *compossibilitatis realitatum* in Gott  
zwei

zwischen der logischen und Realrepugnanz der Realitäten macht, scheint gegründet, und werth zu seyn, dem philosophischen Leser zu genauerer Prüfung und Anwendung empfohlen zu werden. Vielleicht unterhalte ich sie einst mit meinen Gedanken über diese Materie, bey Gelegenheit einer andern Schrift des Hrn. Kant) in welcher er von den negativen Größen in der Weltweisheit handelt. —

In der vierten Betrachtung folgert der V. nun den Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes, und zeigt die Gründe an, warum das nothwendige Wesen ein Geist sey, und wie aus den bisher angeführten Vordersätzen auf das Daseyn Gottes geschlossen werden könne. Wobey es angemerkt zu werden verdient, daß der V. doch aus diesen Vordersätzen allein nicht hat beweisen können, daß das nothwendige Wesen ein Geist sey; sondern daß er noch den Grund zu Hülfe nehmen muß, daß theils Wesen, die von ihm entspringen, mit Verstand und Willen begabt sind, theils die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit in den von uns erkannten Gegenständen, Verstand und Willen in dem Wesen voraussetzen, in welchem sie alle ihren Realgrund haben. Hier kehrt sich also der V. auf die Weise für

der sie eben so leicht unmittelbar hervorbringen könne, nicht mit unnüßer Kunst prahle. — Aber beweist dieser Grund nicht zu viel? Prahlt denn Gott mit unnüßer Kunst, wenn er natürliche Begebenheiten durch die Mechanik der Welt schon von ferne anlegt? Und würde nicht Gott besser thun, alles in der Natur, so wie er es kann, unmittelbar zu thun, damit er nicht mit unnüßer Kunst zu prahlen schiene? Wirft der Hr. B. nicht durch diese Anmerkung sein ganzes System über den Haufen, wodurch er die Erkenntniß der Weisheit Gottes auf den Zusammenhang der Wirkungen und Ursachen in der Natur, und zwar mit Recht, gründet? Jeder Künstler, jeder weise Mann giebt in der Anordnung seiner Werke die Data an, woraus man seine Weisheit erkennen muß; ohne daß er deswegen zur Absicht hat, mit seiner Kunst zu prahlen.

Der Beschluß folgt künftig.

## Zwey hundert und ein und achtzigster Brief.

Die zweyte Abtheilung der Schrift des Hrn. Kants soll den weitläufigen Nutzen darlegen, der seiner geführten Beweisart besonders eigen ist. Bey dem, was der V. hierin bekanntes und mit andern gemein hat, werde ich mich nicht aufhalten. Verschiedene Philosophen haben nicht ohne wahrscheinliche Gründe behauptet, daß das Wesen, und die daraus fließende nothwendige Eigenschaften der Dinge in dem Verstande des höchsten Wesens gegründet wären. Dieses scheint der Hr. V. genauer bestimmen zu wollen, wenn er nun aus der wahrgenommenen Einheit in dem Wesen der Dinge, auf den einzigen Realgrund der Möglichkeit aller dieser Wesen in Gott den Schluß macht. Diese Einheit in dem Mannigfaltigen der Wesen der Dinge zeigt er S. 59. u. f. an den Eigenschaften des Raums, und S. 56. u. f. an dem, was in den Bewegungsgesetzen nothwendig ist, in sehr wohlgewählten Exempeln: wo er S. 64. und 65.

die Frage: Ob die Bewegungsgesetze nothwendig oder zufällig seyn? so beantwortet: daß die Bewegungsgesetze in Absicht des Materials der Möglichkeit von einem grossen gemeinschaftlichen Urwesen, als dem Grunde der Ordnung und Wohlgereimtheit, abhängen müssen; und dieses vorausgesetzt, auch formaliter oder logisch schlechterdings nothwendig seyn müssen. Das heißt, wie mich dünkt, mit andern Worten; weil sie Gott so gedacht hat, und vielleicht vermöge seines Wesens so hat denken müssen, so haben sie auch nicht anders seyn können, so bald er Materie und Bewegung hat hervorbringen wollen. Wenn aber von der Nothwendigkeit der Bewegungsgesetze die Rede ist, ist alsdenn nicht die Frage, ob sie aus dem Wesen der Materie selbst schlechterdings nothwendig hergeleitet werden müssen?

G. 66. u. f. sagt er, daß das Wesen der Dinge, nicht so wie das Daseyn, moralisch von Gott abhängig sey, d. i. auf seinen Willen und Willführ beruhe, sondern unmoralisch, oder von seiner Natur selbst. Und das wird ihm

ihm jeder zugesiehn, der eine Abhängigkeit der Wesen der Dinge von Gott annimmt.

S. 74. u. f. ist eine richtige Bemerkung, die zu weiterer Anwendung auf die Erkenntniß der Vorsehung Gottes genühet werden kann; daß nämlich verschiedene Strafen und Belohnungen mit dem moralischen Verhalten der Menschen nach den Gesetzen der Ursachen und Wirkungen, und also nach der Ordnung der Natur in Verknüpfung stehen; andere aber zwar nach den Gesetzen der Natur erfolgen, aber die Verknüpfung derselben mit den moralischen Handlungen der Menschen liege in keinem Gesetze der Natur, sondern in einer besondern Richtung und Anordnung der Mittelursachen durch das höchste Wesen. Wollust und ein darauf folgendes fleisches Leben ist ein Exempel vom ersten Fall. Ein Erdbeben, wodurch eine lasterhafte Stadt verschüttet wird, erläutert den zweyten Fall. Das Erdbeben erfolgt aus natürlichen Gründen nach den Gesetzen der Natur; aber es liegt weder in den lasterhaften Menschen noch in den Gesetzen, nach welchen das Erdbeben er-

folgt, eine natürliche Ursache, warum es diese lasterhafte Menschen verschüttet. Der Grund hiervon ist allein in der Weisheit Gottes zu suchen, der die Ursachen des Erdbebens so angelegt und geordnet hat, daß die Wirkung zugleich eine moralische Folge des Verhaltens dieser Menschen wird.

Diese Begebenheiten nennet der B. formaliter übernatürlich.

„Es giebt S. 78. u. f. viele Naturgesetze, deren Einheit nothwendig ist, d. h. wo eben derselbe Grund der Uebereinstimmung zu einem Gesetze, auch andere Gesetze nothwendig macht. Es giebt aber auch Naturgesetze, deren Einheit zufällig ist. Jene verursachen, daß die natürlichen Begebenheiten nach einer nothwendigen, diese, daß sie nach einer zufälligen Ordnung der Natur erfolgen, wenn sie anders ihr Daseyn, das immer zufällig ist, von Gott erhalten sollen.“ Dieser paradoxscheinende, und nicht ganz deutlich erläuterte Satz soll wohl die Wahrheit lehren, welche mit andern Worten so ausgedrückt wird. Die allgemeinen Naturgesetze



gesetze thun immer einerley Wirkung, und wenn sie als Ursachen gebraucht werden sollen, müssen sie nothwendig immer ihre Wirkung hervorbringen. So verschieden und mannigfaltig also auch oft die äußerlichen Abänderungen und Verknüpfungen der Begebenheiten der Natur sind, so fließen sie doch nothwendig aus einem Naturgesetz, aus einer allgemeinen Eigenschaft der Körper, z. E. der Schwere, Elasticität, Undurchdringlichkeit u. s. w. aber der wirkliche Gebrauch dieser Gesetze und ihre mannigfaltige Verknüpfung unter einander ist zufällig, und hängt allein von Gottes Willkühr ab.

Die Bemerkung S. 84. u. f. wird vielen Lesern gefallen, „daß die Unterbrechung der Ordnung der Natur, und der daraus entstehende Uebelstand, kein Einwurf gegen die übernatürliche und unmittelbare Wirkungen Gottes in der Natur wären; denn diese Ordnung der Natur, oder die natürliche Verknüpfung der Folgen mit ihren Gründen, sey an sich selbst keine Vollkommenheit, sondern nur in so fern gut und vollkommen, als tangliche Mittel zu einem

„einem vollkommenen Endzweck daraus wür-  
den. Ein besserer Erfolg durch übernatürliche  
„Mittel sey immer vollkommener, als der Ge-  
„brauch natürlicher Mittel, wodurch nur ein  
„weniger guter Erfolg bewirkt werden könnte.  
„Die größere oder mindere Vollkommenheit  
„des Zwecks entscheide also auch den Werth der  
„Mittel, sie möchten natürlich oder übernatür-  
„lich seyn. Und die ganze Kraft des Einwur-  
„ses entspringe daher, daß sich die Vorstellung  
„der Mühsamkeit, welche die Menschen bey ih-  
„ren unmittelbaren Ausübungen empfinden,  
„ausgeheim mit einmische..“

Hierauf leitet er selbst S. 86. bis 100. aus  
der im vorigen behaupteten Abhängigkeit der  
Wesen von Gott, und aus der Einheit der Na-  
tur, vielerley Wirkungen durch ein und eben-  
dasselbe Principium hervorzubringen, die Spar-  
samkeit der übernatürlichen Wirkungen Gottes  
in der Natur her: gestehet aber auch zugleich  
am Ende, daß man doch viele Hervorbringun-  
gen in der Natur, und derselben Entstehungs-  
art, gar nicht aus den einfachen Naturgesetzen  
erklä-

erklären könne: dahin er die Erzeugung der Pflanzen und der Thiere rechnet.

An den Physikotheologien zeigt er S. 105. u. f. einen gewöhnlichen Fehler, daß sie alles in der Natur als zufällig, als eine Unordnung durch Weisheit vorstellen, da doch vieles in derselben mit nothwendiger Einheit aus den wesentlichsten Regeln der Natur abfließt. Hierdurch werden sie gefährlichen Einwürfen bloßgestellt, die aus vielen nothwendigen Erfolgen der allgemeinen, und besonders der mechanischen Gesetze der Natur, gegen ihre Schlüsse gemacht werden können. Die Ausbreitung der philosophischen Erkenntniß der Natur wird auch dadurch verhindert, weil die Furcht erregt wird, der in der Welt geoffenbarten Weisheit Gottes zu nahe zu treten, wenn man die Wirkungen in der Natur aus allgemeinen, und in den Eigenschaften der natürlichen Dinge sich gründenden mechanischen Regeln herleiten wollte. Und endlich so wird durch diese Methode wohl der Urheber der Verknüpfungen und künstlichen Zusammensetzungen der Welt, aber nicht der Urheber

Urheber der Materie selbst und der Bestandtheile des Universum bewiesen, und folglich der fehnere Atheismus nicht widerlegt.

Diese Methode deren Vorzüge und bewegende Kraft der B. übrigens zugesteht und ins Licht setzt, sucht er S. 117. u. f. zu verbessern und von den angezeigten Fehlern zu reinigen. Aus dem vorhergehenden läßt sich schon vermuthen, worinn diese Verbesserung bestehe. Ich will den Sinn des B. kurz zusammen fassen. „Die „einförmigen Wirkungen in der Natur hängen „von allgemeinen Gesetzen ab; diese von den „nothwendigen Eigenschaften und von dem Wesen der Dinge; diese von ihrer innern Möglichkeit; diese von der wesentlichen Weisheit „Gottes, d. h. von der ewigen Uebereinstimmung seines Denkens, welche den Grund aller möglichen Harmonie und Uebereinstimmung allein enthält. Auf diese Art wird alles was nothwendig oder mechanisch in der „Welt ist, was nach allgemeinen Gesetzen aus „dem Wesen der Dinge fließt, und die Möglichkeit des Stoffs und der Materie selbst ursprüng-

„sprünglich aus dem weisen Verstande Gottes  
 „hergeleitet. Daß aber diese, und nicht jene  
 „Materie, hier und nicht dort existirt; daß  
 „diese und nicht jene Art der Verknüpfung statt  
 „findet; daß viele allgemeine Regeln zu einer  
 „Wirkung verbunden worden; daß solche Un-  
 „ordnung gemacht worden, wodurch die noch-  
 „wendigen Dinge zu Erreichung gewisser End-  
 „zwecke dienlich seyn müssen; daß ist alles zu-  
 „fällig, und hängt von der weisen Willkühr des  
 „Urhebers ab, der es alles verknüpft und an-  
 „geordnet hat. Auf diese Art wird der beob-  
 „achtende Mensch in der ganzen Natur, immer  
 „Gott, immer den ersten Urquell finden.,,

Diese Regeln gefallen und scheinen wahr zu seyn, wenn auch die Principia, woraus sie der Hr. B. herleitet, noch nicht völlig berichtigt seyn sollten.

S. 143. 144. behauptet er, daß es der göttlichen Weisheit nicht gemäß sey, eine außers-  
 ordentliche Begebenheit so zu bewirken, daß er  
 die Mechanick der Welt schon von der Schöpfung  
 her darauf besonders anrichte; indem Gott,  
 der

der sie eben so leicht unmittelbar hervorbringen könne, nicht mit unnützer Kunst prahle. — Aber beweist dieser Grund nicht zu viel? Prahlt denn Gott mit unnützer Kunst, wenn er natürliche Begebenheiten durch die Mechanik der Welt schon von ferne anlegt? Und würde nicht Gott besser thun, alles in der Natur, so wie er es kann, unmittelbar zu thun, damit er nicht mit unnützer Kunst zu prahlen schiene? Wirst der Hr. B. nicht durch diese Anmerkung sein ganzes System über den Haufen, wodurch er die Erkenntniß der Weisheit Gottes auf den Zusammenhang der Wirkungen und Ursachen in der Natur, und zwar mit Recht, gründet? Jeder Künstler, jeder weise Mann giebt in der Anordnung seiner Werke die Data an, woraus man seine Weisheit erkennen muß; ohne daß er deswegen zur Absicht hat, mit seiner Kunst zu prahlen.

Der Beschluß folgt künftig.

schée! natif de Gottschee! Nichts lustiger übrig-  
gens als die Briefe Clarissimi Clodii. 3. E.

Le porteur de ce billet Vous assurera, qu'il  
a donné ma traduction à la cuisinière, & puis  
qu'elle n'a pas quitté la ville, Vous Vous en pou-  
vez enquérir, & elle en doit répondre. Je suis  
de tout mon Coeur. Erlauben Sie mir vom  
Cl. Clodius nochmals auf den Cl. Gorius zu-  
rück zukommen. Ich sehe eben daß ich eine  
Stelle ausgelassen habe, die jemand, den ich  
kenne, nicht um viel Geld missen würde.

„Ich wünschte, schreibt Gorius, daß, so  
wie in Italien, also auch in Deutschland jähr-  
lich ein Buch heraus käme, darinn das Ver-  
zeichniß derer in jedem Jahre daselbst gedruck-  
ten Bücher, eine kurze Anzeige dererselben,  
und auch das, was man bey den Akademien  
gethan, zu finden wäre.“

Das Angenehmste in diesem Bande der  
Sammlung sind unstreitig die Briefe des Hrn.  
Prof.

„Masse. Die Materien dichter Art hatten  
 „das größte Vermögen, sich in dem Chaos  
 „durchzudrängen, und dem Gravitationspunkte  
 „näher zu kommen. Der Widerstand der sich  
 „einander im Fall hindernder Partikeln mußte  
 „Seitenbewegungen verursachen; und weil die-  
 „ser Widerstand so lange dauert, bis sie sich am  
 „mindesten hinderlich sind, so mußten sich diese  
 „Seitenbewegungen endlich in eine gemeinschaft-  
 „liche Umdrehung nach einerley Gegend vereini-  
 „gen. Diese Umdrehung brachten die Partikeln,  
 „die auf die Sonne fielen, mit, und verur-  
 „sachten dadurch die Umdrehung um ihre Achse.  
 „Die Partikeln, die sich um die Sonne bewege-  
 „ten, mußten sich nach den Gesetzen der Gravi-  
 „tation bestreben, die verlängerte Aequator-  
 „fläche der Sonne zu durchschneiden, und sich  
 „darin zu häufen. Nach Proportion ihrer Dich-  
 „tigkeit fielen sie entweder gar auf die Sonne,  
 „oder schwebten in solchen Entfernungen um  
 „dieselbe, darin der Grad ihres Seitenschwun-  
 „ges mit der Gravitation im Gleichgewichte  
 „blieb, und also in concentrischen Zirkeln.  
 „Die



„Die Klumpen, die daraus entstanden, mußten nach Proportion des weitem oder nähern Abstandes von der Sonne grösser oder kleiner seyn. In sehr entlegenen Weiten vom Gravitationspunkte konnten die sich zu Körpern bildende Partikeln diese Regelmäßigkeit nicht haben, und daraus wurden die Kometen.“ Dies ist das wesentliche dieser Hypothese. Die Gründe des Verfassers dafür und die Prüfung derselben setzt zu viel Erkenntniß der Mechanik und höhern Astronomie voraus, als daß es vielen Lesern verständlich seyn würde, wenn man sich darauf einlassen wollte.

In der dritten Abtheilung prüft der V. die gewöhnlichen Beweisgründe für das Daseyn Gottes, und schließt damit, daß nur der eine, von ihm ausgeführte, zu einer Demonstration möglich sey. Das hauptsächlichste davon ist dieses: der Kartesiansche Beweis ist nicht bündig, weil aus der compossibilitate aller Realitäten auf das Daseyn eines solchen Wesens, das sie alle in sich begreift, geschlossen wird; da doch das Daseyn gar nicht als ein Prädicat irgend

B 2

einer

einer Sache beugelegt, noch aus der willkürlichen Vereinbarung verschiedener Prädikate ohne Subjekt auf das Daseyn desselben der Schluß gemacht werden könne. Die Wolfische Demonstration sey zwar in so weit richtig, daß aus dem Daseyn der Dinge, das Daseyn eines nothwendigen, unabhängigen Wesens gefolgert werde. Wenn aber nun ferner aus diesem Begriffe des absolut nothwendigen Wesens seine höchst vollkommene Eigenschaften und seine Einheit hergeleitet werden sollten, so werde und müsse auch der Kartesiansche unerwiesene Satz zum Grunde gelegt werden; daß das Wesen, worin man sich alle höchste Realitäten denken kann, auch nothwendiger Weise existire. Die physicotheologischen Beweise haben eine moralische Gewißheit, sind rührend und erwecken grosse Empfindungen, und sind auch für die mehresten Menschen hinreichend zur Ueberzeugung; ob ihnen gleich die demonstrativische Strenge fehlt. Aus der Grösse der Wirkungen beweisen sie die Grösse und Macht des Urhebers; aber nicht, daß er die höchste Macht besitze:

Aus

Aus der zweckmäßigen Zusammenfügung die groſſe, aber nicht die höchſte Weiſheit deſſen, der es zuſammengefügt hat: Aus der wahrgenommenen Einheit deſſen, was wir von der Welt erkennen, höchſt wahrſcheinlich, aber nicht demonſtratiwiſch gewiß, die Einheit deſſen, der es hervorgebracht hat, u. ſ. w. Wer aber aus der innern Möglichkeit der Dinge einen Beweis führen kann, daß ein Weſen exiſtiren müſſe, darin der Grund dieſer innern Möglichkeit aller Dinge, und folglich alles Denkflichen, enthalten ſey, der führt den einzigen unumſtößlichen Beweis für das Daſeyn Gottes. Und zu dieſem Beweiſe hat der H. V. die Data in ſeiner Schrift darlegen wollen.

Dem Hrn. V. gebührt das Lob, daß er ſelbſt gedacht, und ſich die Gedanken anderer Philoſophen mit reifer Beurtheilung zu eigen gemacht habe. Das nothwendige und zufällige in der Natur unterſcheidet er mit vielem Scharffinn und Genauigkeit, und eröffnet dadurch dem forſchenden Verſtande neue Wege zu richtigerer Unterſuchung derſelben. Sollte es aber nicht beſſer

S 3

geweſen

gewesen seyn, wenn er umgekehrt verfahren, und aus diesem erwiesenen Unterschiede der natürlichen Ursachen auf das Daseyn und die Natur desjenigen Wesens analytisch zurückgeschlossen hätte, welches den Grund alles nothwendigen sowohl, als zufälligen in der Natur enthalten müsse. Vielleicht würden sich auf diesem Wege die Dunkelheiten und Schwierigkeiten verlohren haben, worinn die ersten abstrakten Begriffe, darauf er sich gründet, noch gehüllet sind. Der Schimmer der Wahrheit, der aus verschiedenen seiner Sätze hervorleuchtet, wird bey Kennern den Wunsch erregen, daß der Hr. B. selbst seine Baumaterialien sammeln, und ein Gebäude daraus aufführen möchte, das durch seine Festigkeit und Regelmäßigkeit unaufhörlich dauerhaft sey, und dem prüfenden Auge des Verstandes völliges Genüge leiste.

Tz.

Zwey

## Zwen hundert und zwen und achtzigster Brief.

Dieser Brief an Sie ist die Frucht eines gerührten Gewissens. Unser M. hat mir die Nachlässigkeit, Ihnen so lange nichts mehr aus Hrn. Prof. Uhl's Brieffsammlung \*) vorzusagen, so häßlich angemahlt; daß ich mir so gleich vorgenommen, einen eigenen Nachmittag zum Durchlesen eines neuern Bandes dieser Sammlung anzuwenden. Ich habe den jüngsten Band vor mich genommen, weil ich seine ältere Brüder, die ich schon einmahl durchgelaufen, ohne Ihnen davon, wie ich wohl gefolt hätte, Nachricht zu geben, nicht wieder in die Hände nehmen wollte.

Ich weiß nicht ob ich nach ihrem Geschmacke ausgezogen habe. Nehmen sie vorlieb, möchte ich fast sagen. Der grössste Schade ist auf meiner Seite, wenn mein Brief nichts taugt;

§ 4

Denn

\*) Sylloge Epistolarum noua, uarii argumenti Vol. IV. in quo L. IX. et X. Norimb. apud Felseckerum.

Denn ich habe einen ganzen Nachmittag gelesen.

Im neunten Buche der Sammlung steht eine lange Reihe Briefe von Anton Franc. Gorius an Jo. Ernst Imman. Walchius, daraus ich auf meine Ehre weiter nichts und niemand, als den Kaufmann Wagner zu Venedig, der dieser beyden Herren Briefe und Bücherpackete zu besorgen die Ehre gehabt, habe kennen gelernt. Doch darf ich diesen kleinen Umstand nicht vergessen: Hr. Gorius schreibt dem Hrn. Walchius irgendwo vor, wie dieser eine Schrift des erstern anpreisen und mit einer Ermunterung an ihn schliessen solle, einem so wichtigen Werke sich ja mit allem Ernste zu unterziehen. Dies ist eine Stelle, die Hr. Prof. Klotz zum Belage in einer neuen Ausgabe seiner Morum brauchen kann.

Wolte der Himmel daß sich des Hrn. Gorius Briefe an den Hrn. Walchius in Briefe von Gesnern oder Hommeln verwandeln könnten! Vom erstern sind nur sehr wenige Briefe in diesem Buche. Ich schreibe Ihnen daraus sein Urtheil

Urtheil über Pitisci Lexicon ab. „Ein unnütz  
 „vergrößertes Werk, sagt er, durch das Vers  
 „weisen auf neuere Schriftsteller, darunter im  
 „mer einer den andern ausgeschrieben. Eine  
 „einzige alte Stelle, darinn die Sache vors  
 „kommt, würde sie alle vertreten, und diese  
 „Stelle fehlt meistens: oder doch nicht selten.“

Gesners edle Schamhaftigkeit, die ihn  
 dem Rathe eines Freundes, mit Versen sich  
 dem Preussischen Monarchen zuzudrängen, wi  
 derstreben hieß, verräthet eine Denckungsart,  
 die ihm Ehre macht. Er schlägt vor, die neue  
 Akademie, der er so lange sie Societät war,  
 nicht angehören wolte, solle ihn zum Mitglied  
 aufnehmen, damit er alsdann, ohne Anschein  
 der Betteley einen König besingen könnte, der  
 für die Dichter recht geschaffen wäre.

Hier folgt eine Anekdote, die ich wohl durch  
 eine richtige Anführung bestätigt sehen möchte.  
 Im Jahr 1726. schreibt ein gewisser Schreiber  
 rus, der in Leiden Medicin studierte, an  
 Gottschedius.

„En quae scribat Boerhavius, quod Leibnizius „Monadem appellat, Newtonio dicitur vis attractrix.“. Nichts scheint bey'm ersten Anblicke lächerlicher und ungereimter ausgedrückt. Und sollte es nicht im Grunde wahr seyn? Leibnizens Monaden, die das phænomen des Körpers hervorbringen, sind sie nicht substantiae oder vires attractrices?

Es giebt auch ein gewisser Clodius der bald lateinisch, bald französisch (und auf die letztere Art erbärmlich) an Hrn. Prof. Gottsched schreibt, der eine arabische Abstammung für den Namen dieses berühmten Mannes hat erfinden wollen; (ist frustra sagt Hr. G. in einer Note) und der uns durch diesen mißlungenen Versuch die höchst schätzbare Nachricht ~~den~~ den künftigen, so Gott will, erst spät hinaus vollständigen Biographen des Hrn. Professors zuwege gebracht; die Nachricht, daß dieser große Name von dem Namen eines kleinen Städtgens in Steyermark, an den Gränzen von Ungarn gelegen, Gottschee genannt, abstamme. O Steyermark! o Gottschee!



schée! natif de Gottschee! Nichts lustiger übrigens als die Briefe Clarissimi Clodii. 3. C.

Le porteur de ce billet Vous assurera, qu'il a donné ma traduction à la cuisinière, & puis qu'elle n'a pas quitté la ville, Vous Vous en pouvez enquérir, & elle en doit répondre. Je suis de tout mon Coeur. Erlauben Sie mir vom Cl. Clodius nochmals auf den Cl. Gorius zurück zukommen. Ich sehe eben daß ich eine Stelle ausgelassen habe, die jemand, den ich kenne, nicht um viel Geld missen würde.

„Ich wünschte, schreibt Gorius, daß, so wie in Italien, also auch in Deutschland jährlich ein Buch heraus käme, darinn das Verzeichniß derer in jedem Jahre daselbst gedruckten Bücher, eine kurze Anzeige dererselben, und auch das, was man bey den Akademien gethan, zu finden wäre.“

Das Angenehmste in diesem Bande der Sammlung sind unstreitig die Briefe des Hru. Prof.

**Prof. Hommel.** Einer ist an den Herausgeber der Sylloge geschrieben; und es wird mir wirklich schwer, ihm diesen Briefwechsel nicht zu beneiden. Sie wissen, was wir längst von der unsichtbaren Gesellschaft unter einander gesagt haben. —

Doch ich erzähle. Hr. H. beschreibt mit der feinsten und aufgeräumtesten Art, daß er zu Hause den Tempel Salomonis seiner Fakultät, das heißt, das Tribunal eines alten römischen Prätors auf einem großen Tische sehr zierlich und genau mit allen nöthigen Figuren, fast hätte ich gesagt in Lebensgröße, aufgebauet habe. Sie müssen die Beschreibung selbst lesen; damit sie die ganze herrliche Sache gleichsam vor Augen sehen.

Sie wissen daß die Juristen den Namen Titius fast immer brauchen, um demselben besondere Rechtsfälle anzudichten. In weiblichen Fällen muß die Casa sich als eine gemeine Person brausen lassen. Masson hat den Lebenslauf des erstern beschrieben

## Zwey hundert und drey und achtzig- ster Brief.

Sie haben einigemal den Gedanken geäußert, es mißfalle Ihnen selbst am Virgil und Horaz, daß sich jener zu seinen EPILOGEN, dieser zu seinen SATYREN des Hexameters bedient habe. Der majestätische Gang des Hexameters, sagten sie, erfordert auch eine angemessene Grösse des Inhalts. Ihr Gefühl werde gewissermassen beleidiget, wenn sie Virgils Hirten im hohen hexametrischen Schwunge ihre sanften Empfindungen ausdrücken, und von den kleinen, süßsen Geschäften der ländlichen Unschuld sprechen hörten; und noch mehr Widerstreben empfänden Sie fast bey sich, wenn Horazens spottende Muse die kleinen Thorheiten seiner Mitbürger in diesem feyerlichen Ton belachte. Ich erinnere mich auch, daß Sie einst so gar behaupteten, Horaz müsse diesen Mißstand selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in seinen Satyren so nachlässig bearbeitet habe,

beurtheilen. Journal des Savans, Nouvelle de la Republique des Lettres, &c. &c. &c.

Wenn doch irgendwo ein Direktor über ein Séminarium, um seine Studenten zu beschäftigen, den Einfall kriegte sie ein Verzeichniß von allen beurtheilten Schriften verfertigen zu lassen. J. E. Locke on human Vnderstanding wird beurtheilet im Journal des Savans, in den Nouvelles de la Republ. des Lettres, etc. Bey jedem Titel versteht sich, müßte der Theil und d. Seite der recensirenden Monatschrift angeführt werden. Man hätte dadurch das Vergnügen verschiedene Urtheile leicht mit einander vergleichen zu können, so bald man wollte, die Verfertigung selbst könnte für die junge Leute nicht schwer fallen. Ein jeder nimmt ein eigenes Journal vor: und findet es sich, daß bey ihm unter einen Buchstaben des Alphab. e. Schrift vorkommt, die der andre in seinem Journal auch recensiert gefunden: so schreibt man die Anführungen zusammen. Auf solche Art könnte ein sehr nützlichcs Bücherverzeichnis nach

nach dem Alphabet sowohl der Verfasser als der Büchertitel zum Vorschein kommen und der weitläufige Hausrath der Journale brauchbar werden. Die Urtheile selbst schreibt man nicht ab: höchstens eine Anekdote von dem Namen des ungenannten Verfassers oder einer seltenen Ausgabe. Doch auch dieß fällt lieber weg, weil die Arbeiter dazu schon mehr Zeit haben, oder geschickter seyn müßten, als ich es durch die Bank annehme. — Ich erinnere mich daß die kaiserliche francisizische Academie in Augsburg hat einmal ein allgemeines Register über die Monatschriften zu liefern versprochen, aber der Plan war so verwirrt angelegt, und die Ausführung ist so wenig erfolgt, und würde wenn sie erfolgen sollte vermuthlich eben so wenig dem magno hiatu Promissoris entsprechen, als es bey den übrigen Projecten des theuren Herrn Herz von Herzberg geschehen ist.

Doch es ist ja wohl Zeit, Sie ein wenig ernsthafter zu unterhalten. Hierzu habe ich mir ein Stück ebenfalls aus einem Briefe des Hr. Prof. H. an

---

5. an den seel. Baumgarten in Halle aufbewahrt. Der erstere hatte ein verlohrenes Blatt, worauf ein Einwurf gegen den Wolfischen Beweis vom Daseyn Gottes stand, drucken lassen. Der letztere verlangte es zu sehen: man schickte es ihm. Hier ist der verjüngete Einwurf.

Der Beschluß folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VIII. Den 17. May 1764.

---

Beschluß des zwey hundert und zwey  
und achtzigsten Briefes.

**W**olf schließt, weil ich veränderliche und zufällige Modos sehe: so ist auch die Materie, an der diese Modi zum Vorschein kommen, zufällig und, hinfällig. In einem besondern Falle: weil die rothe Farbe, womit eine Wand bestrichen ist, erblasset und gar vergehet: so muß auch die Wand einfallen. Man sieht die Bündigkeit des Schlusses.

Das nothwendige Wesen ist doch dasjenige Wesen, das den Grund seines Daseyns in sich selbst hat? gut: sollte es nun wohl nicht zwey,  
Achtzehnter Theil.                      5                      drey,

drey, mehrere dergleichen geben können? O nein, sagt man mir, der Grundsatz des nicht zu unterscheidenden. Nu denn? Sie sehen ja daß zwey gleich nöthwendige Wesen von allen Dingen den Grund enthalten müssen; wären sie aber unterschieden, und dis will der Grundsatz: so — Die Folge ist deutlich. Die Folge sehe ich: aber gewiß nicht, warum sie annehmen, daß das nothwendige Wesen von allen Dingen den Grund enthalten müsse. Ich frage: sollte es nicht ein nothwendiges Wesen geben, das nur von sich, nicht aber von andern den Grund enthielte: und sie sagen nein, denn das nothwendige Wesen enthält von allen andern den Grund, das heißt doch wohl voraussetzen, was man beweisen sollte.

Die Materie selbst könnte also wohl nothwendig seyn: aber die Schönheit, die Ordnung, womit sie bekleidet worden, ist es nicht: daher gälte der Wolffsche Beweis höchstens so weit: es giebt eine nothwendige Sache: ohne uns zu lehren, ob nicht auch die Materie diese nothwendige



uthwendige Sache seyn könne. Der Beweis also,  
 daß ein Gott sey, wird am besten aus der Ord-  
 nung und Schönheit der Welt geführt. Deus  
 est creator mundi; daraus folgt aber noch nicht:  
 Deus est creator materiae; denn mundus oder  
 κόσμος ist die Schönheit, womit die Materie  
 durch Eintheilung in harmonische Verhältnisse  
 bekleidet worden, und die richtige Erklärung von  
 Gott würde seyn: eine nothwendige Sache, die  
 nicht bloß von ihrem eigenen Daseyn, sondern  
 auch von dem Daseyn aller Modorum den Grund  
 enthielte. Hieher gehöret noch eine Stelle des  
 Scaligers: materia si propius dispiciatur, alioquin  
 divina res est, nempe una entium omnium ma-  
 xima, suaeque essentia perpetua atque immutabi-  
 lis. Nunquam enim corrumpitur ipsa, sed id,  
 quod ex ipsa fit. Ich war, wie Sie vielleicht  
 es auch seyn werden, begierig zu erfahren ob  
 Baumgarten würde geantwortet haben? Siehe  
 da, ich fand die Antwort: aber das Wasser  
 reichte mir bis an die Lippen. Baumgarten  
 verspricht mündlich die Sache zu erläutern. Und

so denke ich verschieben wir es ebenfalls bis zu einer mündlichen Unterredung.

Ich freue mich über die Gelegenheit, welche mir diese Brieffammlung darbietet, unsere billige Denkart Ihnen durch einen neuen Beweis darzulegen. Sie haben etwa gedacht, wir würden das verheelen, was wir irgendwo zum Lob des Hrn. Directors der schwarzen Zeitungen finden dürften? Keineswegs: ich bin ordentlich eifrig für sie die folgende Stelle aufzuschreiben: „Nova Litteraria Hamburgensia, quae nunc cura DIVINI et SAPIENTIS, SIMI omnium, qui sunt, qui fuerunt, et erunt, PHILOSOPHI et DICTATORIS PERPETVI, ZIEGRAE, prodeunt.“ Diese Stelle ist aus einem Briefe des Hrn. Prof. Klog.

Es sind einige der wichtigsten Briefe in diesem Bande der Sammlung übrig, davon ich noch nichts gesagt. E. Briefe eines Ungenannten, der sich bey den berühmten Westphälischen

fischen Friedensunterhandlungen an den Orten selbst aufgehalten. Allein die Wahrheit zu gestehen, ich habe diese Briefe noch nicht ganz gelesen, und kann folglich auch nicht sagen ob sie etwas neues über diese ausgeschriebene Materie enthalten. Denn nicht jeder besitzt die Fontenellische Gabe über unverständene Dinge richtig zu urtheilen. Fontenelle thut dies wirklich in seinem Briefe über d. Ez. Spr. an Hrn. Prof. Gousched. Algarotti schreibt an Hrn. Prof. Formey seine Gedanken über diesen Brief und scheint empfindlich über den französischen Stolz. Hevelius beklagt sich, daß er sein Ehren- und Gnadengehalt von Frankreich seit dem Jahre 1671. nicht ausgezahlt erhalten. Dies ist eine Anekdote zum Siècle de Louis XIV.

Van der Hardt sagt den Wittenbergischen Theologen sehr derbe Wahrheiten; aber es herrscht ein so furchtbarer theologischer Geist in diesem Briefe, daß ich ihn zitternd weggelegt

**Habe, um einen Brief des erlauchten Balili  
zu lesen, den ich Ihnen empfehle, so wie Ihren  
Freund**

**B.**

**Zwey**

## Zwey hundert und drey und achtzig- ster Brief.

Sie haben einigemal den Gedanken geäußert, es mißfalle Ihnen selbst am Virgil und Horaz, daß sich jener zu seinen Eklogen, dieser zu seinen Satyren des Hexameters bedient habe. Der majestätische Gang des Hexameters, sagten sie, erfordert auch eine angemessene Größe des Inhalts. Ihr Gefühl werde gewissermaßen beleidigt, wenn sie Virgils Hirten im hohen hexametrischen Schwunge ihre sanften Empfindungen ausdrücken, und von den kleinen, süßen Geschäften der ländlichen Unschuld sprechen hörten; und noch mehr Widerstreben empfänden Sie fast bey sich, wenn Horazens spottende Muse die kleinen Thorheiten seiner Mitbürger in diesem feyerlichen Ton belachte. Ich erinnere mich auch, daß Sie einst so gar behaupteten, Horaz müsse diesen Mißstand selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in seinen Satyren so nachlässig bearbeitet habe,

habe, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und mit dem Ton seiner Metrie übereinstimmiger zu machen.

Sie mögen dieses mit den Verehrern des Alterthums ausmachen. Ich will es zu einer andern Zeit mit Ihnen untersuchen, ob Sie in Absicht der Alten Recht oder Unrecht haben. Wenn aber von unserm deutschen Hexameter die Rede ist, so haben sie gleich offenbar Recht. Unser Hexameter wird niemals den Wohlklang der Griechischen und Lateinischen erreichen. Die undieg'ame Natur unsrer Sprache, und der Mangel an Spondäen verstaten es nicht. Sollten wir also nicht eine vorsichtige Sorgfalt anwenden, ihn nur da bescheiden zu gebrauchen, wo ihm die Majestät des Inhalts, oder der herrschende Ton des Affekts einen feyerlicheren Schwung giebt, seinen Gang gleichsam unterstützt, und seine Tonsfälle verstärkt? Und da er noch nicht so ausgebildet ist, als er seyn könnte, da wir ihm, wie ich glaube, wenn wir unsre Sprache genauer studiren, noch mehr Harmonie

wie

nie geben können, als er jetzt hat; so sollte man ihn, wie mich dünkt, bey allen den Materien zu brauchen vermeiden, wo er irgend in Gefahr wäre, matter und minder voll zu klingen, als er doch im Deutschen klingen kann; und wo sich unser Ohr verwöhnen könnte, um des minder erhabnen Inhalts willen auch mit dem prosaischen Gange des Hexameters zufrieden zu seyn.

Sie werden aus diesen Gründen leicht mit mir einstimmig seyn, daß Youngs Nachtgedanken nicht in Hexameter übersetzt werden sollten. Verwundern Sie Sich aber über dieses Urtheil, so muß ich Ihnen sagen, daß es der Würde des Inhalts dieses Gedichtes keinesweges zu nahe tritt. Vergessen Sie nicht, daß ich in Beziehung auf unsre Sprache rede, die es nothwendig zu machen scheint, den Hexameter nur für das große, lyrische und majestätische aufzuheben. Youngs Nachtgedanken haben freylich oft einen erhabenen und hinreißenden Schwung, wo er uns durch die Stärke, und, ich möchte wohl sagen, durch den Ungestüm seines Affekts, durch den kühnen Flug seiner Fantasie, und durch die

großen Scenen, die er bis ins unendliche vor und hinstellt; durch alle Sphären der Himmel mit sich fortführt, und unsern Geist weit über den engen Gesichtskreis dieses Lebens erhebt. Wenn dieses der allein herrschende Ton seines Gedichts wäre, der sich nur durch Schattungen unterschiede, so wollte ich kein Wort dagegen einwenden, es könnte und müßte dann in Hexameter übersetzt werden, wenn das Sylbenmaaß der Materie angemessen seyn sollte.

Aber sie wissen, er bleibt nicht immer in diesen Höhen. Er senkt sich zur Erde herab. Er findet Lorenzo's vor sich, die von diesen Höhen, die er verlassen hat, nichts sehen noch empfinden wollen. Sein Unwille wird gereizt, daß sie die Wahrheit der großen Scenen, davon er voll ist, läugnen, und seine Fautaste für ausschweifend schelten. Er bestreitet sie mit Gründen der Vernunft; er sucht ihnen die Waffen, damit sie ihn angreifen, aus den Händen zu reißen; man kämpft von beyden Seiten; er wird Herr über seinen Gegner, und wirft ihn zu Boden, und nimmt ihm seine Waffen, und führt



führt ihn überwunden im Triumph mit sich fort. Andere, die im Schlamm kriechen, und die niedrigen Sümpfe des Lasters lieben, verfolgt sein Eifer mit der Geißel der Satyre bewafnet in alle ihre modrige Schlupfwinkel, jagt sie aus dem Schlamm hervor, reißt ihnen die Hülle, womit sie ihre Schande zu bedecken suchten, hinweg, und stellt sie mit ernstem Spott, ganz von dem Rothe, darin sie sich wälzten, besudelt, der Welt dar.

So wechselt sein Ton beständig ab. Bald schwingt er sich über alle Himmel hinaus; bald disputirt er wieder mit den Unglaubigen; bald wird er didaktisch; bald schildert er die Laster und Thorheiten der Menschen mit finstern und stark aufgetragenen Farben in ihren natürlichsten und häßlichsten Gestalten. Ich will diese Abwechslung nicht tadeln, wenigstens mich jetzt darauf nicht einlassen, ob ein Young nicht einen Plan hätte wählen können, darin nur ein Ton der herrschende gewesen wäre. Ich gestehe es auch, daß sein poetischer Geist alle diese kontrastirende Scenen mit gleichem Feuer befeelt,

ferkt, und seine originale Kühnheit ihn eben so wenig in den niedrigsten als in den höchsten Gegenden, wohin er seinen Flug nimmt, verläßt. Aber, sagen Sie mir, wie kann der feyerliche Gang des Hexameters diesen so sehr an Würde verschiedenen Gegenständen, wie kann er dem so hervorstehend abgeänderten Tone des Dichters durchgängig gleich angemessen seyn? Das jambische und trochäische Sylbenmaaß bequemt sich nach der Verschiedenheit der Materie, oder läßt sich durch weise Einmischung anderer Füße, wenn ich so sagen darf, auf den Ton des Vortrags stimmen, und bald heben, bald der Prose näher bringen. Aber der Hexameter hat immer eine gewisse ihm eigenthümliche ernste Majestät; und wenn der Inhalt diese nicht hat, so ist die Melodie des Hexameters entweder mislautend dagegen, oder die geringere Erhebung des Vortrags verführt den Dichter unvermerkt, auch die große Harmonie des Sylbenmaasses zu vernachlässigen; und das ist der grade Weg, den Hexameter in unsrer Sprache ganz zu verderben, und uns endlich mit Recht den

den Vorwurf zuzuziehen, daß unsre Sprache nicht dazu gemacht sey.

Vielleicht hat der Ungenannte, der vor einiger Zeit Youngs Nachgedanken in hexametrische Verse übersetzt hat, \*) diese Betrachtungen entweder nicht angestellt, oder nicht von großem Gewicht gefunden. Den Young oder Milton richtig und zugleich harmonisch in Hexameter zu übersetzen, ist keine kleine Unternehmung. Wer darin glücklich ist, dem kann man es verzeihen, daß er nicht gleicher Meynung mit mir gewesen, und einen Dichter doch gut übersetzt hat, an dessen guter Uebersetzung ich verzweifelte. Ich will Ihnen hernach über diese poetische Uebersetzung, die Sie vielleicht noch nicht gesehen haben, meine Gedanken sagen, und sie mit Herr Lberts prosaischen Uebersetzung vergleichen. Jetzt muß ich Sie noch ein wenig vom Hexameter unterhalten. Ich habe das Herz voll davon; und Sie müssen mich hören.

Sie

\*) Die in Hannover 1760. und 1761. herausgegeben.

Sie wissen, daß wir in unsrer Sprache einen Mangel an Spondäen haben, und daß dieser Mangel dem deutschen Hexameter keinen geringen Grad von dem gefekten Wohlflange entzieht, den die griechischen und lateinischen Hexameter haben. Sollten wir denn also die Spondäen, die uns die Sprache noch giebt, nicht sorgfältig zu Rathe halten? Unstre lange Sylben werden ganz genau durch das Zeitmaaß der Aussprache bestimmt; und dieses hängt entweder von der Natur der Sylbe selbst ab, welche eine merklich längere Zeit zum Aussprechen erfordert, oder von dem Accent, den wir in der Aussprache drauf legen. Müssen wir nun nicht zweysylbige Wörter, deren Sylben einerley Länge des Zeitmaasses haben, als natürliche Spondäen ansehen, dafür wir der Sprache Dank schuldig sind? Und an solchen Wörtern fehlt es uns doch nicht. Ich könnte Ihnen gleich ein Duzend hersehen, so wie sie mir einfallen. Umgang, Schicksal, Unglück, Aufruhr, Feindschaft, Freundschaft, Endzweck, Gerechtigkeit, Anschlag, u. s. w. sind lauter Spondäen.

den. Das Ohr wird schwerlich zwischen den Zeitmaassen beyder Sylben einen Unterschied bemerken. Diese müssen wir nie, oder doch sehr selten, als Trochäen gebrauchen, wenn wir jemals ein bestimmtes Maass unsrer Aussprache, und Harmonie in unsern Hexametern erlangen wollen. Wie ärgerlich ist es nun dem, der seine Sprache liebt, wenn er solche natürliche Spondäen nicht allein in Trochäen verwandelt, sondern auch gar zu Daktylen verbraucht sieht; und in den Stellen hingegen, wo sie sehr gut als Spondäen stehn würden, wiederum Trochäen antrifft. Das muß ja nothwendig den ganzen Fall des Verses umkehren und widersinnig machen, und die Harmonie völlig tödten. Ich will ihnen einmal ein paar Verse aus unserm Uebersetzer des Young vorlegen, und das Tonmaass der natürlichen Aussprache darüber setzen; und dann urtheilen Sie selbst.

Freundschaft und Zwist der Gedanken, und Auf-

ruhr im lermenden Busen.

Unter

Unter dem Nachdruck der Warnung, die feurig

den Trägen ermuntert,

So aus Freundschaft, die, was ich vorher be-

sang, überlebet.

Würde ein Grieche oder Römer nicht lachen  
müssen, wenn wir ihm sagten, daß dieß Hexa-  
meter wären?

Die Fortsetzung folgt künftig.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 24. May 1764.

---

Fortsetzung des zwey hundred und drey  
und achtzigsten Briefes.

**A**us Mangel der Spondaen müssen wir oft  
Trochäen gebrauchen. Das Ohr verliert  
etwas dabey, und der Hexameter bekommt das  
durch einen weniger männlichen Klang. Fehlt  
uns also jener, so müssen wir ihn wenigstens mit  
Hülfe der Trochäen so voll klingend zu machen  
suchen, als es nur möglich ist. Die Trochäen  
müssen sich daher mit einer bestimmt langen  
Silbe anfangen, daß der Leser niemals verleitet  
werde, sie jambisch zu lesen; sonst ist die  
Melodie des Hexameters gleich verlohren. Die  
Daktylen die wir mit ein mischen, müssen sehr  
rein seyn, und dem Ohr die doppelte kurze  
Silbe merklich zu vernehmen geben. Durch

Achtzehnter Theil.

3

diesen

diesen geschwindern Fall werden die Trochäen gleichsam kontrastirt und gehoben, ihr langsamerer Gang fällt deutlicher ins Gehör, und nähert sich dem spondaischen; und durch diese zwiefache Sorgfalt können wir es allein erhalten, daß wir in unserer Sprache von der wahren Ruff des Hexameters weniger vermissen. Wenn man aber Trochäen nach dem Sylbenmaaß jambisch lesen muß, wenn man eine natürlich lange Sylbe bald im Trochäen lang, bald wieder im Daktylen kurz gebraucht findet, so verschwindet dem Leser die Harmonie des Verses; ließt er nach der Natur der Sprache, so ließt er Prose, und es kann ihm nicht einfahren, daß es Verse sind; ließt er mit dem Gedanken, es seyn Verse; so stößt er alle Augenblick an, der Gang der Worte ist steif, unharmonisch, und dem Ohr höchst mißfällig.

Lassen Sie uns wieder aus Höpings Uebersetzer Exempel nehmen. Er giebt eine reiche Erndte von Erläuterungen zu dieser Anmerkung. Werden Sie nicht folgenden Vers nach  
der



der Natur der Sprache so lesen, als ich ihn bezeichnet habe? Und würden Sie wohl errathen, daß es ein Hexameter sey, wenn Sie ihn nicht in der Reihe von Hexametern erblickten?

u - u - u - - - u - u -  
 Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch  
 u u - u -  
 mit Vergnügen.

Die beiden ersten Worte sind nach jedermanns Aussprache offenbar Jamben. Schicksal wird so merklich spondäisch ausgesprochen, daß man es nicht zum Daktylen mißbrauchen sollte, zumal da der Leser einen Augenblick drauf verweilt. Der ganze Gang der Worte läßt also eher einen jambischen Vers vermuthen, als einen Hexameter. Doch soll es ein Hexameter seyn, und der Verfasser will ihn so gelesen wissen.

- u - u - u - u - u - u -  
 Darum verband das Schicksal der Zeit Gebrauch  
 u u - u -  
 mit Vergnügen.

Wenn die Aussprache so willkürlich ist, wenn sie jeder nach seiner Bedürfnis verändern kann, denn lassen Sie uns ja den deutschen Hexameter und alle lyrische Versarten aufgeben. So lange das Tonmaaß unsrer Sprache noch nicht genau bestimmt ist, (und der sorgfältig bearbeitete Hexameter kann es, wie mich dünkt, am besten bestimmen, und unser Ohr sicher gewöhnen;) so lange sollten sich die Dichter wenige oder gar keine Freiheit in der Prosodie verstatten; sonst machen sie unsre Sprache noch ärmer an Wohlklang, als sie ist. Was sagen Sie zu diesen beiden Versen?

— u u — u u — u u — u u —  
 So übertrifft den natürlichen Narren noch weit  
 u u — u  
 der Gelehrte!

— u — u u — u — — — u u — u  
 Ueberträfe Gelehrsamkeit ganz Peru an Schätzen,  
 und bald darauf wieder:

— u — u — — — u — u u — u  
 Der Gelehrsamkeit uns zur Gelehrsamkeit-machet.

Ueber

Ueber macht im ersten Verse zwey kurze Sylben aus, im zweyten ist es ein Trochäus. Gelehrsamkeit ist in einem und eben demselben Verse ein doppelter Iambus, und dann wieder eine kurze Sylbe und ein Daktylus. Das heißt ja mit dem Sylbenmaaß spielen, unser Ohr mit Hexametern peinigen, und die Aussprache ganz holpericht und mißlingend machen.

Nur noch etwas von den einsylbigen Wörtern, dann will ich Sie nicht länger mit diesen grammatischen Kleinigkeiten aufhalten. Man hat es sich, wie mich dünkt, zu leichtsinnig angewöhnt, die einsylbigen Wörter als gleichgültig in der Prosodie zu betrachten. Man gebraucht sie kurz oder lang, nachdem man es eben nöthig hat, ohne darauf zu sehen, was die Natur ihrer Aussprache erfordert. Und dieser gleichgültige Gebrauch verdirbt den Wohlklang unsers Hexameters nicht wenig. Die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck der Rede auf ein einsylbiges Wort legt, bestimmen seine Länge oder Kürze in den meisten Fäl-

len ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidiget, wenn es Solchen kurz hören muß, die doch die Aussprache oder der Nachdruck lang macht, und umgekehrt. Wird dieser Fehler in einem Gedicht oft begangen, ja trifft man ihn, (wie es in unsern Hexametern nur allzuhäufig geschieht,) in einem Verse einige mal an, so kann man demjenigen Ohr Trost bieten, das in solchen Hexametern die Harmonie des Hexameters hören kann.

Wenn man hingegen die Regeln beobachtete, die uns die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck ertheilt, für die einsylbigen Wörter an die Hand giebt; so würde unser Hexameter nicht allein das steife und unbiegsame verlieren, sondern auch dem Ohr durch das merckliche Fallen und Erheben seiner abwechselnden Töne schmeichelhaft werden. Je größern Vorrath unsre Sprache aber an einsylbigen Wörtern hat, und je unumgänglicher sie von den Dichtern gebraucht werden müssen; desto weniger dürfen wir ihr Tonmaaß als gleichgültig

eig annehmen, desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln seyn. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unsre schwerfälligere und polysyllbige Sprache nicht applikabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsyllbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgültig (*ancipites*) angesehen haben, mögen wirklich nach ihrer Aussprache ein mittleres Maas zwischen ihrer langen und kurzen Sylbe gehabt haben, daß es weniger anstößig war, sich in der Aussprache etwas länger dabey zu verweilen, oder kürzer drüber hinzulaufen, nachdem es die Bedürfnis des Dichters erforderte. Ueberdem war das Maas aller übrigen Sylben in beyden Sprachen so genau bestimmt, daß die wenigen *ancipites* keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Wir Deutschen hingegen haben, wenn wir auf die Zeit der Aussprache sehn, lange Sylben von so verschiedner Länge, und kurze von so verschiedner Kürze, die wir in der Poesie doch nur von einerley Tonmaas, als lang oder als kurz gebrauchen, daß es für die Har-

monie unsrer Gedichte nicht gleichgültig seyn kann, ob unsre viele einsylbige Wörter ancipites seyn, oder ihr bestimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaaß der einsylbigen Wörter zu bestimmen, und, wo ich mich nicht sehr irre, folgende Regeln vorzuschreiben. Alle einsylbige Nomina und Verba sind vermöge der Aussprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einsylbigen Verba ist und hat scheinen hiebon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeschadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vortwort machen offenbare Jamben aus; und ein einsylbiges Adiectivum das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr, weil es entweder durch die Aussprache, oder durch die Kraft der Bedeutung, die drauf liegt, lang ist. Unter allen übrigen einsylbigen Wörtern aber, welche Partikeln und Vortwörter sind,

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.

Je als schändlich zu tadeln gewagt; doch — einen Gedanken.

Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb unmoralisch:

Zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß ausläßt, u. s. w.







Und lassen Sie uns sehn, ob der Verfasser die beyden letzten Verse nicht harmonischer gemacht haben würde, wenn er die einsylbigen Wörter darinn nach dem Tonmaasse gebraucht hätte, das ich drüber gesetzt habe.

Zwar hat noch niemand das Fachen  
Je als Sünde zu tadeln gewagt, doch halb un-  
moralisch  
Ist es gewiß, — vergieb den Gedanken der  
strenge nur scheint; —  
Hängst du zu viel ihm nach, und es bricht in  
mürrisches Wesen  
Oder in Flatterhaftigkeit aus — — —

Wissen Sie jetzt nicht, ob die Stelle richtig übersezt, ob sie poetisch ausgedruckt ist, sondern fragen Sie Sich nur, ob der Klang dieser letzten Verse nicht besser sey, als der erstern. Ich habe mit Fleiß keine andere Veränderung damit vornehmen wollen, als daß ich die einsylbigen Worte nach ihrem natürlichen Tonmaße gesetzt habe, um es desto deutlicher zu zeigen, daß der mehrere oder mindere Wohlklang von dem  
richti-

richtigen oder unrichtigen Tonmaasse der einsylbigen Wörter herrühre.

Welcher Vers klingt Ihrem Ohr besser? Welcher scheint Ihnen ein reinerer Hexameter zu fern? Dieser?

u u - - u - - u u - - u u - -  
 Zu beglückt zum Ländeln und Scherz ist er ruhig  
 u - - u  
 und heiter

Oder der?

- u - - u u - - u u - - u u - -  
 Ruhig ist er und heiter, zum Scherz und Län-  
 u u - - u  
 deln zu glücklich.

Können Sie folgenden Vers anders lesen, als er bezeichnet ist?

Ruft ihr Söhne der Pierinnen! die Sphäre des  
Rondes,

u u - - u u - - u u - -  
 Die es mehr als ihr Bruder, verdient, in schweis-  
 genden Stunden u. s. w.

Ist das nun aber wohl ein Hexameter? Gehört es nicht zum Wesen des Hexameters, daß eine bestimmt lange Sylbe den Vers anfangt, und den Ton des ersten Ganges, den er gehen muß, gleichsam angebe? Und ist nicht der ganze hexametrische Tonfall verloren, sobald man den Vers jambisch zu lesen anfangen muß, oder auch nur ungewiß ist, was man auf die erste Sylbe für einen Ton legen solle?

Lesen Sie auch noch diese Zeile. Nicht wahr, Sie werden sie so lesen?

Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie  
ersticket

Nicht doch, es ist ein Hexameter, der so gelesen werden muß:

Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie  
ersticket

Und

Und dieser so:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, wer dies  
nicht erkennet

ob die Aussprache Sie gleich verführen will, so  
zu lesen:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, u. s. w.

Nur noch einen; und dann will ich ihr Ohr  
verschonen. Wenn sie folgendes in Prosa ge-  
schrieben fänden, würden sie es nicht in diesem

Sylbenmaaß lesen? „Wie wenn der Aeltesten

„kleine Welt über Haufen gefallen, zu dem

„letzen Schicksal empor, das gnädig, das hart

„ist, als des Menschen eigne Wahl, der den

„Himmel beherrscht, als des Menschen des

„spotischer Wille, ja oft eine Stunde u. s. w.“

Run

Dann üben Sie sich im skandiren. Ich sage Ihnen, es sind Hexameter, so wie sie da stehn. Youngs Uebersetzer hat sie in der zweyten Nacht, und Sie müssen der natürlichen Aussprache zu Troß so lesen:

Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen  
gefallen,

zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das  
hart ist,

als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel  
beherrscht,

als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine  
Stunde, u. s. w.

Oder auch so: denn der Leser muß es errathen,  
wie der Verfasser gelesen haben will:

Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen  
gefallen

Der

Der hat er oft genug lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehen als über und eine in der

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, opfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

näch-

len ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidigt, wenn es Solben kurz hören muß, die doch die Aussprache oder der Nachdruck lang macht, und umgekehrt. Wird dieser Fehler in einem Gedicht oft begangen, ja trifft man ihn, (wie es in unsern Hexametern nur allzuhäufig geschieht,) in einem Verse einige mal an, so kann man demjenigen Ohr Trost bieten, das in solchen Hexametern die Harmonie des Hexameters hören kann.

Wenn man hingegen die Regeln beobachtete, die uns die Aussprache oder der Accent, dem der Nachdruck ertheilt, für die einsylbigen Wörter an die Hand giebt; so würde unser Hexameter nicht allein das steife und unbiegsame verlieren, sondern auch dem Ohr durch das merkliche Fallen und Erheben seiner abwechselnden Töne schmeichelhaft werden. Je größern Vorrath unsre Sprache aber an einsylbigen Wörtern hat, und je unumgänglicher sie von den Dichtern gebraucht werden müssen; desto weniger dürfen wir ihr Tonmaaß als gleichgültig



eig annehmen, desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln seyn. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unsre schwerfälligere und polysyllbige Sprache nicht applicabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsyllbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgültig (*ancipites*) angesehen haben, mögen wirklich nach ihrer Aussprache ein mittleres Maas zwischen ihrer langen und kurzen Sylbe gehabt haben, daß es weniger anstößig war, sich in der Aussprache etwas länger dabey zu verweilen, oder kürzer drüber hinzulaufen, nachdem es die Bedürfnis des Dichters erforderte. Ueberdem war das Maas aller übrigen Sylben in beyden Sprachen so genau bestimmt, daß die wenigen *ancipites* keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Wir Deutschen hingegen haben, wenn wir auf die Zeit der Aussprache sehn, lange Sylben von so verschiedner Länge, und kurze von so verschiedner Kürze, die wir in der Poesie doch nur von einerley Tonmaas, als lang oder als kurz gebrauchen, daß es für die Har-

monie unsrer Gedichte nicht gleichgültig seyn kann, ob unsre viele einsylbige Wörter ancipites seyn, oder ihr bestimmtes Maaß der Länge oder Kürze haben.

Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaaß der einsylbigen Wörter zu bestimmen, und, wo ich mich nicht sehr irre, folgende Regeln vorzuschreiben. Alle einsylbige Nomina und Verba sind vermöge der Aussprache lang, und dürfen nur im Nothfall, um höhere Schönheiten nicht zu verlieren, kurz gebraucht werden. Die einsylbigen Verba ist und hat scheinen hievon allein eine Ausnahme zu machen, die des Wohlklangs unbeschadet, oft als kurze Sylben gelten können. Die einsylbigen Nomina mit ihrem Artikel, und die Verba mit ihrem Vorwort machen offenbare Jamben aus; und ein einsylbiges Adiectivum das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr, weil es entweder durch die Aussprache, oder durch die Kraft der Bedeutung, die drauf liegt, lang ist. Unter allen übrigen einsylbigen Wörtern aber, welche Partikeln und Vorwörter sind,

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.  
Je als schändlich zu tadeln gewagt; doch — einen  
Gedanken.

Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb  
unmoralisch:

zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß  
ausläßt, u. s. w.

Und lassen Sie uns sehn, ob der Verfasser die beiden letzten Verse nicht harmonischer gemacht haben würde, wenn er die einsylbigen Wörter darinn nach dem Tonmaasse gebraucht hätte, das ich drüber gesetzt habe.

Zwar hat noch niemand das Lachen  
Je als Sünde zu tadeln gewagt, doch halb un-  
moralisch  
Ist es gewiß, — vergieb den Gedanken der  
strenge nur scheint; —  
Hängst du zu viel ihm nach, und es bricht in  
mürrisches Wesen  
Oder in Flatterhaftigkeit aus — — —

Wissen Sie jetzt nicht, ob die Stelle richtig übersezt, ob sie poetisch ausgedruckt ist, sondern fragen Sie Sich nur, ob der Klang dieser letzten Verse nicht besser sey, als der erstern. Ich habe mit Fleiß keine andere Veränderung damit vornehmen wollen, als daß ich die einsylbigen Worte nach ihrem natürlichen Tonmaße gesetzt habe, um es desto deutlicher zu zeigen, daß der mehrere oder mindere Wohlklang von dem richti-

richtigen oder unrichtigen Lommasse der einsyl-  
bigen Wörter herrühre.

Welcher Vers klingt Ihrem Ohr besser? Wel-  
cher scheint Ihnen ein reinerer Hexameter zu  
seyn? Dieser?

u u - u - u u - u u - u  
Zu beglückt zum Ländeln und Scherz ist er ruhig  
u - u  
und heiter

Oder der?

- u - u u - u u u  
Ruhig ist er und heiter, zum Scherz und Län-  
u u - u  
deln zu glücklich.

Können Sie folgenden Vers anders lesen, als  
er bezeichnet ist?

Ruft ihr Söhne der Pierinnen! die Sphäre des  
Rondes,

u u - u u - u u -  
Die es mehr als ihr Bruder, verdient, in schwei-  
genden Stunden u. s. w.

Ja

Ist das nun aber wohl ein Hexameter? Gehört es nicht zum Wesen des Hexameters, daß eine bestimmt lange Sylbe den Vers anfangt, und den Ton des ersten Bauges, den er gehen muß, gleichsam angebe? Und ist nicht der ganze hexametrische Tonfall verloren, sobald man den Vers iambisch zu lesen anfangen muß, oder auch nur ungewiß ist, was man auf die erste Sylbe für einen Ton legen solle?

Lesen Sie auch noch diese Zeile. Nicht wahr, Sie werden sie so lesen?

Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie  
ersticket

Nicht doch, es ist ein Hexameter, der so gelesen werden muß:

Und falsch Frieden singt, bis das Leichentuch sie  
ersticket

Und

Und dieser so:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, wer dies  
nicht erkennet

ob die Aussprache Sie gleich verführen will, so  
zu lesen:

Der bleibt noch im Alter ein Kind, u. s. w.

Nur noch einen; und dann will ich ihr Ohr  
verschonen. Wenn sie folgendes in Prosa ge-  
schrieben fänden, würden sie es nicht in diesem

Sylbenmaaß lesen? „Wie wenn der Aeltesten

„kleine Welt über Hausen gefallen, zu dem

„letzen Schicksal empor, das gnädig, das hart

„ist, als des Menschen eigne Wahl, der den

„Himmel beherrscht, als des Menschen des

„spotischer Wille, ja oft eine Stunde u. s. w.“

Nun

Nun üben Sie sich im scandiren. Ich sage Ihnen, es sind Hexameter, so wie sie da stehn. Youngs Uebersetzer hat sie in der zweyten Nacht, und Sie müssen der natürlichen Aussprache zu Troß so lesen:

Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen

gefallen,

zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das

hart ist,

als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel

beherrscht,

als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine

Stunde, u. s. w.

Oder auch so: denn der Leser muß es errathen, wie der Verfasser gelesen haben will:

Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen

gefallen

Der



Der hat er oft genug lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehen als über und eine in der

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, aufopfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

näch-

nächstens noch einen Brief von mir, darin wir uns besonders mit dieser poetischen Uebersetzung beschäftigen, und sie mit Eberts Uebersetzung vergleichen wollen. Sie wissen, wie angenehm und lehrreich uns solche Vergleichen der Schriftsteller immer gewesen sind.

U.

~~Vertheilung der Aufgaben~~

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

X. Den 31. May 1764.

---

## Zwey hundert und vier und achtzigster Brief.

Von der Treue eines Uebersetzers hat man viel geschrieben. Alles, worauf ich mich besinnen kann, läuft darauf hinaus, daß sie nicht darin besteht, wenn man wörtlich übersetzt, sondern wenn man den Sinn seiner Urschrift in die Sprache, darin man übersetzt, vollständig herüber trägt. Dies scheint mir noch nicht genug bestimmt zu seyn. In einer richtigen Umschreibung ist das auch unsre Pflicht; und diese ist doch von der Uebersetzung wesentlich unterschieden. Jene hat bloß zum Zweck, den richtigen Sinn eines Verfassers darzulegen, diese soll ausserdem noch so genau als möglich das Colorit treffen, womit er seine Gedan-

Achzehnter Theil.

R

ten

fen ausgedruckt hat. Ein Uebersetzer hat also die Pflicht auf sich, nicht allein seine Urschrift zu verstehen, sondern auch den unterscheidenden Ton derselben, und den Charakter ihrer Schreibart zu finden, und sich hineinzusetzen. Alldem hat er erst übersezt, das heißt, er hat seinen Landsleuten die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton eines fremden Originals bekannt gemacht. Wenn ich mir den Unterschied einer Umschreibung und Uebersetzung recht deutlich machen will, pflege ich mir ein Miniaturgemälde als das Original vorzustellen, welches durch die Umschreibung mit Röthel ins Große gebracht worden, damit blöde Augen, die an jenem nichts unterscheiden können, von der Figur, dem Verhältniß und der Gestalt seiner Theile, und von der Anordnung des Gemäldes ein deutliches Bild erlangen. Die Uebersetzung hingegen ist eine genaue Kopie, darin man die Feinheit und die Nuancen der Züge, den Pinselstrich des Originals, den besondern Auftrag, die Vertheilung der Farben, und die eigenthümliche Manier des Malers ausdruck-

ten

ten bemüht gewesen. So grotesk nun eine solche Kopie aussehn würde, wenn einige Theile darin mit dieser Genauigkeit dem Original folgten; andere hingegen mit Röthel ins Große gebracht wären; so widersinnig fällt auch eine Uebersetzung in die Augen, die halb aus genau übersehten Zügen und halb aus Umschreibungen besteht.

Wenn dieser Mißstand in didaktischen Schriften nicht so sehr bemerkt und leichter vergeben wird, so sicht er hingegen in Poesien desto deutlicher hervor. Hier muß die Uebersetzung nothwendig den Ton des Ausdrucks, und den herrschenden Charakter des Dichters, der überseht wird, behalten, wenn man im Stande seyn soll, sich von seinem Genie, und von der Natur seiner Dichtungsart, aus der Uebersetzung eine richtige Vorstellung zu machen. Ein fühner Pinselzug, der richtig nachgeschildert ist, und ein anderer, der durch eine Umschreibung verwischt ist, machen hier eine häßliche Wirkung neben einander. Man verliert den Ton des Gedichts, man weiß nicht mehr eigentlich, was

der Verfasser gedacht, noch wie ihn seine Begeisterung von einem Gegenstande zum andern geführt hat. Man sieht gar keine Begeisterung mehr.

Ich komme auf den Young. Zur Beurtheilung seines poetischen Uebersetzers habe ich Sie nur an diese Betrachtungen erinnern wollen. Young unterscheidet sich, wie sie wissen, durch die Kühnheit seiner Metaphern, durch Häufung der Gegensätze, durch das Feuer seiner Einbildungskraft, daß ihm nie in der Ebne, oder im gewöhnlichen Gesichtskreis zu bleiben, verstatet, sondern ihn immer zur äußersten Gränze seines Gegenstandes ungestüm fortreißt, daß er sich entweder zur höchsten Höhe desselben empor-schwingt, oder zu seiner äußersten Tiefe mit einem Sturze herabsenkt. Das Medium tenere, ist ihm nicht möglich. Aus diesem Feuer entspringt seine Kürze. Mit wenigen, aber starken Zügen bezeichnet er die großen Distanzen, die der Flug seiner Phantasie mit einem Schwünge zurücklegt; mit gleich schnellem Schwünge eilt er zur äußersten Höhe fort, und kann und will

will sich nur Augenblicke verweilen. Dies scheint mir Youngs dichterischer Charakter, dies scheint mir, wenn ich so sagen darf, der Ton zu seyn, worauf seine Leier gestimmt war.

Sie werden mir Recht geben, daß ich diesen Charakter in der Uebersetzung finden muß, wenn ich daraus erkennen soll, was Young für ein Dichter sey. Diese Kühnheit, diese kurzen und starken Gegensätze, diesen ungehürten Flug der Einbildungskraft, dieses unaufhaltsame Bestreben die äußersten Gränzen des Denkens zu erreichen, muß, wo nicht in jeder einzelnen Stelle, (weil es die Natur der Sprache, darin man übersetzt, vielleicht nicht immer verflattet,) doch durch die ganze Uebersetzung so herrschend seyn, daß es recht treffend ins Auge fällt. Wenn man aber die Kühnheit seiner Metaphern durch Umschreibungen aufhebt, seine Gegensätze vernichtet, oder durch unrichtige Ausbildungen falsch kontrastirt, seine Kürze durch überflüssige Bepwörter dehnend macht, und ins langweilige zieht, und den rauschenden Flug seiner

erhöhten Fantastie als ein Paraphrast, der nur kümmerlich den Sinn der Worte anzeigen will, in ein mattes und prosaisches Schleichen verwandelt; so kann es nun nicht mehr Young seyn, den ich in der Uebersetzung lese. Er ist so verstellt, daß ich aus der Kopie nicht einmal seine Züge errathen kann.

Und fast steht er doch in dieser poetischen Uebersetzung so aus. Nehmen Sie welche Stelle Sie wollen, so werden Sie wenigstens einen von diesen Fehlern darin antreffen. Und doch würden Sie dem Uebersetzer Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß es aus Mangel der gehörigen Kenntniß der englischen Sprache herrühre. Er scheint den Young verstanden zu haben. Aber der unglückliche Einfall ihn in Hexameter zu übersetzen, hat ihn verleitet, seinem Original Dinge anzuflickern, wodurch es oft verstellt, oft geschwächt, oft gar in ein unverständliches Geschwätz verwandelt wird; und der ganze Styl ist dadurch so matt und prosaisch, und zugleich so steif und unbiegsam geworden, daß man sehr gütig seyn muß, wenn man beides  
Form



Form und Materie seiner Hexameter ertragen will. Ertragen? Nein, man kann es nicht; weil man zum Unglück des Uebersetzers das Englische immer auf der gegenüber stehenden Seite vor sich hat, und sich ärgern muß, daß es nicht besser ausgedruckt ist.

Nehmen Sie mahl Ihren Englischen Young zur Hand, und schlagen Sie B. 657. in der zweiten Nacht auf, wo sie ein fürchterliches Gemälde von einem plötzlichen Tode finden, dessen starke Züge Sie in unsrer Sprache ohngefähr so würden ausgedruckt haben wollen.

Was für eine Rolle auch immer der prärende Held spielen mag, so hat doch nur die Tugend im Tode Majestät; und desto größere Majestät, je finstrier sie der Tyrann anblickt. Dich, o Philander, sah er recht sehr finstrier an. „Keine gegebene Warnung! Ein ganz „unangemeldetes Verhängniß! Ein plötzlicher Sturz von des Lebens mittäglichen „Freuden! Von allem was wir lieben, von „allem, was wir sind, auf einmal abgerissen! Ein rastloses Lager voll Quaal! Ein

„düßres Versinken über alle Vermuthung  
 „herab! Der schwachen Natur Angst! Der  
 „Schauder der starken Vernunft vor der un-  
 „bekannten Finsterniß! Eine ausgelöschte  
 „Sonne! Ein sich eben öffnendes Grab! Und  
 „ach! das letzte, letzte; und was? (Können  
 „Worte es ausdrücken? Gedanken es errei-  
 „chen?) das letzte, letzte — Versummen  
 „eines Freundes!„ Wo, wo sind diese Schre-  
 cken, dies Entsetzen, das diese schenßliche  
 Gruppe von Uebeln, die uns einzeln schon  
 erschüttern, vom Menschen fordert? — Nur  
 bis jetzt hielt ich ihn für einen Menschen.  
 Hören Sie nun die poetische Uebersetzung dieser  
 Stelle.

Wenn auch pralend der Held aufs höchste sein  
 Gaukelspiel treibet,  
 zeigt doch Tugend allein sich majestätisch im Tode,  
 und stets größer, je mehr der Tyrann da sauer  
 sie ansieht!

Dir, Philander, sah er recht sauer! harz war  
 dein Schicksal!

„Keine Zeichen! keine vorausgesendete Boten!

„Nicht!

„Plötzlich gestürzt von der Mittagshöhe des fröhlichen Lebens!

„Plötzlich gerissen von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben!

„Auf ein Lager der Schmerzen geworfen, die nichts überwindet!

„In ein dunkel Gewirr, wohin keine Rathmaßung dringet!

„Schwacher Natur zum Schrecken! der stärksten Vernunft zum Schauder!

„Das sich öffnende Grab! die ihn verlöschende Sonne!

„Und das letzte, letzte; — was kein Wort mir beschreibet,

„Kein Gedanke erreicht! — das letzte Schweigen des Freundes!..

Wo ist dieß Graun, dieß Erstaunen, das scheußliche Gera von Nebeln,  
deren jedes schon einzeln erschreckt, vom Menschen sich fodern?

von Philandern, den ich als Menschen betrachtet bis igo.

Werden Sie nicht sagen, der Uebersetzer hat den Vers füllen wollen, da er anstatt des Englischen plays den gemeinen Ausdruck braucht,

sein Gaukelspiel aufs höchste treiben? Ist das Saueransehn des Todes nicht wenigstens unedel, und für diesen ernstern Auftritt unschicklich? Und doch wird es noch dazu wiederholt, und ungrammatikalisch wiederholt. Welcher Deutsche sagt wohl? Er sieht dir sauer. Die Worte: hart war dein Schicksal! sind wieder Füllsteine. Young macht diese unbedeutende Anmerkung gar nicht; der Affekt erlaubt es ihm nicht. Er eilt Philanders plötzlichen Tod mit kurzen, aber redenden Zügen zu schildern. Welcher Deutsche wird aus dem Verse: Keine Zeichen! Keine vorausgesendete Boten! die Vermuthung bekommen, daß anstatt dieser unbestimmten Idee von Zeichen des Todes, und anstatt der seltsamen vorausgesendeten Boten, die der Uebersetzer gleichsam zu Bedienten des Todes macht, im Original der Vers stehe? No Warning giv'n! Unceremonious fate! Von allem, was wir lieben, von allem was wir sind, losgerissen: sagt doch wohl weit mehr, als von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben? Und die Gradation von dem was wir

Wir lieben, zu dem, was wir sind, ist ganz aus der Acht gelassen, weil sich der Hexameter darnach nicht hat bilden wollen. Die drey folgenden Verse machen aus den stärksten Zügen, die das Herz erschüttern, ein verwirrtes Gemische, das den Leser ungewiß macht, was es eigentlich vorstellen soll. Erräth man es wohl aus der Uebersetzung, daß Young hier den herannahenden Tod in vier schrecklichen Gestalten zeigt? Das Lager voll Qual! die tiefe Finsterniß nach dem Tode! das Schrecken der Natur! der Schauder einer starken Vernunft bey diesem Auftritt! Warum hat doch der Uebersetzer die Glückwörter; geworfen, die nichts überwindet; zu seinem Hexameter nöthig gehabt? er hätte gewiß den Leser nicht auch in ein so dunkles Gewirre geworfen, daß er nicht weiß, wo das — Natur zum Schrecken — und — Vernunft zum Schauder — eigentlich hingehört. Und o wie hat er die pathetische Stelle geschwächt! — Und ach das letzte, letzte — Verstummen eines Freundes! — Anstatt der affectvollen Fragen, — und was? (Können Worte

Worte es ausdrücken, Gedanken es erregen?) setzt er das so gemein gewordene je ne fais quoi. Bey den letzten drey Versen endlich kann man jeden Leser auffordern, ob er den Sinn des Verfassers, dem ich in der wörtlichen Uebersetzung ausgedrückt habe; und die große Schilderung, die Young von Philandern macht, ohne Mühe herausfindet? Wenigstens muß ich von mir sagen, daß mir das Original erst die Uebersetzung erklärt habe.

Doch hier haben Sie noch andere Stellen, Urtheilen Sie daraus, ob ich Sie gleich anfangs nur auf eine der schlechtesten habe hinweisen wollen. In der zweyten Nacht fordert Young V. 390. den Menschen auf, an die Ewigkeit zu denken, und keine Gelegenheit, die ihn daran erinnern kann; ungenutzt zu lassen; und er bedient sich dazu dieses doppelten Bewegungsgrundes. Einmal, weil das Leben sehr kurz ist, und dann, weil unser künftiges Schicksal vom Gebrauch dieses kurzen Lebens abhängt. Dies ist der Inhalt der zwölf folgenden Verse. Ich frage Sie aber, ob es Ihnen nicht selbst  
nach

nach dieser Anzeige schwer fällt, in der Uebersetzung diesen Inhalt zu finden. Sie lautet von W. 392. an also:

Von des Lebens flüchtigem Hauch in die Höhe  
geblasen,

Hebt uns taumelnd ein Flug von der Erde, wie  
Stäublein im Sommer:

Einen Augenblick trägt uns die Luft; dann sinken  
wir wieder;

Mit dem trügen Klumpen verbunden werden wir  
Asche,

Staub, den wir traten, und schlafen, bis selbst  
die Erde verschwindet;

Schrecklich bestürzt kriechen wir da aus unsern  
Ruinen,

Wie wenn der Ameisen kleine Welt über Haufen  
gefallen,

Zu dem letzten Schicksal empor, das gnädig, das  
hart ist,

Als des Menschen eigne Wahl, der den Himmel  
beherrscht,

Als des Menschen despotischer Wille, ja oft eine  
Stunde,

(So allmächtig ist die Zeit!) ihm selber es fest setzt.

Sollte denn nicht uns jede Erinnerung kräftig be-  
wegen? u. s. w.

Sehen

Sehen Sie die beiden zuvor angezeigten Bewegungsgründe deutlich. Verstehn Sie, was das für ein Schicksal ist, das gnädig, das hart ist? Wissen Sie, was die über Haufen gefallene Ameisenwelt eigentlich da bedeutet? Begreifen Sie, was es heißt; der Mensch beherrscht den Himmel? Und warum es in diesem Zusammenhange dasteht? Ihre Verwirrung soll gleich aufhören. Diese Finsterniß soll Licht werden. Lesen Sie Eberts Uebersetzung dieser Stelle, die ich Ihnen mit einigen geringen Veränderungen darneben stelle.

„Da wir, durch des Lebens vorbeystreichen,  
 „den Hauch, so leicht wie der Sommerstaub,  
 „von der Erde emporgeblasen, nur einen  
 „Augenblick einen schwindlichen Flug in die  
 „Luft thun; dann wieder niedersinken, mit  
 „der sinnlosen Masse vermischet werden, den  
 „betretenen Staub vermehren, und schlafen,  
 „bis die Erde selbst nicht mehr seyn wird:  
 „Da wir alsdann, wie Ameisen deren kleine  
 „Welt zerstöret worden, aus der Erde Ruinen  
 „mit bangem Entsetzen hervorkriechen,  
 „und



„und zum äußersten Schicksal von Quaal  
 „oder Wonne aufstehn; so wie es des Men-  
 „schen eigne Wahl (hierinn des Himmels  
 „Gesetzgeberin!) so wie es des Menschen  
 „despotische: Wille, vielleicht eine Stunde,  
 „(o wie allmächtig ist die Zeit!) hienieden  
 „beschließt. Sollte uns nicht jede Warnung  
 „in heftige Unruhe setzen? u. s. w.

Run sehn Sie beyde Gemälde und ihren  
 Kontrast deutlich. Erst von einem kurzen Hauch,  
 wie Sommerstaub in die Höhe geblasen; und  
 den schwindlichen Flug eines Augenblicks; und  
 dann das Ameisenähnliche Hervorkriechen aus  
 den Ruinen der Erde: erst das niedersinken und  
 Staub werden und das daurende sinnlose Schla-  
 fen; und dann das Aufstehn und die äußerste  
 Dauer des höchsten Gefühls: erst ein Augen-  
 blick; und dann, was von diesem Augenblick  
 abhängt. Wie sehr hat der poetische Ueberset-  
 zer das schöne Gemälde von der Kürze des Le-  
 bens — wir thun nur einen Augenblick einen  
 schwindlichen Flug in die Luft — verstellt?  
 Wie dunkel ist das letzte Schicksal unter seinen  
 Händen

**Händen geworden? Wie verwirrt er den Leser durch den Ausdruck? — der Mensch, der den Himmel beherrscht. — Wie sehr sind die kurzen gehäuften Züge bey ihm verschwunden! Doch warum sage ich Ihnen doch das? Sie fühlen es gewiß besser, als ich es ihnen sagen kann. Und Ihr Ohr empfindet es gewiß auch bey dieser Stelle, wie viel die prosaische Uebersetzung vor der poetischen, die doch harmonischer seyn sollte, an Harmonie voraus hat.**

**Die Fortsetzung folgt künftig.**

sind, giebt es nur wenige, die von Natur lang sind. Die meisten sind kurz, und müssen auch kurz gebraucht werden, ausgenommen wenn der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt, der sie verlängert; und alsdann ist es wieder ein Mißklang, und verdirbt den Sinn der Worte, wenn man sie kurz braucht.

Versuchen Sie es mal mit den übelklingenden Hexametern, die wir haben, ob nicht der Mangel ihrer Harmonie großen theils daher rührt, daß diese Regeln der Aussprache nicht sind beobachtet worden. Ich will ihnen aus dem Uebersetzer, den ich eben vor mir habe, einige Proben geben. Nehmen Sie den achten Gesang vor S. 221.

Zwar hat noch niemand das Lachen.  
 Je als schändlich zu tadeln gewagt; doch — einen  
 Gedanken.

Der nur strenge scheint, verzeih — es ist halb  
 unmoralisch:

Zu viel Nachsicht, wenn es sich in Menschenhaß  
 ausläßt, u. s. w.

Young sah es nicht als eine Qual an. Es war ihm ein angenehmer, aber zugleich erhabender Auftritt. „Wie hebt sich meine arbeitende Seele,“ sagt er voll Erstaunen über die Anstrengung, darin dieser große Gedanke seine Seele versetzt. Er erzählt es nicht nachher wie der Uebersetzer. Doch das sind noch Kleinigkeiten, die man ihm zu Gute halten muß. Ich überlasse Ihnen die ganze Stelle zu eigener Prüfung, sie würde für diesen Brief zu lang seyn. Ich will Ihnen nur einiges daraus aufzeichnen, um Sie in Ihrer Prüfung aufmerksamer zu machen. Young redt Gott so an: „Großes System der Vollkommenheiten! mächtige Ursach mächtiger Ursachen! Ursach sonder Ursach!“, der Uebersetzer läßt ihn um seine Parameter voll zu machen, so sprechen:

Großes System von allem vollkommen! Mächtige  
Ursach,  
kannst du nicht  
jeder andern, so mächtig sie ist! Du Quelle  
von diesen,  
selbst aus keiner Quelle entsprossen! —

Hat

Hat er nicht die Gedanken durch die Erweiterung schärf und profaisch gemacht? — Young nennt Gott: „Vater dieser unermesslicher Masse: vielfachgestalteter Materie; sie sey dicht oder locker; dunkel oder hell; schnell oder in Ruhe; klein oder gränzenlos; in jedem dieser äußersten Grade gleich erstaunenswürdig, gleich geheimnißvoll für den Menschen!“, der Uebersetzer nennt ihn in wortreichern Hexametern also:

Vater der Masse,  
die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen  
dieser Materie; dicht oder locker; hell oder schattig;  
schnell sich bewegend, oder in Ruh; groß, über  
die Schranken  
aller Vorstellung weg, oder klein! Dem Menschen  
in beyden  
äußerst entgegen gesetzten Gränzen und  
Maassen der Dinge  
gleich erstaunenswürdig, und ihm ein ewig Ge-  
heimniß.

Wer sieht nicht, daß Youngs Ungestüm und die Fülle seiner Phantasie lauter-kurze Züge nothwendig machte? Eben in dieser Kürze liegt die Größe und Stärke der Gedanken. Wer sie

ausbehnt, tödtet sie. Wenn Young wörtlich  
 sagt: „in jedem Aeußersten von gleichem Ge-  
 „heimniß und Erstaunen für den Menschen.“ so  
 wird ja der schnelle Flug seiner rauschend fort-  
 treibenden Phantasie in ein langweiliges Kries-  
 chen verwandelt, wenn man ihm anstatt dessen  
 in einem langen Geschleppes matter Worte sa-  
 gen läßt: „Dem Menschen in beiden äußerst  
 „entgegen gesetzten Grängen und Maassen der  
 „Dinge gleich erstaunenswürdig, und ihm ein  
 „ewig Geheimniß.“ Dies ist ein Mangel des  
 Gefühls, der dem Uebersetzer auch wenn er Prose  
 geschrieben hätte, kaum zu vergeben wäre. Und  
 würden Sie wohl die Zeilen ohne Hülfe des ge-  
 gen überstehenden Originals verstehen? „Vater  
 „der Maasse, die nichts ausmüßt, der mannig-  
 „faltigen Formen dieser Materie; dicht oder lo-  
 „cker, u. s. w.“ Errathen Sie wohl, daß  
 Gott hier als der Vater der unermesslichen  
 Maasse der mannigfaltiggeformten, dichten,  
 lockern, hellen, dunkeln u. s. w. Materie be-  
 schrieben wird? Und welch ein Hexameter!

u    -    -    -    u    -    u    -    u    u    -    u  
 Die nichts ausmüßt, der mannigfaltigen Formen  
 Doch

Doch weiter. Sonst werde ich nicht fertig.  
Einige Zeilen darauf sagt der Uebersetzer:

Vater der glänzenden Millionen, mit denen die  
Nacht prangt!

Deren geringste schon wäre vollkommenem Herold  
der Gottheit,

Hätte allein schon dem, der schaut, die Knie  
gebogen.

Hier sehen Sie eine fühne Uebersetzung der Kon-  
struktion. Das ist doch poetisch! Ja, wenn es  
nur auch verständlich wäre! Sehn Sie das Ori-  
ginal an, wenn Sie es verstehen wollen. Nicht  
wahr Noang nennt Gott?

„Vater jener schimmernden Millionen der  
Nacht, von denen auch der geringste Stern  
die völlige Gottheit verkündigt, und den  
Anschauer auf seine Knie geworfen hätte.“  
Und versteht man? Man fühlt man auch die  
Stärke des Gedankens, daß der geringste unter  
den Millionen Dingen, den Menschen, der ihn  
auch nur allein erblickt hätte, zur tiefen und  
schnellen Anbetung der Gottheit hingerissen ha-  
ben würde. Ihnen darf ich es wohl nicht sagen,

wie sehr es gegen einander absteigt, auf die Knie geworfen, und — die Knien gebogen. Warum schrieb doch der Mann Hexameter?

Koung fährt hierauf fort: „Oder sage, wählst du eine höhere Benennung? Vater der zeitlichen Herrn der Materie! Vater der Geister! der edlen Kinder! dieser Funken der hohen väterlichen Herrlichkeit, die mit Vernunft und Instinkt und Anschauen in verschiedenen Maassen und Abänderungen reichlich begabt sind; dieser blässern oder glänzenden Strahlen des göttlichen Tages, durch die Finsterniß der organisirten Materie (dieses Behältniß aller erschaffenen Geister,) zu brechen; Strahlen, die sich über einander in höherem Lichte erheben, bis der letzte zum stärksten Glanze der nächsten Annäherung zur Gottheit, reift..“ Nun hören Sie ihn auch in der poetischen Uebersetzung sprechen:

Oder sage, wählst du dir noch höhere Namen?  
Vater des Herrn der Körperwelt, dieser Edlen  
der Erzel

Vater



Der hat er oft genug lang gebraucht, und warum sollte die Partikel zu einen Vorzug darin haben. Kleine kann eben so wohl aus zwey kurzen Sylben bestehn als über und eine in der

vierten Zeile. Ameisen ist freylich ein wenig hart, aber die poetische Freyheit entschuldigt es. Und muß man nicht solchen kleinen Mißstand dem Schwunge der Gedanken, und der Stärke des Ausdrucks, die in diesen Zeilen herrscht, opfern?

Nun werden Sie müde seyn, mich und den Uebersetzer zu hören. Mein Brief ist auch lang. Wir wollen es, wenn Sie zu mir kommen, einst untersuchen, ob die Dichter deren Hexameter uns am besten ins Ohr klingen, nicht die prosodischen Regeln beobachtet haben, die in den bisherigen Anmerkungen enthalten sind. Youngs Uebersetzer hat mir die Exempel dazu hergeben müssen, weil ich ihn eben in der Hand hatte. Schlagen Sie andere Dichter darneben auf, und prüfen Sie selbst. Erwarten Sie

näch-

sehen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem vollen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklinge voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Young und Ebert S. 437. „Der frühigen Lerebe helles Morgenlied erweckt den heraufsteigenden Tag. Von den schärffsten Dornen des Grams gerist, strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele! mit wachsamem Melodien die traurige Dunkelheit aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zuzuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Deutigen.“ Sie fühlen es, daß dieser adenumäßige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedruckt worden.

worden. Wie steif und unpassend klingt hingen-  
gen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des  
Dichters! Er spricht:

Wanter schreiet heftig schallend ihr Lied den kom-  
menden Morgen.

Gegen den Dorn der Schmerzen, des Schicksals  
die Seele verwundet,

such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu er-  
muncern,

und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch  
Gesänge zu theilen.

Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch auch ruf  
ich vergebens.

Schöne Sängern, du verwehnst sie durch  
süßere Töne.

Die schönenzüge vom hellen Morgenliede der  
Lerche, die wachsamem Melodien, das Auf-  
heitern der traurigen Dunkelheit, und das  
Tauschsym der Sterne gegen sein Lied, suchen  
Sie hier vergebens. Es ist in matte, allge-  
meine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt  
das den Gram (denn von Gram ist hier die  
Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen-  
ranken vorgestellt wird, oder wie es Young

fen ausgedruckt hat. Ein Uebersetzer hat also die Pflicht auf sich, nicht allein seine Urschrift zu verstehen, sondern auch den unterscheidenden Ton derselben, und den Charakter ihrer Schreibart zu finden, und sich hineinzusehen. Alsdenn hat er erst übersezt, das heißt, er hat seinen Landsleuten die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton eines fremden Originals bekannt gemacht. Wenn ich mir den Unterscheid einer Umschreibung und Uebersetzung recht deutlich machen will, pflege ich mir ein Miniaturgemälde als das Original vorzustellen, welches durch die Umschreibung mit Röthel ins Große gebracht worden, damit blöde Augen, die an jenem nichts unterscheiden können, von der Figur, dem Verhältniß und der Gestalt seiner Theile, und von der Anordnung des Gemäldes ein deutliches Bild erlangen. Die Uebersetzung hingegen ist eine genaue Kopie, darin man die Feinheit und die Nuancen der Züge, den Pinselstrich des Originals, den besondern Auftrag, die Vertheilung der Farben, und die eigenthümliche Manier des Malers auszudru-  
cken

„und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit „Grausen...“ Mit welcher Geschicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewisse Streifigkeit vergeben haben würde, einen solchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenstände angemessen ist; und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß, daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie hingehören, und wo sie ihre Wirkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu sagen, hat er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber einen langsamern, und für die ernste Materie ange-

angenehmern feyerlichen Gang bestimmt, als  
in den Englischen Versen beobachtet worden.

Die Kunst ist dem poetischen Uebersetzer  
ganz unbekannt geblieben. Er verwickelt sich in  
die Nebenzüge, bringt sie am unrechten Orte  
an, schadet dadurch der Deutlichkeit, zwingt  
das, wo er nur kann, ins Solbenmaß hinein,  
und giebt seinen Versen dadurch eine Unbiegsam-  
keit, und seinen Gedanken eine Dunkelheit,  
die beyde widerwillig macht. Diese Stelle ist  
zwar noch in enträglichem Hexameter gesetzt, aber  
lesen Sie, ob ich nicht mit meinem Urtheil zu  
viel thue.

Steht den Verführer! da scheint das Gewissen  
auf Rosen zu schlummern,

Durch den Sireneugesang, in sanfter Ruhe gewie-  
get;

Schläfrig mit sich neigendem Haupt der Pflicht zu  
vergessen,

bald der stürzenden Luß den entfallnen Fißel zu  
lassen,

und uns unbemerkt, ohne Rückruf, der  
Freiheit zu opfern: —

Aber da steht er, euch heimlich bewachend, der  
listige Kläger,

jedes

will sich nur Augenblicke verweilen. Dies scheint mir Youngs dichterischer Charakter, dies scheint mir, wenn ich so sagen darf, der Ton zu seyn, worauf seine Leier gestimmt war.

Sie werden mir Recht geben, daß ich diesen Charakter in der Uebersetzung finden muß, wenn ich daraus erkennen soll, was Young für ein Dichter sey. Diese Kühnheit, diese kurzen und starken Gegensätze, diesen ungehümen Flug der Einbildungskraft, dieses unaufhaltsame Bestreben die äußersten Gränzen des Denkens zu erreichen, muß, wo nicht in jeder einzelnen Stelle, (weil es die Natur der Sprache, darin man übersetzt, vielleicht nicht immer gestattet,) doch durch die ganze Uebersetzung so herrschend seyn, daß es recht treffend ins Auge fällt. Wenn man aber die Kühnheit seiner Metaphern durch Umschreibungen aufhebt, seine Gegensätze vernichtet, oder durch unrichtige Ausbildungen falsch kontrastirt, seine Kürze durch überflüssige Beywörter dehnend macht, und ins langweilige zieht, und den rauschenden Flug seiner

O verräthrich Gewissen! auf Rosen scheint es,  
 und Myrthen,  
 Durch Sirenenfang eingeschlüfert, zu ruhn;  
 und die Amtspflicht  
 Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den  
 schlafferen Jügel  
 Schießen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne  
 Bemerkung,  
 Uns dem Ansturm wilderer Freiheit ganz hinzuge-  
 ben: —  
 Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen  
 Stande,  
 Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau  
 auf;  
 Und sein schreckliches Tagebuch füllt er an mit  
 Grausen.

Lesen Sie noch, — und dieß sey die letzte  
 Probe, die ich Ihnen gebe; — B. 466. in eben  
 dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es  
 herausfinden können, daß Noong hier den  
 freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendig-  
 es Mittel zur Besserung des Verstandes anpreis-



so stockt er bald. Lust bedarf der verspernte Gedanke,

oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht sehen.

War das Denken allein genung; was sollte die Sprache!

Süße Sprache, bald sein Kanal! und bald sein Probierstein!

In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlacken;  
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.

Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:

Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, ersaufen.

Auch den verschenkten Gedanken besitz man desto gewisser:

wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Leben

des Verstandes Geburten, die stumm sich selber vergessen.

Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und erhält es;

Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Kisthaus der Seele,

theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.

Welche

O verräthrisch Gewissen! auf Rosen scheint es,  
 und Myrthen,  
 Durch Sirenenfang eingeschlüfert, zu ruhn;  
 und die Amtspflicht  
 Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den  
 schlafferen Jügel  
 Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne  
 Bemerkung,  
 Uns dem Ansturm wilderer Freyheit ganz hinzuge-  
 ben: —  
 Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen  
 Stande,  
 Zeichnet der schlaue Fläger jeden Fehler genau  
 auf;  
 Und sein schreckliches Tagebuch füllt er an mit  
 Grausen.

Lesen Sie noch, — und Dieß sey die letzte  
 Probe, die ich Ihnen gebe; — B. 466. in eben  
 dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es  
 herausfinden können, daß Young hier den  
 freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendig-  
 ges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreis-  
 te. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die  
 Oefnung zu geben,

„Plötzlich gestürzt von der Mittagsböhe des fröhlichen Lebens!

„Plötzlich gerissen von dem, was wir sind, von dem, was wir lieben!

„Auf ein Lager der Schmerzen geworfen, die nichts überwindet!

„In ein dunkel Gewirr, wohin keine Rathmaßung dringet!

„Schwacher Natur zum Schrecken! der stärksten Vernunft zum Schauder!

„Das sich öffnende Grab! die ihn verlöschende Sonne!

„Und das letzte, letzte; — was kein Wort mir beschreibet,

„kein Gedanke erreicht! — das letzte Schweigen des Freundes!..

Wo ist dieß Graun, dieß Erstaunen, das schreckliche Gera von Nebeln,

deren jedes schon einzeln erschreckt, vom Menschen sich fordern?

von Philandern, den ich als Menschen betrachte bis ich.

Werden Sie nicht sagen, der Uebersetzer hat den Vers füllen wollen, da er anstatt des Englischen plays den gemeinen Ausdruck braucht,

O verräthrisch Gewissen! auf Rosen scheint es,  
 und Myrthen,  
 Durch Sirenengesang eingeschlüfert, zu ruhn;  
 und die Amtspflicht  
 Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den  
 schlafferen Jüget  
 Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne  
 Bemerkung,  
 Uns dem Unfinn wilderer Freiheit ganz hinzuge-  
 ben: —  
 Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen  
 Stande,  
 Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau  
 auf;  
 Und sein schreckliches Tagebuch füllt er an mit  
 Grausen.

Lesen Sie noch, — und Dieß sey die letzte  
 Probe, die ich Ihnen gebe; — B. 466. in eben  
 dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es  
 herausfinden können, daß Young hier den  
 freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendig-  
 es Mittel zur Besserung des Verstandes anpreis-  
 te. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die  
 Oefnung zu geben,

so stockt er bald. Lust bedarf der verspernte Ge-  
danke,  
oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne  
nicht sehen.

War das Denken allein genung; was sollte die  
Sprache!

Stille Sprache, bald sein Kanal! und bald sein  
Probierstein!

In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlacken;  
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Wor-  
te ihn münzen.

Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig  
zu nützen:

Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, er-  
kaufen.

Auch den verschenkten Gedanken besitzt man  
desto gewisser:

wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten  
im Leben

des Verstandes Geburten, die stumm sich sel-  
ber vergessen.

Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und  
erhält es;

Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Kük-  
haus der Seele,

theilet Glanz zur Zierde ihm mit, und Schärfe  
zum Nutzen.

Walden

Worte es ausdrücken, Gedanken es erreichen?) setzt er das so gemein gewordene je ne fais quoi. Bey den letzten drey Versen endlich kann man jeden Leser auffordern, ob er den Sinn des Verfassers, dem ich in der wörtlichen Uebersetzung ausgedrückt habe; und die große Schilderung, die Young von Philandern macht, ohne Mühe herausfindet? Wenigstens muß ich von mir sagen, daß mir das Original erst die Uebersetzung erklärt habe.

Doch hier haben Sie noch andere Stellen. Urtheilen Sie daraus, ob ich Sie gleich anfangs nur auf eine der schlechtesten habe hinweisen wollen. In der zweiten Nacht fordert Young V. 390. den Menschen auf, an die Ewigkeit zu denken, und keine Gelegenheit, die ihn daran erinnern kann; ungenutzt zu lassen; und er bedient sich dazu dieses doppelten Bewegungsgrundes. Einmal, weil das Leben sehr kurz ist, und dann, weil unser künftiges Schicksal vom Gebrauch dieses kurzen Lebens abhängt. Dies ist der Inhalt der zwölf folgenden Verse. Ich frage Sie aber, ob es Ihnen nicht selbst nach

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XII. Den 14. Juny 1764.

---

Beschluß des zwey hundert und vier  
und achtzigsten Briefes.

Verstehen Sie wohl, auf was für Art sich diese Gedanken hier zusammen finden? Und sollte man nicht glauben, daß Young selbst nicht gewußt habe, was diese unreife und halbgebohrne Gedanken eigentlich bedeuten sollten? Aber zu Rettung seiner Ehre in Deutschland findet man von diesen und vielen ähnlichen Stellen des poetischen Verkleiders der Nachgedanken, die wahre Auslegung in der Ebertschen Uebersetzung. In dieser Auslegung ist alles Licht und Zusammenhang, und Reife der Gedanken. Young bleibt hier Young. Young und Ebert drucken sich so aus: „Hast du keinen Freund, um „deinem Geiste Ausfluß zu verschaffen? Der „gesunde Verstand wird ein fauler Sumpf wer-

Achtzehnter Theil. M „den.

sehen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklinge voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Nourg und Ebert S. 437. „Der freudigen Lerche helles Morgenlied erweckt den heraufsteigenden Tag. „Von den schärfsten Dornen des Grams geritzt, „strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele!, mit „wachsamem Melodien die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zu „zuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine „Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Deutlichen.“ Sie fühlen es, daß dieser obenmäßige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedrückt worden.



morden. Wie steif und unpassend klingen  
gen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des  
Dichters! Er spricht:

Stiller senckt heil'schallend ihr Lied den kom-  
menden Morgen.

Stem den Donn der Schmerzen; daß Stachel  
die Seele verwundet.

Such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu er-  
muncern,

und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch  
Gesänge zu theilen.

Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch auch ruf  
ich vergebens.

Schöne Sängern, du verwöhnst sie durch  
höhere Töne.

Die schönen Züge vom hellen Morgenliede der  
Lerche, die wachsam Melodien, das Auf-  
heitern der traurigen Dunkelheit, und das  
Taubseyn der Sterne gegen sein Lied; suchen  
Sie hier vergebens. Es ist in matte, allge-  
meine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt  
das den Gram; (denn von Gram ist hier die  
Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen-  
rösend vorgestellt wird, oder wie es Young

noch stärker sagt; indem des Grams schärfster  
Dorn tief in meine Brust dringt: und wie ihm  
bedeutend und tautologisch ist es hingegen? Der  
Dorn der Schmerzen, des Stachel die Seele  
verwundet. Der Dorn ist ja selbst der Stachel;  
und der Schmerz verwundet nicht, sondern die  
Verwundung geht vorher. Die Apostrophe an  
die Sterne ist zur Unzeit: der Uebersetzer hätte  
sie für andere Stellen, wo er sie weggelassen  
hat, versparen können. Hier hat es der Dich-  
ter mit Philoniden zu thun.

In der zwölften Nacht N. 256. sagt Young  
und Ebert. „O verführerisches Gewissen!  
„Indem es von Sirenenesfängen eingeschleppt,  
„auf Rosen und Narzissen zu ruhen scheint: in-  
„dem es, über der ihr anvertrauten Sorge  
„schlummernd, der blindlings fortrennenden  
„Begierde den schlaffen Fügelschleiffen zu lassen,  
„und uns unzurückgerufen, unbemerkt, der  
„wildem Freyheit zu übergeben (abzulassen):  
„scheint: — Siehe, so zeichnet des schlauen An-  
„geber hinten in seinem Winkel jeden Fohler auf,  
„und

und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit „Grausen.“ Mit welcher Geschicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewisse Streifigkeit vergeben haben würde, einen solchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenstande angemessen ist, und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß, daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie hingehören, und wo sie ihre Wirkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mir zu sagen, hat er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber einen langsamern, und für die ernste Materie ange-

Roung sah es nicht als eine Qual an. Es war ihm ein angenehmer, aber zugleich erschauender Auftritt. „Wie hebt sich meine arbeitende Seele,“ sagt er voll Erstaunen über die Anstrengung, darin dieser große Gebante seine Seele versetzt. Er erzählt es nicht nachher wie der Uebersetzer. Doch das sind noch Kleinigkeiten, die man ihm zu Gute halten muß. Ich überlasse Ihnen die ganze Stelle zu eigener Prüfung, sie würde für diesen Brief zu lang seyn. Ich will Ihnen nur einiges daraus aufzeichnen, um Sie in Ihrer Prüfung aufmerksamer zu machen. Roung redt Gott so an: „Großes System der Vollkommenheiten! mächtige Ursach mächtiger Ursachen! Ursach sonder Ursach!“, der Uebersetzer läßt ihn um seine Parameter voll zu machen, so sprechen:

Großes System von allem vollkommen! Mächtigste Ursach,  
 jeder andern, so mächtig sie ist! Du Quelle  
 von diesen,  
 selbst aus Feiner Quelle entsprossen! —

Das

Hat er nicht die Gedanken durch die Erweiterung schädel und profaisch gemacht? — Noong nennt Gott: „Vater dieser unermesslicher Masse  
 „vielsachgestalteter Materie; sie sey dicht oder  
 „locker; dunkel oder hell; schnell oder in Ruhe;  
 „klein oder gränzenlos; in jedem dieser äußers-  
 „sten Grade gleich ersaunenswürdig, gleich  
 „geheimnißvoll für den Menschen!“, der Ueberset-  
 zer nennt ihn in wortreichern Hexametern also:

Vater der Masse,  
 die nichts ausmißt, der mannigfaltigen Formen  
 dieser Materie; dicht oder locker; hell oder schattig;  
 schnell sich bewegend, oder in Ruh; groß, über  
 die Schranken  
 aller Vorstellung weg, oder klein! Dem Menschen  
 in beyden  
 äußerst entgegen gesetzten Gränzen und  
 Maassen der Dinge  
 gleich ersaunenswürdig, und ihm ein ewig Ge-  
 heimniß.

Wer sieht nicht, daß Noongs Ungestüm und die  
 Fülle seiner Phantasie lauter kurze Züge noth-  
 wendig machte? Eben in dieser Kürze liegt die  
 Größe und Stärke der Gedanken. Wer sie  
 2 auß-

ausdehnt, wäret sie. Wenn Young wirklich  
 sagt: „in jedem Aeußersten von gleichem Ge-  
 heimniß und Erstaunen für den Menschen, so  
 wird ja der schnelle Flug seiner rauschend fort-  
 treibenden Phantasie in ein langweiliges Kries-  
 chen verwandelt, wenn man ihm anstatt dessen  
 in einem langen Geschleppe matter Worte sa-  
 gen läßt: „Dem Menschen in beiden äußerst  
 „entgegen gesetzten Grängen und Maassen der  
 „Dinge gleich erstaunenswürdig, und ihm ein  
 „ewig Geheimniß.“ Dies ist ein Mangel des  
 Gefühls, der dem Uebersetzer auch wenn er Prose  
 geschrieben hätte, kaum zu vergeben wäre. Und  
 würden Sie wohl die Zeilen ohne Hülfe des ge-  
 gen überstehenden Originals verstehen? „Vater  
 „der Masse, die nichts ausmisset, der mannig-  
 „faltigen Formen dieser Materie; dicht oder lo-  
 „cker, u. s. w.“ Errathen Sie wohl, daß  
 Gott hier als der Vater der unermesslichen  
 Masse der mannigfaltiggeformten, dichten,  
 lockern, hellen, dunkeln u. s. w. Materie be-  
 schrieben wird? Und welch ein Hexameter!

Die nichts ausmisset, der mannigfaltigen Formen  
 Doch

Doch weiter. Sonst werde ich nicht fertig.

Einige Zeilen darauf sagt der Uebersetzer:

Vater der glänzenden Millionen, mit denen die  
Nacht prangt!

Derer geringste schon wäre vollkommenster Herold

der Gottheit;

Hätte allein schon dem, der schaut, die Knie  
gebogen.

Hier sehen Sie eine kühne Verletzung der Konstruktion. Das ist doch poetisch! Ja, wenn es nur auch verständlich wäre! Sehn Sie das Original an, wenn Sie es verstehen wollen. Nicht wahr König nennt Gott?

„Vater jener schimmernden Millionen der

„Nacht, von denen auch der geringste Stern

„die völlige Gottheit verkündigt, und den

„Anschauer auf seine Knie geworfen hätte.“

Man versteht nichts. Man fühlt man auch die

Stärke des Gedankens, daß der geringste unter

den Millionen Dingen, den Menschen, der ihn

auch nur allein erblickt hätte, zur tiefen und

schnellen Anbetung der Gottheit hingerissen ha-

ben würde. Ihnen darf ich es wohl nicht sagen,

wie sehr es gegen einander absticht, auf die Knie geworfen, und — die Knien gebogen. Warum schrieb doch der Mann Hexameter?

Roung fährt hierauf fort: „Oder sage, wählst du eine höhere Benennung? Vater der zeitlichen Herrn der Materie! Vater der Geister! der edlen Kinder! dieser Funken der hohen väterlichen Herrlichkeit, die mit Vernunft und Instinkt und Anschauen in verschiedenen Maassen und Abänderungen reichlich begabt sind; dieser blässern oder glänzenden Strahlen des göttlichen Tages, durch die Finsterniß der organisirten Materie (dieses Behältniß aller erschaffenen Geister,) zu brechen; Strahlen, die sich über einander in höherem Lichte erheben, bis der letzte zum stärksten Glanze der nächsten Annäherung zur Gottheit, reift... Nun hören Sie ihn auch in der poetischen Uebersetzung sprechen:

Oder sage, wählst du dir noch höhere Namen?  
Vater des Herrn der Körperwelt, dieser Edlen  
der Erzel

Vater



Vater der Geister! des edlern Geschlechtes! der  
 Juxten der hohen  
 väterlichen Majestät; so köstlich begabet  
 mit so mannigfaltigem Maass, verschiedenen  
 Arten

des Instinctes, der Vernunft, der Erkenntnis;  
 die anschaut und

blasser oder hellerer Abglanz des göttlichen Tages,  
 durch die Finsternis organischer Körper zu brechen,

womit jeder erschaffne Geist sich beschäftigt und  
 umgeht;

Strahlen, wo jede über einander in stärkerem  
 Lichte  
 sich erheben, bis der letzte zum mächtigsten Glanz  
 reift,

Der am meisten der Gottheit nahe.  
 Würde nicht dem Uebersetzer selbst bange wer-  
 den, wenn er den Sinn aus diesen Zeilen an-  
 geben sollte? in welcher falschen Konstruktion,  
 und wie durth einander gewickelt, hat er das  
 gesagt, was Young bestimmt genug von ein-  
 ander unterschieden hat! Und in welchem gera-  
 debrechten Versmaass! und mit welcher prosai-

sehen Langweiligkeit! Wenn man diese Verse auch nur als Prose liest, ist es übelklingende Prose.

Doch ich werde müde, ihm weiter nachzufolgen. Um ihn in seinem völligen Lichte zu zeigen, will ich nur noch einige Stellen aus seiner und Hrn. Eberts Uebersetzung, so wie ich sie eben aufschlage, gegen einander setzen. Sie mögen dann selbst urtheilen, wie viel diese vor jener an Treue, an Nachdruck, an dichterischer Schönheit und Wohlklinge voraus habe.

In der ersten Nacht spricht Noug und Ebert S. 437. „Der freudigen Lerche helles Morgenlied erweckt den heraufsteigenden Tag. „Von den schärfsten Dornen des Grams geritzt, „strebe ich, gleich dir, o süsse Philomele!, mit „wachsamem Melodien die traurige Dunkelheit „aufzuheitern, und rufe den Sternen, mir zu „zuhören: Umsonst; jeder Stern ist gegen meine „Lieder taub, und ergötzt sich nur an den Deinen.“ Sie fühlen es, daß dieser edelmäßige Gedanke hier mit der sanften Melodie, die dem Gegenstande angemessen ist, ausgedruckt worden.

worden. Wie steif und unpassend klingt hingen-  
gen die mit Worten gedehnte Uebersetzung des  
Dichters! Er spricht:

Wanter stredt heft'schallend ihr Lied den kom-  
menden Morgen.

Gegen den Dorn der Schmerzen; des Grams  
die Seele verwundet,  
such ich melodisch mit dir Philomele! mich zu er-  
muntern,

und die Traurigkeit, die mich umwölkt, durch  
Gesänge zu theilen.

Hört, ihr Sterne, mein Lied! jedoch auch ruft  
ich vergebens.

Schöne Sängern, du verwehnst sie durch  
süßere Töne.

Die schönen Sätze vom hellen Morgenliede der  
Lerche, die wachsam Melodien, das Auf-  
heitern der traurigen Dunkelheit, und das  
Taubseyn der Sterne gegen sein Lied, suchen  
Sie hier vergebens. Es ist in matte, allge-  
meine Ausdrücke verwandelt. Wie stark mahlt  
das den Gram; (denn von Gram ist hier die  
Rede;) daß er als mit den schärfsten Dornen  
zerringend vorgestellt wird, oder wie es Young

noch stärker sagt; indem des Grams schärfster  
Dorn tief in meine Brust dringt: und wie uns  
bedeutend und tautologisch ist es hingegen? Der  
Dorn der Schmerzen, des Stachel die Seele  
verwundet. Der Dorn ist ja selbst der Stachel;  
und der Schmerz verwundet nicht, sondern die  
Verwundung geht vorher. Die Apostrophe an  
die Sterne ist zur Unzeit: der Uebersetzer hätte  
sie für andere Stellen, wo er sie weggelassen  
hat, versparen können. Hier hat es der Dicht-  
er mit Philomelen zu thun.

In der zweiten Nacht V. 256. sagt Young  
und Ebert. „O verführerisches Gewissen!  
„Indem es von Sirenen gefangen eingeschloffen,  
„auf Kissen und Wärrchen zu ruhen scheint; in-  
„dem es, über der ihr unvermutheten Sorge  
„schlummernd, der blindlings fortrennenden  
„Begierde den schloffen Flügel schießen zu lassen,  
„und uns unzurückgerufen, unbemerkt, der  
„wildern Freyheit zu übergeben (abzulaufen)  
„scheint: — Siehe, so zeichnet der schlaue An-  
„geber hinten in seinem Winkel jeden Fehler auf,  
„und

und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit „Grausen...“ Mit welcher Geschicklichkeit hat Hr. Ebert einer Periode, der man um verschiedener darin enthaltener Nebenzüge willen, eine gewisse Streifigkeit vergeben haben würde, einen solchen rollenden Schwung gegeben, der dem Gegenstande angemessen ist, und zugleich das Licht nicht allein nicht verhindert, sondern auch befördert. Ueberhaupt muß man es ihm zugestehn, daß er die vielen Nebenzüge, womit Youngs reiche Phantasie den Gegenstand ausmahlt, gemeiniglich so wohl zu ordnen weiß, daß sie nicht allein grade da stehn, wo sie hingehören, und wo sie ihre Wirkung thun sollen; sondern auch den Wohlklang der Periode erhöhen. Und hierin, getraue ich mit zu sagen, hat er oft selbst sein Original übertroffen. Lesen Sie diese Stelle im Englischen gegen seine Uebersetzung; und fragen Sie Ihr Ohr, ob die deutsche Periode nicht merklichere Ruhepunkte, und bis zum Abschnitte einen sanfter fortlaufenden Schwung hat; nach dem Abschnitte aber einen langsamern, und für die ernste Materie ange-

angenehmern feyerlichen Gang bestimmt, als  
in den Englischen Versen beobachtet worden.

Die Kunst ist dem poetischen Uebersetzer  
ganz unbekannt geblieben. Er verwickelt sich in  
die Nebenzüge, bringt sie am unrechten Orte  
an, schadet dadurch der Deutlichkeit, zwingt  
sich so, er nur kann, ins Englische hinein,  
und giebt seinen Versen dadurch eine Unpiegsam-  
keit, und seinen Gedanken eine Dunkelheit,  
die beyde widerwillig macht. Diese Stelle ist  
zwar noch in eckrögleiche Hexameter gesetzt, aber  
lesen Sie, ob ich nicht mit meinem Urtheil zu  
viel thue.

Seht den Nereiden! da scheint das Gewissen  
auf Rosen zu schlummern,

Durch den Sireneugesang, in sanfter Ruhe gewie-  
get;

Schläfrig mit sich neigendem Haupt der Pflicht zu  
vergessen,

bald der stürzenden Luß den entfallnen Biegel zu  
lassen,

und uns unbemerkt, ohne Rückruf, der  
Freiheit zu opfern: —

Aber da steht er, euch heimlich bewachend, der  
listige Räger,

jedes

jedes Verbrechen bemerkt er genau, und schrei-  
 bet es nieder,  
 und erstaunt, wie das schreckliche Sünden-  
 verzeichniß sich häuſet.

Die unterstrichene Stellen ſind zum Original  
 zugeſlickt. Die fünfte und die letzte Zeile geben  
 einen ganz falſchen Sinn, und das Ganze  
 macht gar nicht das deutliche und kontrastiren-  
 de Bild vom Gewiſſen, daß es im Original  
 und in Eberts Ueberſetzung macht. Doch die  
 Vergleichung lehrt das augenſcheinlich. Liegt  
 die Schuld daran, daß es in Verſe überſetzt iſt?  
 Ey, ſo hätte ich mich lieber darauf nicht einge-  
 laſſen, wenn ich ſo viel von den Schönheiten  
 des Originals einem noch dazu höchſtlichen Splen-  
 denmaaß hätte opfern ſollen. Aber die  
 Schuld liegt nicht an der Verſart, ſondern an  
 dem, der ſie gebraucht. Sie wiſſen, daß un-  
 ſer Freund D. einige Stellen aus den Nachtge-  
 danken in Hexameter überſetzt hat. Ich finde  
 grade dieſe auch darunter, und Sie ſollen ſie  
 dagegen leſen.

O verräthrisch Gewissen! auf Rosen scheint es,  
 und Myrthen,  
 Durch Sirenengesang eingeschláfert, zu ruhn;  
 und die Amtspflicht  
 Leicht verschlummernd, der blinden Begierde den  
 schlafferen Jügel  
 Schiessen zu lassen, und ohne Zurückruf, ohne  
 Bemerkung,  
 Uns dem Unsinu wilderer Freyheit ganz hinzuge-  
 ben: —  
 Aber, siehe, hinten in seinem verborgenen  
 Stande,  
 Zeichnet der schlaue Kläger jeden Fehler genau  
 auf,  
 Und sein schreckliches Tagebuch füllt er an mit  
 Grausen.

Lesen Sie noch, — und Dieß sey die letzte  
 Probe, die ich Ihnen gebe; — B. 466. in eben  
 dieser Nacht, und versuchen Sie, ob Sie es  
 herausfinden können, daß Young hier den  
 freundschaftlichen Umgang, als ein nothwendis-  
 ges Mittel zur Besserung des Verstandes anpreis-  
 te. Sein Uebersetzer läßt ihn so sprechen:

Fehlt dir ein Freund, um deinem Verstande die  
 Oefnung zu geben,



so flackert er bald. Lust bedarf der verspernte Gedanke,

oder verdirbt, wie verlegne Waaren die Sonne nicht sehen.

War das Denken allein genung; was sollte die Sprache!

Süße Sprache, bald sein Kanal! und bald sein Probieckstein!

In der Mine ist der Gedanke Gold oder Schlacken;  
Dann erst wird sein Werth erkannt, wenn Worte ihn münzen.

Ist er ächt, so leg ihn zum Vorrath, ihn künftig zu nützen:

Vortheil kann er dir, vielleicht auch Ehre, erkaufen.

Auch den verschenkten Gedanken besitzt man desto gewisser:

wenn wir lehren, lernen wir zu; und behalten im Leben

des Verstandes Geburten, die stumm sich selber vergessen.

Sprache facht im Verstande ein Feuer auf, und erhält es;

Sprache polirt den ganzen Vorrath, das Kisthaus der Seele,

theilet Glanz zur Pierde ihm mit, und Schärfe zum Nutzen.

Welche

Welche Haufen liegen nicht in der Belehr-  
samkeit Scheide,  
bis ans Zeit ehrwürdig in Bände gesetzt  
und verroster,  
sonst nicht ungeschickt, im herrlichsten Glanze  
zu spielen,  
die sich Schärfe erwerben gekonnt, wenn sie  
halb nur die Zunge  
ihrer Mutter glücklich gekost, und Sprache  
gebohren.

Wie der wechselnde Eiss, der mit sich streitenden  
Wellen;

so bricht der Gedanken Tausch den Schaum des  
Belehren,

und besetzt den stehenden Teich von Fäulnis  
und Gestein.

Der Beschluß folgt künftig.

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XII. Den 14. Juny 1764.

---

Beschluß des zwey hundert und vier  
und achtzigsten Briefes.

Verstehen Sie wohl, auf was für Art sich diese Gedanken hier zusammen finden? Und sollte man nicht glauben, daß Young selbst nicht gewußt habe, was diese unreife und halbgebohrne Gedanken eigentlich bedeuten sollten? Aber zu Rettung seiner Ehre in Deutschland findet man von diesen und vielen ähnlichen Stellen des poetischen Verkleiders der Nachgedanken, die wahre Auslegung in der Ebertschen Uebersetzung. In dieser Auslegung ist alles Licht und Zusammenhang, und Reife der Gedanken. Young bleibt hier Young. Young und Ebert drucken sich so aus: „Hast du keinen Freund, um deinem Geiste Ausfluß zu verschaffen? Der gesunde Verstand wird ein saurer Sumpf werden.“

Achzehnter Theil. M „den.

„den. Versperrte Gedanken müssen Luft ha-  
„ben, oder sie verderben, gleich den Waarenbal-  
„len, die der Sonne nicht geöffnet sind. Wä-  
„ren Gedanken Alles gewesen, so wäre uns die  
„süße Rede versagt worden; die Rede, der Ge-  
„danken Kanal! die Rede, auch der Gedanken  
„Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Gru-  
„be liegen, können als Gold oder als Schla-  
„cken aus Licht kommen; sobald sie in Worten  
„geprägt erscheinen, so kennen wir erst ihren  
„eigentlichen Werth. Sind sie ächt, so ver-  
„wahre sie zu deinem künftigen Gebrauche; sie  
„werden dir Vorthail, vielleicht auch Ruhm,  
„verkaufen. Ja, je mehr wir unsre Gedanken  
„mittheilen, desto mehr besitzen wir sie; leb-  
„rend, lernen wir, und indem wir sie der Welt  
„geben, (zur Welt bringen,) behalten wir die  
„Geburten unsers Verstandes; sind sie stumm,  
„so werden sie vergessen. Durch die Rede wird  
„das Feuer der Seele angefaßt; durch die Rede  
„wird die Kistkammer des Geistes geschliffen; zur  
„Zierde, geschliffen; und zum Gebrauche, gewetzt.  
„O welch eine Menge liegt in der Gelehrsamkeit,  
und

„und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Schef-  
 „de, tief bis ans Hest versenkt, und eingerostet;  
 „welche mit lebhaften Strahlen hätten bligen,  
 „und eine durchdringende Schärfe gewinnen  
 „können, wenn sie zur Rede wären gehoben  
 „worden; wenn sie nur die halbe Bered-  
 „samkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich  
 „dem wechselnden Stöße kämpfender Wellen,  
 „bricht den Tausch der Gedanken den gelehrten  
 „Schaum, und läutert den trägen Sumpf des  
 „grübelnden Philosophen...“

Wundern Sie sich nicht, daß ein Mann, der an  
 der ersten Ausgabe der Ebertschen Uebersetzung  
 eine getreue Auslegung seines Originals vor sich  
 fand, dieses Hilfsmittel nicht besser genutzt hat,  
 seiner Arbeit wenigstens Licht und Deutlichkeit zu  
 geben? Aber so geht es, wenn man sich unter  
 das Joch des Sylbenmaasses begiebt. Alsdenn  
 muß man seinem eigenen Geiste entgegen arbei-  
 ten; und seine Gedanken um Ausdrücke so lange  
 zwingen und rädern, bis sie sich unter dem un-  
 gewohnten Druck ängstlich bequemen. Wenn  
 das Sylbenmaass Zwang anthut, der schreibe  
 doch ja keine Hexameter.

Sie wissen nun, mein Freund, genug, um  
 nach Hr. Eberts Uebersetzung zu greifen, wenn  
 Sie den Young deutsch lesen wollen. Ihr Ohr

und Ihr Verstand werden zugleich befriediget werden. Kann es ihnen noch mehr Lust dazu machen, wenn ich Ihnen sage, daß er die Gedanken seines Schriftstellers in vielen Anmerkungen erläutert, und mit vieler Belesenheit Stellen aus andern Autoren angezeigt hat, welche in den Gedanken oder Ausdrücken mit dem Verfasser eine Aehnlichkeit haben, oder die Quellen seyn sollen, woraus er geschöpft hat? Verschiedene Leser der Nachtgedanken werden dieser Erläuterungen bedürfen; und wer sie nicht nöthig hat, dem wird es doch mehrentheils angenehm seyn, einen Mann von gutem Geschmack darüber dissertiren zu hören. Selbst dann, wenn man nicht seiner Meynung ist, oder es fühlt, daß man von seiner Belesenheit und dem Aufsuchen wahrscheinlicher Quellen, woraus sein Lieblingsautor geschöpft haben soll, zu weit entfernt wird, weiß er uns bald durch eine eingemischte feine Bemerkung wieder mit sich zu versöhnen.

Nun, das ist ein langer Brief. Leben Sie wohl, mein Freund. Und schreiben Sie mir bald etwas aus Ihrer Gegend.

L.

Zwey

## Zwey hundert und fünf und achtzigster Brief.

Die Wirkung des leidigen Teufels auf arme besessene Menschen ist zwar durch die Lohmannsche Historie, allen Ungläubigen zum Schrecken genugsam bestätigt worden, dennoch höret der Arge nicht auf das menschliche Geschlecht zu peinigen; Nachdem er durch sehr wirksame Mittel aus der Lohmannin getrieben worden, ist er stehendes Fußes, — so wie seine Anherrn in die Bergesener Sänge, — in einen deutschen Schriftsteller gefahren, und hauset ist, wie die betrübte Erfahrung bezeuget, in dem Verfasser der Anmerkungen für deutsche Kunstrichter. Dieser trübselige Schriftsteller, mag es herzlich bereuen, daß er in seiner Schrift zuerst den Teufel zum Affen Gottes aufgesetzt, und ihm eine so ungemeine Gewalt über das menschliche Geschlecht eingeräumt, \*) denn ist äußern sich an ihm die sichersten Merkmale der teuflischen Besetzung. Sie wissen daß das römische Breviarium als zwey der untrüglichsten Kennzeichen der Besetzung anzieht, daß der Patient fremde Sprache redet, die er nicht versteht, und daß er Lasten aufhebt, oder andere Dinge thut, die er durch natürliche Kräfte nicht hätte zuwege bringen können. Beide Kennzeichen finden sich an unserm Anmercker von dem

W 3

Beweis,

\*) S. 12ten April der Br. S. 165.

Beweis, und an dem letztern kann man leider nunmehr auch nicht ferner zweifeln, da dieser Schriftsteller unternommen hat, ein Trauerspiel zu schreiben. Wirklich ein Trauerspiel \*) ein Werk dem sonst nur die besten Köpfe gewachsen sind, unternimmt der Herr Anmerker! Muß nicht der Ankläger im Spiele seyn?

Wenn man dieses Stück näher betrachtet, so steht man noch sicherer ein, daß der Dichter nicht umsonst unserm Verfasser zugerufen hat:

Von ihm kommt Fieber, Pest, des Hypochonds  
ders Stich

Er spricht aus Rasenden, und übersetzt durch dich.  
Denn wie Kluge Leute sprechen und handeln die Personen dieses Trauerspiels wahrhaftig nicht. Cäsar und Mark Anton wechseln abgeschmackte Metaphern. Cäsar sagt: „Ich entdecke Seiten in deinem Herzen, die zu dem meinigen gestimmt sind, wenn diese schlagen, so geben die andern sympathetische Töne zurück.“ Mark Anton der vermuthlich kein Liebhaber der Musik seyn muß, weiß das Ding besser, wie es in seinem Herzen aussieht; „Nicht doch Dictator, sagt er, mein Herz ist der Marmor, in welchem du deine Gedanken bewahrest, mein Geist ist der dunkle Planet, der von deinem Lichte sein Leben empfangt. Meine Gedanken sind Funken, die sich von den Strahlen deines Geistes entzündet haben.“

\*) Julius Cäsar ein Trauerspiel, herausgegeben von dem Verfasser der Anmerkungen zum Gebrauche derer Kunstschüler. Leipzig bey Weidemann in 2.



haben. 1c., D! versetzt der höfliche Cäsar,  
„Das sind deine lebhaften Einfälle Anton.,

An einer andern Stelle redet Mark-Anton  
den Cäsar an: „Mein König, mein Sultan, nimm  
„den ersten Zoll der Anbetung von dem ersten  
„deiner Sklaven,, und Cäsar antwortet: „Dein  
„Dienst soll dich nicht schwer ankommen — stehe  
„auf mein Satrap!,,

Eben also redet Servilia, von „einem Serail  
„von Concubinen, unter welchen Cäsar der  
„einzige Mann wie ein Sultan herumwandelt,  
„und der Geliebten das Schnupftuch zuwirft.,  
Sie klagt zugleich, daß sich ihr Magen empöre,  
ich glaube es, denn meiner empört sich auch!

Calpurnia ist so eckel nicht; da sie an Mark-  
Antons Rocke etwas von dem Blute des ermor-  
deten Cäsars siehet, schneidet sie das Stückgen  
aus, und leget es auf ihre Brust, — welche  
Handlung! wenn sie nicht von einem Dämon  
besessen wäre, so könnte sie ja ohnmöglich sich an  
dem Blute ihres ermordeten Liebhabers weiden,  
sondern müßte vermuthlich mit einer weiblichen  
Zärtlichkeit dabey in Ohnmacht fallen.

Der B. thut in der Vorrede als ob ihm dieses  
Trauerspiel von einem andern Dichter sey zuge-  
schickt worden, und er also nur der bloße Her-  
ausgeber sey. Da auf dem äußern Titel Trauer-  
spiel steht, so hat er sein Stück auf dem innern  
Titel ein politisches Drama genennet. Hm! der  
Teufel ist eben kein Narr! Sehen Sie nicht, wie  
fein er uns will zu verstehen geben, daß dieses

Stück aus der Schweiz herkomme, woher man uns seit einiger Zeit so verschiedene traurige politische Schauspiele geliefert hat. Und da er die tiefe Verehrung Deutschlands gegen den ernsthaften Verfasser dieser Stücke kennet, so glaubt er sich auch unter dessen Schilde zu verstecken; — aber wie es mit dem Teufel gehet, die Hörner und der Pferdefuß guken immer irgendwo herfür! Wie könnte doch wohl der Schweizerische Schriftsteller der die Alten so wohl kennet, nicht wissen, daß Mark Anton ohnmöglich der allerniederträchtigste Speichellecker Cäsars könne gewesen seyn, daß Cäsar dessen feiner Charakter aus der Historie bekannt ist, an so albernen Schmeicheleien ohnmöglich könne Geschmack gefunden haben, daß Cicero wenn er mit Cäsar über die Feinheit von Rom redet, ohnmöglich habe weinen können, wie eine alte Frau, oder ein süßer seraphischer Jüngling aus dem Achtzehnten Jahrhunderte. Daß man zu Cäsars Zeiten nichts von Sultanen und Serailen könne gewußt haben. Diese und hundert andere Dinge zeugen deutlich, daß der schweizerische Schriftsteller an diesem Trauerspiele ganz unschuldig ist, und daß es der Verf. der Anmerkungen selbst ist, der von einem üblen Dämon geleitet, den unglücklichen Einfall gehabt hat, dieses Trauerspiel zu schreiben.

Re.

Zwey

## Zwey hundert und sechs und achtzigster Brief.

So! Meinen Sie man müsse mit dem Teufel nicht spassen; man dürfe ihn nicht an die Wand mahlen, er komme doch wohl; fast sollte ich es selbst glauben. Mir wird selbst bey dem Muthwillen den die Verf. der Briefe über die R. L. treiben, zuweilen nicht recht wohl zu Muth. Ich habe außerdem gestern Nacht einen schrecklichen Traum gehabt, gegen den der Traum der Calpurnia.\*) eine wirkliche Kleinigkeit ist. Ich will Ihnen zwar nicht den ganzen Traum erzählen, denn ich liebe die Mode der Schriftsteller eben nicht, die so lange ihre Träume erzählen, bis ihre Leser auch sanft einschlafen. Genug sey es, daß nachdem ich von tausend Schreckenbildern getäuscht worden, sich die Erde zu meinen Füßen aufthat, und einen schrecklichen Abgrund entdeckte. Indem ich mich umsah, erblickte ich unsern Freund B. der in Gesellschaft des Hrn. P. Blos am Rande sehr ruhig spazieren gieng, ich freute mich Bekannte zu finden, als mit einmal ein großer starker hagerer Mann mit einem langen Gewand und einer großen Alongeperücke auf beyde zulief. Seine ganze Figur sahe einem Schulmeister oder einem Magister Philosophia nicht unähnlich, und sein Gesicht zeigte Minen, die etwas von einem spanischen Inquisitor an sich hatten.

M 5

Warte

\*) C. Julius Cäsar C. 62.

Warte Legionsteufel, rief er, und indem ballte er die Faust gegen den Hrn. Hr. K. und schrie: und du vom Teufel besessener und höchstschandsatyrischer Schriftsteller, ihr habt die Sünde wider den heiligen Geist begangen, eures gleichen ist nicht im Abgrunde der Hölle, ihr sollt von der Erde lebendig verschlungen werden. Hier ist euer Urtheil, brüllte er, und fuhr uns mit einem Blatte unter die Nase; ich erschrock, wachte plötzlich auf, und sahe den Zeitungsboten vor meinem Bette stehen, der mir das befliegende Stück von den schwarzen Zeitungen überbrachte, das Sie lesen mögen, um zu sehen, wie unglücklich ihre Freunde seyn würden, wenn der lächerliche Stolz der Scheinheiligen mit der Macht verknüpft wäre die sich wünschten.

Re.

Hamburg den 12 März 1763.

Als ein unandelbarer Verehrer Lutherscher Ehre und Lehre habe des Hrn. D. und Prof. G. Schüze Schuschrift für Luthern mit Lust und Freuden gelesen, und mich dabey einer gewissen Anmerkung erinnert, die in meinen, zum Drucken bestimmten Memorandis immemoratis befindlich ist und so lautet:

„Bey dieser Gelegenheit, da ich der Luther Lieder gegen die zur Tugend führende Musik gedenke“

„Ne, kann ich nicht umhin derjenigen übergroßen  
 „frehen Untugend im Abscheu zu erwehnen, wo:  
 „mit dieser nie genug zu ehrende selige Mann  
 „Gottes, in einem noch nicht alten Buche, vom  
 „Jahr 1757. auf das Unverschämteste herangezom-  
 „men wird. Durch die so betitelten Mores erudito-  
 „rum eines Ungenannten, vom Teufel besessenen,  
 „und höchst schandsatirischen Schriftstellers, läßt  
 „derselbe, vel quasi, mittelst eines, von ihm ernachtes-  
 „ten Predigers, an seinen, dem Vorgeben nach,  
 „auf Universitäten befindlichen Sohn, diese haupts-  
 „sächliche Worte schreiben: „Zur Erforschung  
 „des wahren Sinnes der heiligen Schrift be-  
 „diene du dich keiner andern Hülfe, als der  
 „Uebersetzung unsers theuren Luthers. Es ist  
 „Undankbarkeit, und viele Auserwählten machen  
 „sich zu unsern Zeiten dieses Lasters schuldig,  
 „sich der Hülfsmittel nicht zu bedienen; die uns  
 „Gott, durch seine wunderbare Güte, geschen-  
 „ket hat. Vormalis war vielleicht die Kenntnis  
 „niß der griechischen und hebräischen Spras-  
 „chen eben nicht unnütze; jetzt aber, Gott sey  
 „ewig dafür gelobet und gepriesen, ist alles,  
 „durch die Uebersetzung dieses herrlichen Kün-  
 „stzeuges Gottes, so klar und deutlich, daß man  
 „nichts mehr hinzuzusetzen nöthig hat &c.“

„In diesem verstimten Tone gehet es weiter fort,  
 „und dem Kandidaten wird ironice angerathen,  
 „daß er die lieben schönen Kirchengesänge  
 „auswendig lernen soll, damit er solche, als  
 „einen köstlichen Zierrath, im Predigen an-  
 „bringen könne. „Meine Bauern, fügt der  
 „verlarote väterliche Bube hinzu, werden nie-  
 „mals vergessen, wie geschickt du in latvini-  
 „schen Sentenzen gewesen bist &c. &c.“ Zum  
 „Schluß aber werden zwey aus Spott nur so ge-  
 „nannte herrliche Bücher rekommandiret und zu-  
 „gleich

„gleich dem Briefe beigelegt, nemlich: Der all-  
zeit fertige Prediger und die Dispositiones auf  
alle Sonntags-evangelia.

„Der Recensent dieses saubern Bissleins, B. auch  
ein ungenannter Legionsteufel, der sich nur mit  
einem Buchstaben in den die Literatur betreffenden  
Briefen zu erkennen giebt, kann solche, des gottes-  
losen Verfassers, maiveté, wie er sie heisset, nicht  
genug loben. Er sagt gar, derselbe Verfasser sey  
von der Art, wie er ihn wünsche.“

„Like and like, said the Devil tho the  
Collier.“

„Diese erstaunliche Sünde wider den heil-  
gen Geist, da der Name Gottes so vielfältig und  
spöttisch, als wesentlich unnütz geführt wird,  
hat noch wohl ihres gleichen nicht im Ab-  
grunde der Hölle. Sie übertrifft alle Künste  
des Tausendkünstlers, und ihr Erfinder sollte bil-  
lig von der Erde lebendig verschlungen wer-  
den, mit seinem ganzen Anhange.“

Ende des achtzehnten Theils.









